

Brücken bauen:

Gemeinwesenorientierte Ansätze für Inklusion in St. Pölten

Arthofer Anjali Siri, BA
Frotzler Valentina, BA
Oblak Dario Roman, BA
Schut Pascal, BA, BMus

Masterthese

Eingereicht zur Erlangung des Grades
Master of Arts in Social Sciences
an der Fachhochschule St. Pölten

St. Pölten, im April 2025

Erstbegutachter*in: Hanna Vettori, BA, MA, MA
Zweitbegutachter*in: Pascal Laun, BA MA

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre an Eides statt, dass

- ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe.
- ich mich bei der Erstellung der Arbeit an die Standards guter wissenschaftlicher Praxis gemäß dem Leitfaden zum Wissenschaftlichen Arbeiten der FH St. Pölten gehalten habe.
- ich die vorliegende Arbeit an keiner Hochschule zur Beurteilung oder in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt oder veröffentlicht habe.

Über den Einsatz von Hilfsmitteln der generativen Künstlichen Intelligenz wie Chatbots, Bildgeneratoren, Programmieranwendungen, Paraphrasier- oder Übersetzungstools erkläre ich, dass

- ☐ im Zuge dieser Arbeit kein Hilfsmittel der generativen Künstlichen Intelligenz zum Einsatz gekommen ist.
- ☒ ich Hilfsmittel der generativen Künstlichen Intelligenz verwendet habe, um die Arbeit Korrektur zu lesen.
- ☐ ich Hilfsmittel der generativen Künstlichen Intelligenz verwendet habe, um Teile des Inhalts der Arbeit zu erstellen. Ich versichere, dass ich jeden generierten Inhalt mit der Originalquelle zitiert habe. Das genutzte Hilfsmittel der generativen Künstlichen Intelligenz ist an entsprechenden Stellen ausgewiesen.

Durch den Leitfaden zum Wissenschaftlichen Arbeiten der FH St. Pölten bin ich mir über die Konsequenzen einer wahrheitswidrigen Erklärung bewusst.

Abstract

Brücken bauen: Gemeinwesenorientierte Ansätze für Inklusion in St. Pölten

Arthofer Anjali Siri, Frotzler Valentina, Oblak Dario Roman, Schut Pascal

Diese Masterarbeit befasst sich mit der Frage, wie Teilhabe und Mitgestaltungsmöglichkeiten für alle Menschen in St. Pölten verbessert werden können, besonders in Bezug auf das Wohnumfeld und das Freizeitangebot in der Stadt. Im Fokus steht dabei die Rolle der Gemeinwesenarbeit, also eines Ansatzes, bei dem Bewohner:innen eines Stadtteils gemeinsam ermitteln, was sie benötigen, sich gegenseitig unterstützen und ihren Lebensraum aktiv mitgestalten. Es stellen sich dazu die Fragen: Was brauchen wir hier? Sie helfen sich gegenseitig und machen den Stadtteil besser – für alle.

Ein besonderer Schwerpunkt lag auf drei gesellschaftlich oft marginalisierten Gruppen: Kinder und Jugendliche, Menschen mit Behinderung sowie Frauen mit Fluchterfahrung. Diese Gruppen sind oft von Beteiligungsprozessen ausgeschlossen oder werden nicht ausreichend berücksichtigt. In mehreren Praxisprojekten wurden kreative und partizipative Methoden erprobt, um ihre Perspektiven sichtbar zu machen. So entwickelten Jugendliche eine Karte mit Graffiti, auf der sie für sie bedeutungsvolle Orte in St. Pölten markierten. Geflüchtete Frauen setzten sich in einem Fotoprojekt mit ihren Erfahrungen auseinander und erzählten über selbst aufgenommenen Bildern von ihrem Alltag. Zusätzlich wurden Interviews mit Fachpersonen geführt, die beruflich mit Ausgrenzung und Gemeinwesenarbeit befasst sind. Mitarbeitende der Diakonie, dem Jugendzentrum und von Sonderschulen.

Die Ergebnisse zeigen: Viele Menschen möchten aktiv an der Gestaltung ihrer Stadt mitwirken und bringen wertvolle Ideen ein. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass ihnen echte Mitbestimmung ermöglicht wird. Notwendig ist der Abbau struktureller Hürden, eine verbesserte Kommunikation seitens der Stadt und ihrer Institutionen sowie eine stärkere Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen. Kunst- und Kreativmethoden haben sich dabei als wirkungsvolle Werkzeuge erwiesen, um Menschen Ausdrucksmöglichkeiten zu bieten und den sozialen Dialog zu fördern. Damit solche Projekte nachhaltig wirken können, braucht es zudem finanzielle Ressourcen und institutionelle Unterstützung.

Abstract

Building Bridges: Community-Based Approaches to Inclusion in St. Pölten

Arthofer Anjali Siri, Frotzler Valentina, Oblak Dario Roman, Schut Pascal

This master's thesis explores how all people in St. Pölten can participate more actively – for example, in shaping their neighborhoods or taking part in leisure activities in the city. We asked how community work can help people who are often marginalized feel a greater sense of belonging and be more visible in St. Pölten. Community work means that people in a neighborhood make decisions together: What do we need here? They support one another and work to improve the neighborhood – for everyone.

We focused especially on three groups: children and young people, people with disabilities, and women who have fled from other countries. These people are often overlooked or excluded from participating – including in St. Pölten. We tried out different approaches to help change that. With teenagers, we created a map using graffiti. With it, they could show which places in St. Pölten are important to them, and other people could then go explore those places themselves. With refugee women, we talked about photos they had taken themselves. Through these images, the women could share what they experience and feel.

We also spoke with many people who work in the city and have expertise in dealing with exclusion and community work – for example, staff from the youth center or special education schools.

We found that many people want to be involved. They have great ideas. What's especially important is that they actually get the chance to take part in decision-making. St. Pölten needs fewer barriers, better communication from the city and institutions, and greater visibility for people who are often marginalized. Art and creative methods help people express themselves and connect with each other – even if they don't share a common language. Good projects also need (public) funding and support so that not everything has to be paid for by the people themselves.

Inhalt

1	Einleitung.....	8
2	Ausgangslage	13
2.1	Offene Jugendarbeit, Kulturelle Bildung & Urbane Kunst	13
2.1.1	Historische Hintergründe der Offenen Jugendarbeit	14
2.1.2	Jugendarbeit in St. Pölten.....	15
2.1.3	Kulturelle Bildung.....	17
2.1.4	Urbane Kunst.....	20
2.1.5	Graffiti	21
2.1.6	Die Bedeutung von Graffiti-Kunst für das Ziel der Forschung.....	23
2.2	Ausgangslage: Menschen mit Behinderung	24
2.2.1	Aktueller Forschungsstand	26
2.2.2	Behinderung als Sonderfall?.....	27
2.2.3	Inklusionsstrukturen in St. Pölten: Akteur:innen und Institutionen	31
2.3	Ein gendersensibler Blick auf Flucht, Ankommen und Inklusion.....	33
2.3.1	Genderspezifische Herausforderungen im Fluchtkontext	33
2.3.2	Forschungsstand	36
2.3.3	Zwischen In- und Exklusion - Geflüchtete Frauen in Österreich	38
2.3.4	Institutionen und Angebote für Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten	40
2.3.5	Fazit	42
3	Methodische Vorgangsweise und Reflexion des Forschungsprozesses	43
3.1	Forschungsfeld St. Pölten.....	44
3.1.1	Politik	44
3.1.2	Bildungslandschaft in St. Pölten	45
3.1.3	Mobilität in St. Pölten: Zugänglichkeit und Herausforderungen	46
3.1.4	Gesundheitliche Versorgung in St. Pölten.....	48
3.2	Erhebungsmethoden	49
3.2.1	Community mapping	49
3.2.2	Photovoice als visuelle Erhebungsmethode.....	54
3.2.3	Kollaborative Aktionsforschung	69
3.2.4	Qualitative Forschungsmethoden.....	73
3.3	Auswertungsmethoden	78
3.3.1	Strukturgeleitete Textanalyse	79
3.3.2	Zwischen Theorie und Empirie: Die qualitative Inhaltsanalyse	83
3.4	Zugang zum Feld.....	99
3.4.1	Zugang zum Feld Jugendliche.....	100
3.4.2	Zugang zum Feld Menschen mit Behinderung.....	101
3.4.3	Zugang zum Feld Frauen mit Fluchterfahrung	103
3.5	Ethische Fragen.....	105

4	Theoretische Grundlagen	109
4.1	Grundlegende Konzepte	109
4.1.1	Gemeinwesenarbeit	110
4.1.2	Partizipation	116
4.1.3	Inklusion	130
4.2	Jugendliche, die Jugendarbeit und der Sozialraum	133
4.2.1	„Jugend“	133
4.2.2	Offene Kinder- und Jugendarbeit	136
4.2.3	Sozialraum und Jugendarbeit	136
4.3	Begriffserklärung Untersuchungsfeld Menschen mit Behinderung	140
4.3.1	Mensch mit Behinderung	141
4.3.2	Diskriminierung	143
4.3.3	UNBRK	144
4.3.4	Barrierefreiheit	146
4.3.5	Sonderpädagogik	146
4.4	Menschen mit Fluchterfahrung – Eine begriffliche Einordnung	147
4.4.1	„Der Flüchtling“ als umstrittener Begriff	148
4.4.2	Fazit	151
5	Forschungsergebnisse – Inklusion durch gemeinwesenorientierte Ansätze in St. Pölten	151
5.1	Die Graffiti-Community map von St. Pölten powered by Jugendlichen aus St. Pölten	152
5.1.1	Community map & Graffiti-Workshop	153
5.1.2	Ergebnisse	158
5.1.3	Herausforderungen	168
5.1.4	Ausblick	169
5.2	Ergebnisteil Menschen mit Behinderung	171
5.2.1	Best Practice: Mini-Club 81	172
5.2.2	Strukturierte Darstellung der Interviewergebnisse	177
5.2.3	Inklusiver Spielplatz: Konzept für ein partizipatives Treffen	194
5.2.4	Fazit: Potenziale gemeinwesenorientierte Ansätze	202
5.3	Ein Blick in die Lebensrealitäten geflüchteter Frauen	204
5.3.1	Auswertung und Ergebnisse des Photovoice-Workshops	205
5.3.2	Fazit	222
5.4	Inklusion sichtbar machen: Die Projektvernissage an der FH St. Pölten	225
5.5	Inklusion durch gemeinwesenorientierte Ansätze in St. Pölten	228
5.5.1	Zielgruppenspezifische Erkenntnisse zu gemeinwesenorientierter Inklusion ..	229
5.5.2	Herausforderungen gemeinwesenorientierter Ansätze	239
5.5.3	Potenziale gemeinwesenorientierter Ansätze	244
6	Resümee: Inklusion durch GWA in St. Pölten - Reflexion und Ausblick	251
	Literatur	256
	Daten	270

Abbildungen.....	271
Tabellen	272

1 Einleitung

Frotzler, Valentina

Die Inklusion marginalisierter Gruppen stellt eine zentrale Herausforderung für moderne Gesellschaften dar – insbesondere in städtischen Räumen, in denen sich soziale Ungleichheiten und Diversität verdichten. Fehlende konsumfreie Treffpunkte, eingeschränkte Mobilität, institutionelle Strukturen, die nicht auf Diversität ausgerichtet sind, sowie mangelnde Partizipation in Planungsprozessen erschweren gesellschaftliche Teilhabe für viele Menschen (vgl. Stövesand/Stoik 2013:21f; Riede 2019:69f).

Auch in der Stadt St. Pölten manifestieren sich diese Herausforderungen. Obwohl es bereits sozialräumliche und sozialpolitische Initiativen gibt, sind insbesondere Jugendliche aus benachteiligten Lebenslagen, Menschen mit Behinderung sowie geflüchtete Frauen im Alltag mit vielfältigen, sich häufig überlagernden Barrieren konfrontiert.

Unsere Masterarbeit trägt den Titel „Brücken bauen – gemeinwesenorientierte Ansätze für Inklusion in St. Pölten“ und nimmt damit bewusst Bezug auf das Verständnis von Gemeinwesenarbeit (GWA) als „Brückenbauerin“, wie es Milena Riede (2019:67–77) beschreibt. Gemeinwesenarbeit ist ein sozialarbeiterisches Handlungskonzept, das darauf abzielt, Menschen miteinander und mit ihrer Umwelt zu verbinden, den Zugang zu Ressourcen und Institutionen zu erleichtern und Beteiligungsprozesse zu initiieren (vgl. Stövesand/Stoik 2013:16).

Dabei verfolgt GWA insbesondere das Ziel, benachteiligte Bevölkerungsgruppen zu stärken und soziale Ungleichheiten abzubauen. Partizipation, Empowerment und Selbstorganisation gelten als zentrale Prinzipien gemeinwesenorientierter Praxis (vgl. Stövesand 2019). Damit GWA wirksam werden kann, bedarf es lebensweltlich anschlussfähiger und niederschwelliger Zugänge, die auf die Bedarfe der Menschen vor Ort eingehen (vgl. Riede 2019:70).

Besonders im Kontext zunehmender gesellschaftlicher Heterogenität ist GWA gefordert, nicht nur zielgruppenübergreifend, sondern auch intersektional zu handeln – also spezifische Lebenslagen und Mehrfachdiskriminierungen zu berücksichtigen, etwa bei Jugendlichen, Menschen mit Behinderung oder geflüchteten Frauen (vgl. Drochter et al. 2020:455; Vettori 2020:250). So kann Gemeinwesenarbeit zur Entwicklung inklusiver, solidarischer und demokratischer Nachbarschaften beitragen (vgl. Riede 2019:73f).

Als Forschungsgruppe setzen wir uns aus vier Studierenden des Masterstudiengangs Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Pölten zusammen: Arthofer Anjali, Frotzler Valentina, Oblak Dario Roman und Schut Pascal. Unsere Masterarbeitsbetreuerinnen sind Katharina Auer-Voigtländer und Hanna Vettori. Ohne explizites Vorwissen im Bereich der Gemeinwesenarbeit haben wir uns als Studierende zusammengefunden, um das Projekt „Brücken bauen – gemeinwesenorientierte Ansätze für Inklusion in St. Pölten“ zu realisieren. Unsere gemeinsame Neugierde und das breite Themenspektrum dieses Projekts haben unser Interesse an der Thematik weiter vertieft. Gemeinsam verbinden wir verschiedene akademische und berufliche Hintergründe, die uns eine multiperspektivische Auseinandersetzung mit der Thematik ermöglichten. Während Dario Oblak, Valentina Frotzler und Pascal Schut ihr Bachelorstudium in Bildungswissenschaft an der Universität Wien absolvierten, bringt Anjali Arthofer ihr Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien in das Projekt ein. Zugleich verfügen wir über Praxiserfahrungen in unterschiedlichen Handlungsfeldern: Dario Oblak und Valentina Frotzler sind in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit sowie der stationären Kinder- und Jugendhilfe tätig, Pascal Schut arbeitet seit mehreren Jahren im Feld der Behindertenhilfe und Anjali Arthofer engagiert sich in der Flucht- und Migrationsarbeit.

Im Mittelpunkt der gemeinsamen Forschungsarbeit stand die zentrale Fragestellung:

Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion von marginalisierten Gruppen in der Stadt St. Pölten?

Diese Hauptfrage wurde in drei Teilfragen differenziert:

Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion von Jugendlichen in St. Pölten?

Im Fokus stand, wie kreative, alltagsnahe und niederschwellige Methoden der Offenen Jugendarbeit – etwa eine Community Map als Graffiti – dazu beitragen können, Teilhabe, Selbstwirksamkeit und sozialräumliche Gestaltungsmöglichkeiten für Jugendliche, insbesondere aus benachteiligten Lebenslagen, zu fördern.

Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion von Menschen mit Behinderung in St. Pölten?

Hier wurde untersucht, wie Gemeinwesenarbeit strukturelle Barrieren abbauen und Menschen mit Behinderung aktiv in sozialräumliche Entwicklungsprozesse einbinden kann – vor allem im Bereich Freizeit, Partizipation und Planung barrierefreier Infrastrukturen.

Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten?

Diese Teilfrage analysierte, inwieweit kreative und künstlerische Methoden wie Photovoice Sichtbarkeit und Empowerment für geflüchtete Frauen ermöglichen können, um damit soziale Teilhabe zu fördern und strukturelle Exklusion zu thematisieren.

Die Bedeutung dieser Fragestellungen wird insbesondere vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen deutlich: In Österreich zeigt sich eine unzureichende Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK), wodurch Menschen mit Behinderung weiterhin Barrieren in der gesellschaftlichen Teilhabe erfahren (vgl. Anwaltschaft für Gleichbehandlungsfragen für Menschen mit Behinderungen 2023). Ebenso werden geflüchtete Personen häufig politisch instrumentalisiert, was ihre soziale Exklusion verstärkt (vgl. Knaus 2022). Auch Kinder und Jugendliche sind zunehmend von gesellschaftlichen Herausforderungen betroffen, was sich beispielsweise in steigenden Jugendkriminalitätsraten widerspiegelt (vgl. Schlembach 2023). Diese Entwicklungen machen es notwendig, alternative Strategien zur Förderung von Inklusion und sozialer Teilhabe zu entwickeln.

Gemeinwesenarbeit stellt ein zentrales Handlungsfeld Sozialer Arbeit dar, das den Anspruch verfolgt, Menschen zu befähigen, ihre Lebensbedingungen aktiv mitzugestalten und soziale Ungleichheiten abzubauen. Sie richtet sich an alle Bewohner:innen eines Sozialraums, verfolgt jedoch insbesondere das Ziel, benachteiligte Bevölkerungsgruppen in ihrer Teilhabe zu stärken (vgl. Stövesand/Stoik 2013:16; Riede 2019:70). Partizipation, Empowerment und Selbstorganisation gelten dabei als grundlegende Prinzipien gemeinwesenorientierter Praxis (vgl. Stövesand 2019). Um wirksam zu sein, bedarf es niederschwelliger und lebensweltlich anschlussfähiger Zugänge, die auf die Ressourcen und Bedarfe der Menschen vor Ort eingehen.

Besonders im Kontext zunehmender gesellschaftlicher Heterogenität und Ausgrenzung ist Gemeinwesenarbeit gefordert, nicht nur zielgruppenübergreifend, sondern auch intersektional zu agieren – also spezifische Lebenslagen und Mehrfachdiskriminierungen zu berücksichtigen, etwa bei Jugendlichen, Menschen mit Behinderung oder geflüchteten Frauen (vgl. Drochter et al. 2020:455; Vettori 2020:250). Damit trägt Gemeinwesenarbeit nicht nur zur Gestaltung solidarischer Nachbarschaften bei, sondern auch zur Entwicklung nachhaltiger, inklusiver und demokratiefördernder sozialer Räume (vgl. Riede 2019:73f).

Das methodische Vorgehen dieser Masterarbeit war eng mit den Zielen der Gemeinwesenarbeit verknüpft. Die gewählte Methodenkombination basierte auf einer bewusst mehrperspektivischen Ausrichtung und verband klassische qualitative Forschungsmethoden – wie leitfadengestützte Expert:inneninterviews und teilnehmende Beobachtungen – mit partizipativen, kreativen und künstlerischen Ansätzen wie Community Mapping, Photovoice und partizipativer Spielplatzplanung. Die strukturgeleitete Textanalyse nach Auer-Voigtländer sowie die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz ermöglichten eine systematische und zugleich flexible Bearbeitung des Datenmaterials.

Die ersten vier Kapitel dieser Arbeit bilden das konzeptionelle, theoretische und methodische Fundament der empirischen Untersuchung. Sie bereiten die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage vor und strukturieren das Verständnis für die nachfolgend präsentierten Ergebnisse. Im zweiten Kapitel wird die Ausgangslage der drei untersuchten Zielgruppen – Jugendlichen, Menschen mit Behinderung und geflüchteten Frauen – im städtischen Kontext von St. Pölten beleuchtet. Die Analyse kombiniert aktuelle empirische Daten mit wissenschaftlichen und rechtlichen Diskursen sowie lokalen Kontextinformationen. Dabei werden bestehende strukturelle Barrieren, sozialräumliche Ungleichheiten und institutionelle Rahmenbedingungen sichtbar gemacht. Für jede Zielgruppe werden spezifische Herausforderungen, relevante Akteur:innen und bereits bestehende Initiativen herausgearbeitet. Diese Kontextualisierung dient als analytische Grundlage für das Verständnis von Exklusionsmechanismen und als Ausgangspunkt für die spätere Entwicklung gemeinwesenorientierter Perspektiven.

Darauf aufbauend widmet sich das dritte Kapitel der methodischen Vorgehensweise der Untersuchung. Es werden sowohl klassische qualitative als auch partizipative und kreative Forschungsmethoden wie Community Mapping, Photovoice und kollaborative Aktionsforschung vorgestellt, begründet und hinsichtlich ihres Forschungspotenzials reflektiert. Der methodische Zugang folgt einer bewusst multiperspektivischen Ausrichtung und orientiert sich an den Prinzipien der Gemeinwesenarbeit – insbesondere an Partizipation, Empowerment und sozialräumlicher Verankerung. Zudem werden die angewandten Auswertungsverfahren – insbesondere die strukturgeleitete Textanalyse nach Auer-Voigtländer sowie die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz – dargestellt und die Zugänge zum Feld sowie ethische Fragestellungen kritisch diskutiert. Damit schafft Kapitel 3 ein methodologisch und forschungspraktisch fundiertes Gerüst für die empirische Datenerhebung und -auswertung.

Eine theoretische Rahmung liefert das vierte Kapitel. Es führt grundlegende Konzepte wie Gemeinwesenarbeit, Partizipation und Inklusion systematisch ein und entfaltet deren Bedeutung für die Soziale Arbeit sowie für die konkrete Untersuchung. Darüber hinaus werden theoretische und begriffliche Zugänge zu den drei Zielgruppen differenziert dargestellt – etwa durch die Auseinandersetzung

mit Jugend als sozialer Kategorie, dem sozialen Modell von Behinderung oder der geschlechtersensiblen und intersektionalen Perspektive auf Flucht. Die theoretischen Perspektiven ermöglichen nicht nur eine konzeptuelle Schärfung der zentralen Begriffe, sondern dienen zugleich als analytischer Bezugsrahmen für die Reflexion der empirischen Ergebnisse. Damit bildet das vierte Kapitel die Brücke zwischen Theorie und Praxis und verankert die Arbeit im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs.

Im Anschluss an diese theoretischen, konzeptionellen und methodologischen Grundlagen folgt mit Kapitel 5 die Dar

stellung der empirischen Forschungsergebnisse. Das Kapitel gliedert sich in drei Teilprojekte, die sich jeweils mit der Lebensrealität und gesellschaftlichen Teilhabe von Jugendlichen, Menschen mit Behinderung sowie geflüchteten Frauen in St. Pölten befassen. Jedes Teilprojekt basiert auf einer eigenen methodischen Umsetzung, orientiert sich jedoch an den übergeordneten Prinzipien der Gemeinwesenarbeit: Partizipation, sozialräumliche Verankerung, niederschwellige Zugänge und kreative Ausdrucksformen.

Im ersten Teilprojekt wurden mithilfe eines partizipativen Graffiti-Workshops im Jugendzentrum Steppenwolf jugendliche Perspektiven auf bedeutende Orte im Stadtraum sichtbar gemacht. Die entstandene Community Map gibt Aufschluss über individuelle und kollektive Ausdrucksformen, Orte der Zugehörigkeit und Potenziale sozialer Teilhabe. Das zweite Teilprojekt befasste sich mit der Lebenssituation von Menschen mit Behinderung. Durch leitfadengestützte Interviews, historische Recherchen und ein partizipatives Planungstreffen zur Entwicklung eines inklusiven Spielplatzes wurden strukturelle Barrieren, Handlungsspielräume und Good-Practice-Ansätze identifiziert. Im dritten Teilprojekt ermöglichte ein Photovoice-Workshop mit geflüchteten Frauen, subjektive Sichtweisen auf Identität, Teilhabe und soziale Ausgrenzung in St. Pölten sichtbar zu machen. Ergänzt wurden die visuellen Daten durch qualitative Interviews mit Fachkräften der Diakonie.

Der Forschungszeitraum dieser Masterarbeit erstreckte sich von November 2023 bis April 2025. Die Arbeit wurde gemeinschaftlich in der Gruppe erstellt, wobei die einzelnen Kapitel von den verschiedenen Teammitgliedern verfasst wurden. Jedes Kapitel wurde anschließend gemeinsam durchgesehen, mit Feedback versehen und mit persönlichen Kommentaren ergänzt, um sicherzustellen, dass alle vier Studierenden den Inhalten und Aussagen zustimmen. Somit können wir die Arbeit als gemeinsames Ergebnis der gesamten Masterarbeitsgruppe vertreten.

Die von Schut erarbeiteten Teile dieser gemeinschaftlich verfassten Arbeit wurden teilweise zunächst auf Niederländisch verfasst und anschließend mithilfe von DeepL

(<https://www.deepl.com/nl/translator>) ins Deutsche übersetzt. Im Nachgang wurden die Übersetzungen eigenständig sprachlich und stilistisch überarbeitet.

Ziel dieser Arbeit ist es nicht, universelle Lösungen oder generalisierbare Handlungsanweisungen zu liefern. Vielmehr versteht sich die vorliegende Masterarbeit als praxisnahe, multiperspektivische Auseinandersetzung mit gemeinwesenorientierten Ansätzen im lokalen Kontext. Sie möchte konkrete Impulse für eine inklusive, solidarische Stadtentwicklung in St. Pölten geben – getragen von der Überzeugung, dass Teilhabe nicht nur ermöglicht, sondern aktiv gestaltet werden muss.

2 Ausgangslage

In diesem Kapitel werfen wir einen umfassenden Blick auf die aktuelle Ausgangslage zu jeder einzelnen Subforschungsfrage. Wie gestaltet sich der derzeitige Stand der Forschung im Bereich Gemeinwesenarbeit und der Inklusion besonders stark marginalisierter Gruppen? Wer sind die maßgeblichen Akteur:innen in St. Pölten und welche Institutionen nehmen dabei eine zentrale Rolle ein? Viele der hier aufgeführten Akteur:innen und Institutionen werden auch in den weiteren Kapiteln – allen voran in Kapitel 5 – eine Schlüsselrolle einnehmen. Zudem argumentieren wir, weshalb die von uns als marginalisiert bezeichneten Gruppen tatsächlich marginalisiert werden.

2.1 Offene Jugendarbeit, Kulturelle Bildung & Urbane Kunst

Oblak, Dario Roman

In diesem Kapitel werden die Entwicklung der Offenen Jugendarbeit, relevante Akteur:innen in St. Pölten, der Stellenwert der kulturellen Bildung sowie urbane Kunstformen wie Graffiti behandelt. Die Offene Kinder- und Jugendarbeit hat eine lange Geschichte und entwickelte sich aus der Notwendigkeit, Jugendlichen in ihrer Freizeit sinnvolle und unterstützende Angebote bereitzustellen. Besonders in städtischen Gebieten spielte sie eine bedeutende Rolle, um jungen Menschen Räume zur Entfaltung und sozialen Interaktion zu bieten. Von den frühen Jugendheimen des 20. Jahrhunderts bis zur modernen Jugendarbeit, die partizipative und kulturelle Bildung fördert, hat sich das Konzept stetig weiterentwickelt. Der Fokus liegt auf der freiwilligen Teilnahme, dem Zugang zu kreativen Ausdrucksformen sowie der Unterstützung in sozialen und persönlichen Belangen. In diesem Kapitel wird unter anderem die Offene Jugendarbeit mit besonderem Augenmerk auf St. Pölten beleuchtet

und untersucht, welche Bedeutung urbane Kunst, insbesondere Graffiti, in diesem Kontext für Jugendliche hat.

2.1.1 Historische Hintergründe der Offenen Jugendarbeit

Die Offene Jugendarbeit in den Großstädten begann mit den Jugendheimen, die um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert eingerichtet wurden. Das Ziel im Zuge dessen war, dass Arbeiterjugendliche in ihrer Freizeit erreicht werden. Freizeit war zu dieser Zeit ein neues Phänomen, das sozusagen eine Kontrolllücke war, da es sich den Kontrollinstanzen Schule, Betrieb und Militär komplett entzog. Dies wird in der Geschichte der Jugendarbeit wiederholt beschrieben. Die Jugendarbeit stand im Schatten obrigkeitlicher Kontrolle. Bei den Obrigkeiten genossen die Jugendlichen keinen hohen Stellenwert. Das Programm in den ersten Jugendzentren beinhaltete sportliche Angebote, Museumsbesuche, Bildungsangebote, Wanderungen und gegebenenfalls eine Kantine. Schon im Jahr 1911 galten die bis heute gültigen Grundprinzipien der Offenen Jugendarbeit, wie die Freiwilligkeit der Teilnahme, Freizeitorientierung und kostenlose Inanspruchnahme der Angebote. Der bis heute bestehende Konflikt, dass Jugendliche nach ihrer Arbeit z.B. die Räume eines Jugendzentrums zum Entspannen nutzen und bei keinen Angeboten aktiv dabei sind, wurde bereits damals stark politisiert. Von der Pädagogik wird dieses Phänomen bis heute kritisch angesehen. Vor allem in Wien der Nachkriegszeit (1920er-Jahre) gehörten Jugendheime zur festen Infrastruktur der neu errichteten Gemeindebauten. In dieser Zeit fokussierte sich die Arbeit auf Jugendliche aus Arbeiterfamilien. Die soziale Situation von damals vor allem Jugendliche aus Arbeiterfamilien zu verbessern war in diesem Zeitraum von Bedeutung. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde speziell in Wien informelle Jugendarbeit geleistet. In den amerikanischen Besatzungszonen wurde formelle Jugendarbeit angeboten, die aber von den Bedürfnissen der Jugendlichen völlig abwich, da die Amerikaner:innen dachten, dass es eine völlige Umerziehung der Jugend bräuchte, da die nationalsozialistische Ideologie in den letzten Jahren die Jugend beeinflusst hatte. Viele der Jugendlichen waren nach dem Krieg arbeitslos und wollten die Grundbedürfnisse stillen können, was den Anstoß für die Offene Jugendarbeit gab, wie wir sie heute kennen (vgl. Böhnisch 2015:137-141).

Um den Bogen für diese Arbeit nicht zu überspannen, wird in den Zusammenhang ein Blick auf die 1970er Jahre gemacht, weil die Jugendarbeit damals in den Städten und Gemeinden Einzug gefunden hat. Jugendliche Cliquen und politisierte junge Erwachsene waren die ersten Initiatoren für Treffpunkte von Jugendlichen. Diese suchten Unterstützung bei den Gemeinden und kirchlichen Organisationen. Den größten Kampf führten die Jugendarbeiter:innen um finanzielle Mittel und

gesellschaftliche Anerkennung ihrer Arbeit. Im Jahr 1984 fand das erste große Treffen von engagierten Jugendarbeiter:innen und Interessent:innen statt. Mit dabei waren über 15 Vereine und Initiativen, die unter anderem 150 Jugendzentren aus acht Bundesländern aufgelistet haben. Darunter waren „professionelle“, autonome, gewerkschaftliche Jugendklubs, kirchliche Jugendzentren und ehrenamtliche Projekte. Im Folgejahr entstand die Arge JUZI („Arbeitsgemeinschaft, Jugendzentren, Kulturzentren und Initiativgruppen“). Die Aufgabe war, die Ideen und Anliegen sowie die Forderungen der Jugendlichen öffentlich zu repräsentieren. Sie erhofften sich dadurch mehr Sichtbarkeit jugendlicher Anliegen, eine stärkere politische Vertretung sowie eine langfristige strukturelle Unterstützung. Im Jahr 2003/04 entschied das zuständige Ministerium, dass der Verein Arge nicht mehr subventioniert wird. Der Grund dafür war, dass die Ergebnisse nicht für sich sprachen. Deswegen sollte eine neue Struktur gefunden werden. Nach dem Vorbild der Jugendarbeit in Vorarlberg entstand im Jahr 2009 das bOJA – Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit in Wien. Die Ziele von bOJA sind unter anderem regelmäßige Fortbildungen für Jugendarbeiter:innen bereitzustellen, die weitere bundesweite Qualitätsentwicklung, die Mitgestaltung der Jugendpolitik in Österreich und in der EU. Die Jugendpolitik und die Jugendarbeitsförderung unterliegen den jeweiligen Ländern und den Städten. Die Finanzierung ist in den Bundesländern verschieden. Ein fortlaufendes Ziel der bOJA ist es, eine einheitlichere und bessere Förderung für die Offene Jugendarbeit zu erhalten. Die Jugendarbeit ist in Wien, Vorarlberg und der Steiermark sehr gut aufgestellt, wobei die Jugendarbeit in anderen Bundesländern um ihre Subsistenz kämpfen müssen (vgl. Liebentritt 2015:375-381).

2.1.2 Jugendarbeit in St. Pölten

Die erste Anlaufstelle, wenn es um Offene Jugendarbeit in St. Pölten geht, ist das Jugendzentrum Steppenwolf. Dieses bietet den Jugendlichen einen Raum an, indem sie sich ohne Konsumzwang aufhalten können. Die Freiwilligkeit steht an oberster Stelle. Wie auf der Homepage des Jugendzentrums beschrieben, können dort Freund:innen getroffen werden, Tischtennis und Tischfußball gespielt, Brettspiele ausprobiert sowie die Skate-Halle genutzt werden. Es gibt sogar eine PlayStation und eine Nintendo Switch für Videospiele und vieles mehr. Das Jugendzentrum bietet eine Musikstudio an, wo die Jugendlichen Songs aufnehmen können. Nebenan gibt es einen Sportplatz, der frei zugänglich ist (st-poelten.at 2024a). Das Jugendzentrum bietet generell kein spezielles Wochen- oder Monatsprogramm an. Die Jugendlichen dürfen selbst entscheiden, also partizipativ, was sie im Betrieb machen wollen. Von den Jugendarbeiter:innen gibt es immer ein offenes Ohr für Vorschläge sowie für kleine und große Projekte. Das Besondere daran ist, dass die Zielgruppe sogar ihren

eigenen Sozialraum gestalten kann, wie z.B. die Planung eines Calisthenicspark am Ratzersdorfersee, der vor zwei Jahren in Zusammenarbeit mit den Jugendlichen in die Realität umgesetzt wurde. Dieses Vorhaben ordnet sich in ein großes partizipatives Projekt ein. Das Jugendzentrum Steppenwolf ist das einzige aktive Jugendzentrum in St. Pölten (vgl. TI3).

Neben dem Jugendzentrum Steppenwolf ist der Verein JLW – Jugend und Lebenswelt eine zentrale Säule der Jugendarbeit in St. Pölten. Das Kerngeschäft des Vereins ist Streetwork. Das Leitbild des Vereins beinhaltet, dass Menschen mit Respekt, Wertschätzung und empathischer Grundhaltung begegnet wird. Im Arbeitskontext des Vereins ist Diversität sehr wichtig und der Verein bewirkt, dass einzelne Personen, Gruppen oder Systeme konstruktiv interagieren. Der Verein zeichnet sich dadurch aus, dass die Mitarbeiter:innen Expert:innen im Bereich Jugendliche und junge Erwachsene sind. Sie decken dabei Aufgabenfelder wie Politik, Gemeinwesen und Präsenz in den Medien ab. Es werden unter anderem die niederösterreichische Sozialarbeiterlandschaft und Qualitätsstandards mitgestaltet. Darüber hinaus sind sie eng mit der Fachhochschule St. Pölten verknüpft. Durch Praktika und fachlichen Diskurs wird der Nachwuchs der Sozialen Arbeit gefördert (jugendundlebenswelt.at o.A.). Das Hauptquartier der Streetwork in St. Pölten liegt in zentraler Lage beim Bahnhof in St. Pölten. Dort ist eine Büroinfrastruktur zu finden, welche von den Jugendlichen genutzt werden kann (jugendundlebenswelt.at o.A.). Seit dem Jahr 2021 gibt es eine Jugendberatung in St. Pölten, die ebenfalls vom Verein JLW geführt wird. Die Zielgruppe richtet sich an 12- bis 25-Jährige. Dort gibt es Unterstützung zu allen erdenklichen Themen. Eine Vernetzung mit anderen Institutionen ist möglich. Mit den anderen Jugendberatungsstellen in Niederösterreich gibt es laut den Informationen der Homepage des Vereins eine gute Vernetzung (jugendundlebenswelt.at o.A.).

Ein weiteres Angebot im Bereich der Offenen Jugendarbeit in St. Pölten stellt der Jugendtreff „Little Phönix“ dar. Der Jugendtreff „Little Phönix“ ist im Februar 1996 gegründet worden. Die Gründer sind Jugendliche der Katholischen Arbeiterjugend (KAJ) und der Betriebsseelsorge. In diesem Jugendtreff können sich Jugendliche verschiedenster Hintergründe treffen, um gemeinsam Zeit zu verbringen, sich auszutauschen und an vielfältigen Aktivitäten teilzunehmen. Das Programm reicht von Diskussionen und Videospiele bis hin zu Konzerten lokaler Jugendbands und Vernissagen junger Kunschtchaffender (st-poelten.at 2019).

Neben der klassischen Jugendarbeit, die sich auf Freizeitangebote, Beratung und soziale Unterstützung konzentriert, spielt ebenso die kulturelle Bildung eine immer wichtiger werdende Rolle. Gerade für Jugendliche bietet sie nicht nur kreative Ausdrucksmöglichkeiten, sondern auch eine Plattform

für persönliche Entwicklung und gesellschaftliche Teilhabe. In diesem Zusammenhang gewinnt die Verbindung zwischen Jugendarbeit und kulturellen Angeboten an Bedeutung, da sie jungen Menschen neue Perspektiven eröffnet und ihre individuellen Potenziale fördern kann.

2.1.3 Kulturelle Bildung

„Kultur und die Praxis der Kulturellen Bildung werden in den alltagsweltlichen Verständigungen tendenziell immer noch mit dem Elitären, dem Exklusiven, einem ästhetisch-expressiven Feld der Kunst und des künstlerisch Kreativem zugeordnet“ (Thole / Hübner 2022:428). Oft werden Orte und Räume des Kulturellen mit Museen, Theatern, Opern oder Bibliotheken in Verbindung gebracht. An diesen Orten wird ein konzentriertes und stilles Genießen von Kultur möglich gemacht. Die Soziale Arbeit wird wiederum mit etwas Unreinem oder Schmutzigem sowie mit Armut, Gewalt oder sozialen Problemen in Verbindung gebracht. Meist gibt es Assoziationen mit prekären Lebenslagen von Menschen, die Hilfe brauchen (vgl. ebd.:428). Doch seit einigen Jahren gibt es einen Aufschwung, wenn es um den Begriff Kulturelle Bildung geht. Wichtig zu erwähnen ist, dass Kultur und Bildung für Kinder und Jugendliche laut der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte im Art. 27 verankert ist. Das bedeutet, dass Kulturelle Bildung ein unabdingbarer Bestandteil des Aufwachsens und der Allgemeinbildung ist. Dazu kommt, dass dadurch die Persönlichkeitsentwicklung gefördert wird und zur kulturellen Teilhabe befähigen soll (vgl. Hübner 2016:25).

Zu diesem Aufschwung gehört ebenso, dass sich das allgemeine Kulturverständnis seit fünfzig Jahren sukzessiv von der Dominanz bürgerlich-elitären Sicht- und Ausdrucksweisen verabschiedet. Dazu gehören Graffiti, neue literarische und performative Ausdrucksformen, trivial abgewertete Alltagspraktiken und Medien sowie das einfache Spiel. All diesen Beispielen wird mittlerweile kulturelle Bedeutung zugeschrieben. Von Bedeutung ist hierbei, dass Kulturpraktiken und Ausdrucksformen Beachtung geschenkt wird, die aus nicht-europäischen Kulturkreisen stammen. Weiters wird aufgezeigt, dass kulturelle Angebote sehr wohl in der Sozialen Arbeit verankert sind. Diese finden in Kindertags-Einrichtungen, der Kinder- und Jugendarbeit sowie in sozialräumlichen und soziokulturellen Projekten statt, um nur einige Beispiele zu nennen (vgl. Thole / Hübner 2022:428). Auch wenn kulturelle Bildung inzwischen in vielen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit verankert ist, bleibt die Frage, wie diese Angebote tatsächlich bei Jugendlichen ankommen. Eine aktuelle Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach (RAG-Stiftung) aus Deutschland, bei dem Schüler:innen der 9. und 10. Klassen an allgemeinbildenden Schulen zu ihrem Kulturverständnis, kulturellem Interesse und kulturellen Aktivitäten untersucht wurden, zeigt: Jugendliche aus nicht-akademischen Elternhäusern

haben eine geringere Chance auf Kulturelle Bildung als Jugendliche, die aus einem Akademiker:innenhaushalt kommen. Zumindest 74% der Akademiker:innenkinder gaben dabei an, dass die Eltern das Kulturinteresse bei ihnen geweckt haben. Im Gegensatz dazu nur 33% der Kinder aus nicht-akademischen Elternhäusern. Ein weiteres spannendes Ergebnis zeigte sich bei dem Stellenwert von Kunst bei Mädchen, weil 69% der Mädchen ein kulturelles Grundwissen für wichtig erachten. Bei den Mädchen sind es im Durchschnitt drei kulturelle Aktivitäten, die sie besuchen, bei den Burschen sind es hingegen nur zwei. Ein weiteres Ergebnis ergab, dass mehr als zwei Drittel der Befragten im schulischen Nachmittagsbereich nicht kulturell aktiv sind (vgl. Institut für Demoskopie Allensbach / Rittelmeyer 2015). Zusammengefasst kann dies „[...] als Illustration für den gesellschaftlichen Bedeutungsgewinn des Kulturellen und des Ästhetischen im Kontext der Formulierung von subjektiven Selbstpräsentationen wie auch für die gesellschaftliche Aufwertung des Sozialen im Rahmen der Diskussionen um den Zusammenhalt der Gesellschaft angesehen werden“ (vgl. Thole / Hübner 2022:429). Dennoch darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es parallel dazu soziale und genderspezifische Unterschiede gibt.

Deswegen ist es wichtig, dass ein weiteres Verständnis von Kultureller Bildung beschrieben wird, welches sich auf Bildung bezieht. Ein zentrales Ziel ist es, die Persönlichkeit des Individuums zur Entfaltung zu bringen. Bei diesem Vorhaben geht es um den ganzen Menschen. Deshalb geht man davon aus, dass sich Kulturelle Bildung auf emotional-affektive (Herz), kognitiv-intellektuelle (Kopf), körperlich-sinnliche (Hand/Sinne) und sozial-kulturelle Prozesse bezieht (vgl. Hübner 2016:26). Zudem besagt der weite Bildungsbegriff, „[...] dass sich Kulturelle Bildung höchst individuell und subjektorientiert auf dem Prinzip des Sich-Bildens gründet“ (ebd.:26). Es vollzieht sich dadurch eine selbstständige Selbstbildung, indem Individuen Neues entdecken, Beziehungen eingehen, Erfahrungen sammeln und Handlungen ausführen (vgl. ebd.:26).

Die heutige Sichtweise von Kultur, die sich in Lebensform und -weise, Artikulationen von Lebensqualität, Ausdruck davon, wie der Mensch lebt und arbeitet widerspiegelt, hat den Ursprung in den 1970er-Jahren. Damals gab es versuchte Modelle zur Kultur zu erstellen, die alle Menschen miteinbezieht (vgl. Thole / Hübner 2022:429). Der weite Bildungsbegriff wird mit dem weiten Kulturbegriff verbunden. Es bleibt nicht nur bei den schönen Künsten, deswegen werden Formen der Kunst miteinbezogen, die eine Vielfalt der Kunstformen darstellt. Dazu gehören wie bereits erwähnt Alltagskulturen, Spiel, Medien, Kultur als Lebensweise und das Lernziel Lebenskunst. Das alles mündet, dass nicht nur die künstlerische Ausdrucksform von Bedeutung ist, sondern die Mitgestaltung der eigenen Lebensumwelt und zum gesellschaftlichen Engagement ermutigt wird. Es geht nicht nur um

künstlerische Bildung oder ästhetische Bildung. Es soll kein Selbstzweck sein, denn die Schulung der Wahrnehmungs-, Orientierungs- und Gestaltungsfähigkeit über die Künste hinaus auf soziale und politische Prozesse soll gefördert werden (vgl. Hübner 2016:26).

In der Praxis sowie in der Politik hat sich der Begriff Kulturelle Bildung als pragmatische Sammelbezeichnung in den Vordergrund gestellt. Dabei gibt es einige Synonyme, wie z.B. die Jugendkulturarbeit, Kulturelle Jugendbildung oder Kulturpädagogik. Geprägt ist die Kulturelle Bildung von großer Vielfalt, da sie sich ganz unterschiedlich in die Realität umsetzen lässt. Dazu gehören alle künstlerischen Sparten wie Bildende Kunst, Musik und Rhythmik, Theater und Tanz, Spiel und Zirkus, Architektur und Design, Film und Medien sowie Erzählkunst und Literatur. In vielen Formaten ist sie ebenfalls wiederzufinden, wie in kurzfristigen Workshops, langfristige Kurse und Projekte, Kreativangebote oder kreativ-handwerkliches Arbeiten, wobei es noch einige mehr davon gibt. In Institutionen wird Kulturelle Bildung in vielen Strukturen Raum gegeben. Das kann bei öffentlichen, privaten und freien Anbietern sein, in festen Häusern, wie z.B. Museen, Theater oder Opern, in Vereinen, in medien- und kulturpädagogischen Einrichtungen, in Jugendzentren sowie im öffentlichen Raum. Angeboten wird sie durch verschiedenste Professionen. Dazu gehören Jugend- und Sozialarbeiter:innen, Kultur- und Medienpädagog:innen, Künstler:innen und Kulturschaffende, Ehren- und Hauptamtliche, Lehrer:innen und Erzieher:innen, Freund:innen und Familienmitgliedern. Das Konzept der Kulturellen Bildung lässt sich gut mit anderen Fachdisziplinen verbinden, weil es immer wieder Überschneidungen und/oder Kooperationen gibt. Dazu gehören der Sport, die Politische Bildung, die Jugendverbandsarbeit sowie die Umweltbildung (vgl. ebd.:26).

Die Kulturelle Bildung steht eng in Zusammenhang mit den Prinzipien der Jugendarbeit, welche Freiwilligkeit, Offenheit, Lebensweltorientierung und Selbstbestimmung/Partizipation umfassen. Begriffe wie Selbstermächtigung, Empowerment und Emanzipation finden sich ebenfalls in der kulturellen Bildungspraxis. In der Kulturellen Bildung steht die Subjektorientierung im Mittelpunkt, weil sie auf die Interessen und Bedürfnisse, die Lebenslagen und -praktiken der Kinder und Jugendlichen abzielt. Deswegen soll von den individuellen Interessen der Kinder und Jugendlichen ausgegangen werden und es sollen Angebote so offen gestaltet werden, dass die Vielfalt und Heterogenität der Zielgruppe nicht zu Zwangsbarrieren führen (vgl. ebd.:28).

Wichtig für Kinder und Jugendliche ist, dass sie Zeiträume und Orte zur Verfügung gestellt bekommen, die ungeplant und ungesteuert sind, die keinem unmittelbaren Zwecke dienen oder ein Ergebnis erwarten. Dazu sollten sich diese Räume erwachsener Prägung entziehen. Es ist gleichzeitig

unabdingbar, dass außerschulische Träger und Angebote zur Verfügung gestellt werden, die in der Literatur als „dritte Orte“ bezeichnet werden. Diese sollen sich jenseits von Schule und Familie positionieren und kulturelle Begegnungs- und Bildungsmöglichkeiten schaffen (vgl. ebd.:28).

Wie das Kapitel Kulturelle Bildung gezeigt hat, setzt sie an den Lebenswelten Jugendlicher an, was wiederum die Frage in den Mittelpunkt rückt, welche geeigneten Ausdrucksformen es für die Zielgruppe gibt. Abgesehen von den klassischen Künsten, wie z.B. Tanz, Musik oder die bildnerischen Künste, nimmt die urbanen Kunst, vor allem in der Offenen Jugendarbeit, eine große Rolle ein. Diese vereint nicht nur ästhetische, sondern auch soziale und politische Dimensionen. Im folgenden Teil wird daher auf die urbane Kunst, insbesondere Graffiti, im Kontext von Jugendarbeit, eingegangen. Dabei wird gezeigt, wie sie Räume für Teilhabe schafft und gerade für marginalisierte Gruppen ein bedeutendes Medium sein kann.

2.1.4 Urbane Kunst

Wie bereits erwähnt, begann in den 1970er-Jahren eine Wandlung des Kunstverständnisses, vor allem in Nordamerika und Europa. Künstler:innen begannen ihre Kunst im Außenraum zu platzieren. Daraus entstand die ortspezifische Kunst, welche das Umfeld des Kunstwerks als zentralen Bestandteil des Werkes sah. Das Interesse legte sich auf die Form und den konkreten Ort des Projektes, welcher gesellschaftliche, politische oder soziale Bedeutung hatte. Das hingegen war ein bewusster Auszug aus den etablierten Kunsträumen, welche bereits im Kapitel 2.1.3 genannt wurden. Als Beispiel kann die „Kunst für alle“-Bewegung in Deutschland angeführt werden, weil diese kulturpolitisch stark gefördert wurde (vgl. Berger et al. 2018:34). Der städtische Raum wurde langsam nicht mehr als ein beliebiger, austauschbarer Ort für künstlerische Handlungen gesehen und wandelte sich vom Objekt zum Subjekt der Handlung. Das Experimentieren mit dem urbanen Leben wurde dabei der Gegenstand der Projekte (vgl. ebd.:35 zit. in Liinamaa 2014). Die künstlerische Praxis zeigt zum einen die ihn produzierende Öffentlichkeit und zum anderen den Raum. Interessant indes ist, dass der Fokus sich auf die Subjektivierung des urbanen Raums verschiebt (vgl. ebd.:35).

Die urbane Kunst ist schon lange nicht mehr in der klassischen Definition gefangen. Zu der klassischen Definition gehört das Verständnis, dass Street Art, meistens Graffiti, als Bühne oder Leinwand genutzt werden. Doch die Reduktion auf bildliche Darstellung der urbanen Kunst widerspricht der Entwicklung vieler Street Artists, weil viele davon in den letzten Jahren bereits performativ arbeiten. Dass das Zusammenspiel von Kunst und öffentlichem Raum kein statisches und an

gesellschaftliche Prozesse gebunden sowie veränderbar ist, sollte die Bedeutungszuschreibung des Etiketts urbaner Kunst verändert werden. Die Kuratorin und Kunsthistorikerin Miwom Kwon stellte eine instruktive Trennung auf, die wie folgt lautet: Kunst im öffentlichen Raum, Kunst als öffentlicher Raum und Kunst im öffentlichen Interesse (vgl. ebd.:38 zit. in Kwon 1997). Dabei handelt es sich um einen linearen Fortschritt, da es alle drei Typen noch immer gibt. Zu der ersten Kunstform gehören Kunstformen, die etwas schöner machen, bereichern, aufwerten oder bebildern. Dieses Verständnis ist aber nicht mehr ganz zeitgemäß und wurde um weitere Ausdrucksformen (performative Kunst) erweitert. Die Kunst als öffentlicher Raum bezieht sich nicht mehr auf ein Objekt, sondern auf den Ort, an dem sie stattfindet. Ursprung dieser Form der Kunst liegt in der Minimal-, Land- und Concept-Art. Die dritte Kategorie, Kunst im öffentlichen Interesse, wird im Englischen als New Genre Public Art oder Site Specific Art bezeichnet. Die sozialen Kontexte der Orte und die räumliche Umgebung sind in dieser Kategorie im Fokus (vgl. ebd.:39). Inzwischen wird der unklare Begriff der urbanen Intervention als Oberbegriff für zeitgenössische Kunst im öffentlichen Raum benutzt. Dieser Begriff hat einen militärischen Ursprung, welcher sich auf das Vermitteln und Eingreifen in Krisensituationen bezog und wird seit Beginn der 2000er Jahre immer mehr im kulturellen und künstlerischen Bereich verwendet (vgl. ebd.:40).

Weiters ist es wichtig, dass es einen Unterschied gibt, wenn es um Kleinstädte und Metropolregionen geht. In Kleinstädten existieren komplett andere Parameter für den Nutzen und die Bewertung von urbaner Kunst. Wie bereits erwähnt, war Graffiti der Ursprung der urbanen Kunst, deswegen ist es interessant die Historie der Kunstform zu kennen. Dazu kommt, dass Graffiti als Kunstform ausgewählt wurde, um die Community map von St. Pölten zu gestalten. (vgl. ebd.:40).

2.1.5 Graffiti

In New York City der 1970er-Jahre entwickelte sich Graffiti-Kunst als eine urbane Kunstform. Dazu dienten öffentliche Gebäude und vor allem U-Bahn-Waggons. Seitdem hat sich die Kunstform in viele verschiedene Richtungen entwickelt (vgl. Rodriguez y Romero 2024). „Heutzutage wird Graffiti als eine lebendige Kunstform angesehen, die einzigartige künstlerische Ausdrucksformen schafft“ (ebd.). Graffiti ist ein Weltphänomen geworden und hat unterdessen großen Einfluss auf die Populärkultur und die Kunstwelt im Allgemeinen. Street Art mauserte sich zu einer der größten Kunstbewegungen auf dem Planeten. Zugleich steht insbesondere die Reflexion über politische und soziale Themen im Fokus (vgl. ebd.).



Abbildung 1: Streetart (ebd.)

Bereits in der Frühzeit (prähistorische Zeiten) malten Menschen auf Höhlenwände, um verschiedenste Dinge darzustellen. Jahrhunderte später, nämlich den 1920er und 1930er Jahren machten Gangs in New York City mit namenbasierten Tags auf sich aufmerksam. Sie markierten so die verschiedensten Gebiete, die von der jeweiligen Gang besetzt wurde. Weiter ging es in den 1960er Jahren als New York finanziell schwere Zeiten durchlebte. In Spanish Harlem wurden riesige Flächen frei, die vor allem vernagelte Gebäude, Baulücken, stillgelegte Fabriken und Baustellen beinhalteten. Die Kunstform startete also mit der kreativen Idee von Kindern und Jugendlichen. Die meisten waren Jugendliche, die auf diese Weise ihre Präsenz in der Gesellschaft sichtbar machen wollten. Das inspirierte Künstler, die in der Bronx anfangen, ihre Zeichnungen und Namen auf Gebäude zu sprayen. Daraus entstand der erste urbane Kunststil. In den 70er-Jahren entwickelten sich unterschiedliche Stile, bei denen Künstler versuchten ihre Spitznamen oder Pseudonyme auffällig zu platzieren. Martha Cooper war eine der wenigen Künstlerinnen, die diese frühe Dynamik der Street Art auf Bildern eingefangen hat. Anfang der 1980er-Jahre veröffentlichte sie ihr Buch mit dem Titel *Subway Art*, das maßgeblich zur Entwicklung der gesamten Graffiti-Bewegung

beigetragen hat. Das Buch wurde nicht nur für Künstler:innen aus den Vereinigten Staaten eine Art Leitfaden für die Kunstform, sondern ebenso für Künstler:innen in Europa (vgl. ebd.).

In den 1980er-Jahren gelang die Street Art Graffiti in Kunstgalerien und Museen, an denen Künstler wie Jean-Michel Basquiat und Keith Haring aus der New Yorker Szene vorrangig beteiligt waren. Diese verliehen der Szene Glaubwürdigkeit und brachten die Werke der Straße in die Welt der schönen Künste. Insbesondere die Werke von Basquiat sind heute eine der gefragtesten Kunstobjekte des 20. Jahrhunderts. Er gilt heute durch seine Gemälde und Graffiti zu einem der größten Vertreter der bildenden Kunst (vgl. ebd.). Im Jahr 2017 bezahlte ein Milliardär aus Japan eine Rekordsumme für ein Bild von Basquait. Er erhielt für 110,5 Millionen Dollar ein Kunstwerk des Künstlers. Dies bedeutet auch, dass das der höchste Preis war, der jemals für ein Werk eines Künstlers aus den USA bezahlt wurde (vgl. SPIEGEL 2017).

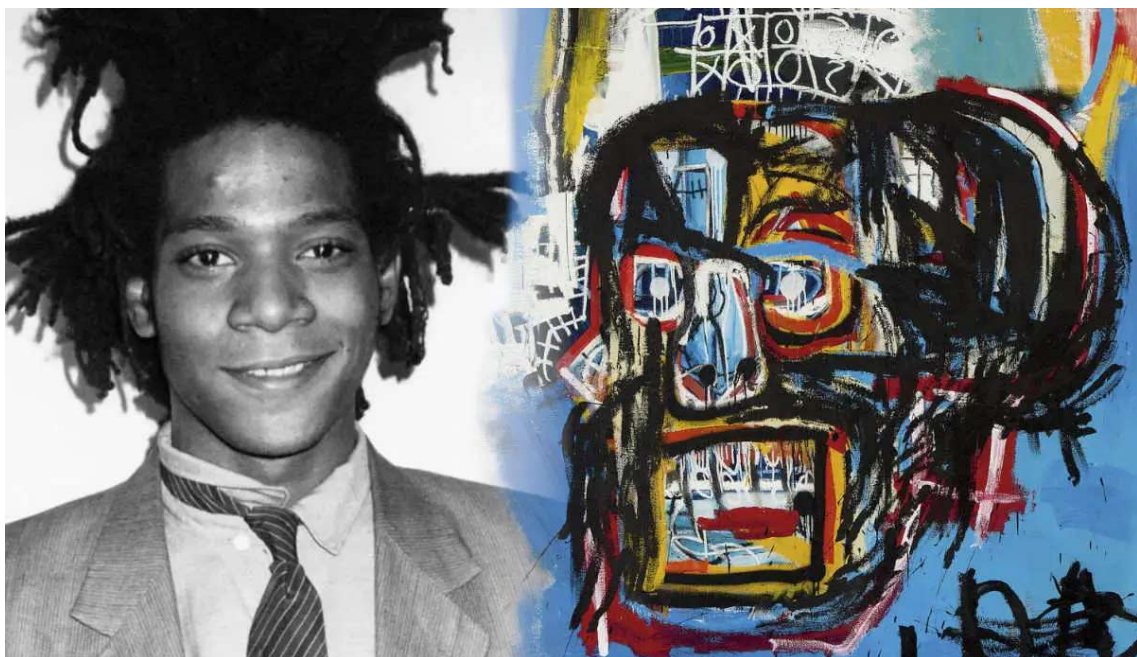


Abbildung 2: Basquiat (Singular)

2.1.6 Die Bedeutung von Graffiti-Kunst für das Ziel der Forschung

Zentral bei Graffiti ist, dass meistens eine Botschaft oder ein Statement vermittelt wird. Das hat oft eine gesellschaftliche Bedeutung. Es entsteht eine Stimme für Anliegen, die viele bewegen können. Es ist ein Medium, um politische Botschaften zu vermitteln, soziale Ungerechtigkeiten sichtbar zu machen oder ein Gefühl der Gemeinschaft zu schaffen. Die Kreativität und die Einzigartigkeit sowie

ein Statement dürfen nicht fehlen. Weiters kann Graffiti-Kunst als eine Art von Protest gesehen werden. Hauptsächlich wird damit eine Rebellion gegen Obrigkeiten zur Schau gestellt (vgl. Rodriguez y Romero 2024).

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Offene Jugendarbeit über die Jahrzehnte hinweg tief in gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen verankert war. Sie entstand als Reaktion auf die Bedürfnisse junger Menschen und entwickelte sich von strukturierten Angeboten hin zu einem offenen, partizipativen Ansatz. In St. Pölten wird deutlich, dass das Jugendzentrum und Streetwork eine zentrale Rolle spielen, um Jugendliche in ihrer Lebenswelt zu unterstützen und ihnen Räume zur Selbstentfaltung zu bieten. Zusätzlich nimmt die kulturelle Bildung einen zunehmend wichtigen Stellenwert ein, da sie nicht nur kreative Ausdrucksmöglichkeiten fördert, sondern ebenfalls soziale Teilhabe ermöglicht. Urbane Kunst, vor allem Graffiti-Kunst, stellt hierbei eine besondere Form der jugendlichen Selbstpräsentation dar, die soziale, politische und kulturelle Aspekte vereint.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, inwiefern ein partizipatives, gemeinwesenorientiertes Projekt mit urbaner Kunst Jugendlichen eine Stimme geben kann. Um diese Frage zu beantworten, wird im Folgenden zunächst die Ausgangslage von Menschen mit Behinderung skizziert.

2.2 Ausgangslage: Menschen mit Behinderung

Schut, Pascal

Um die Ausgangslage für Menschen mit Behinderungen im Untersuchungsfeld St. Pölten adäquat zu beschreiben, ist es zunächst wichtig, einen umfassenden Überblick über die allgemeine Situation von Menschen mit Behinderungen in Österreich zu gewinnen. Gemäß § 13a des Bundesbehindertengesetzes ist die österreichische Bundesregierung dazu verpflichtet, in regelmäßigen Abständen einen „Bericht über die Lage der behinderten Menschen in Österreich“ zu erstellen. Der aktuelle Bericht wurde am 22. August 2017 beschlossen und bezieht sich auf den Zeitraum von 2008 bis 2016. Dieser Bericht scheint als Rechenschaftsbericht der Bundesregierung gegenüber der Öffentlichkeit sowie internationalen Gremien zu dienen. Insbesondere im Kontext der Verpflichtungen aus der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) hat der Bericht die Funktion, die Fortschritte Österreichs bei der Umsetzung der Konvention darzulegen.

Der Bericht "Menschen mit Behinderungen in Österreich I" ist zwecks Ausgangslage für Menschen mit Behinderung in Österreich um einiges aussagekräftiger. Es ist Teil eines des Projektes „Aufbau einer Datenstruktur für regelmäßige Behinderungs- und Teilhabestatistiken“ und ist eine vom Sozialministerium beauftragte Studie, die von Statistik Austria erstellt wurde (vgl. BSGPK 2024). Laut dem Bericht sind 25,0 % der österreichischen Bevölkerung im Alter von 15 bis 89 Jahren aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen in ihren Alltagsaktivitäten eingeschränkt, 908.300 Männer und 978.900 Frauen (Statistik Austria 2024:11). Statistik Austria verwendet die Definition von Behinderung gemäß dem Global Activity Limitation Indicator (GALI). Nach dieser Definition gelten Menschen, die aufgrund gesundheitlicher Probleme in ihren alltäglichen Aktivitäten eingeschränkt sind, als Menschen mit Behinderungen. GALI misst den Grad der Einschränkung, indem es erfragt, ob Personen seit mindestens sechs Monaten durch gesundheitliche Probleme in ihren normalen Aktivitäten beeinträchtigt sind (vgl. Eurostat 2016). Personen werden somit als „mit Behinderungen lebend“ eingestuft, wenn sie nach eigener Einschätzung solche Einschränkungen erfahren.

Der Anteil der von solchen Einschränkungen Betroffenen steigt mit zunehmendem Alter deutlich an: Während 7,4 % der 15- bis 24-Jährigen betroffen sind, erhöht sich dieser Anteil auf 59,5 % bei den über 74-Jährigen. Insgesamt geben 26,3 % der Bevölkerung in Österreich an, gesundheitlich bedingte Einschränkungen bei alltäglichen Aktivitäten zu erleben (vgl. ebd.). In Niederösterreich bezeichnet Statistik Austria etwa ein Viertel der Bevölkerung als Menschen mit Behinderungen, was rund 351.000 Personen entspricht. Von diesen leben 110.300 Personen mit erheblichen Einschränkungen (vgl. ebd.:44). Unter den Personen mit erheblichen Einschränkungen ist die Lebensqualität in Niederösterreich am niedrigsten (vgl. ebd.:174). Die GALI-Definition schafft eine breite und heterogene Gruppe von „Menschen mit Behinderungen“, da sie lediglich allgemeine Informationen über Einschränkungen in Alltagsaktivitäten liefert, ohne die Schwere der Einschränkungen weiter zu differenzieren. Sie basiert auf der subjektiven Einschätzung der Betroffenen und berücksichtigt nicht die spezifischen Bedürfnisse oder die Intensität der Beeinträchtigungen, wodurch Menschen mit schweren, komplexen Behinderungen (die in diesem Teil der Masterarbeit primär im Fokus stehende Gruppe) lediglich als marginale Randgruppe abgebildet werden, sofern sie überhaupt repräsentiert sind.

In Österreich wird der Pflegebedarf in sieben Pflegestufen unterteilt, die den monatlichen Zeitaufwand für notwendige Betreuungs- und Hilfsleistungen quantifizieren. Dabei gilt: Je höher die Pflegestufe, desto größer ist der Pflegebedarf. In Pflegestufe 5 fallen Menschen, bei denen 180 Stunden an „außergewöhnlicher Pflegeaufwand erforderlich ist“ (BSGPK 2022). Die vorletzte Pflegestufe

(Pflegestufe 6) wird zuerkannt, wenn der Pflegeaufwand mehr als 180 Stunden pro Monat beträgt und

„zeitlich unkoordinierbare Betreuungsmaßnahmen erforderlich sind, die regelmäßig während des Tages und der Nacht zu erbringen sind, oder wenn die dauernde Anwesenheit einer Pflegeperson erforderlich ist, da die Wahrscheinlichkeit einer Eigen- oder Fremdgefährdung besteht“ (ebd.).

Für die höchste Pflegestufe (Pflegestufe 7) gilt, dass „keine zielgerichteten Bewegungen der vier Extremitäten mit funktioneller Umsetzung möglich sind oder ein gleich zu achtender Zustand vorliegt“ (ebd.). Angesichts der „Voraussetzungen“, die erforderlich sind, um in die Pflegestufe 5, 6 oder 7 eingestuft zu werden, lässt sich sagen, dass jede Person, die in diesen Pflegestufen eingeordnet ist, ein Mensch mit schweren, komplexen Behinderungen ist. Dies bedeutet jedoch nicht, dass alle Menschen mit schweren und komplexen Behinderungen zwangsläufig in die Pflegestufen 5, 6 oder 7 fallen. Dennoch lässt sich auf diese Weise ein Mindestmaß an Menschen in Österreich abschätzen, die als Personen mit schweren, komplexen Behinderungen betrachtet werden können. Laut Statistik Austria (vgl. 2024), basierend auf Daten des Dachverbands der Sozialversicherungsträger, gab es im Jahr 2023 insgesamt 54.100 Menschen in der Pflegestufe 5, 20.638 Menschen in der Pflegestufe 6 und 8.758 Menschen in der Pflegestufe 7. In Niederösterreich, wo St. Pölten die Hauptstadt ist, waren es 10.627 Menschen in Pflegestufe 5, 3.299 Personen in Pflegestufe 6 und 1.992 in Pflegestufe 7 (vgl. ebd.). Es liegen keine spezifischen Daten zur Anzahl der Pflegegeldbezieher:innen in den einzelnen Pflegestufen für die Stadt St. Pölten vor.

2.2.1 Aktueller Forschungsstand

Der aktuelle Forschungsstand zur Gemeinwesenarbeit im Kontext der Inklusion von Menschen mit Behinderungen weist im Vergleich zu früher einen deutlichen Paradigmenwechsel auf, der maßgeblich durch die UN-Behindertenrechtskonvention angestoßen wurde (vgl. Rohrmann et al. 2014:23). Diese hat die Behindertenpolitik (zumindest rechtlich) auf eine neue menschenrechtliche Grundlage gestellt und fordert einen klaren Perspektivwechsel hin zu Inklusion und Teilhabe. Die Forschung betont insbesondere die Schlüsselrolle der kommunalen Ebene, denn es ist vor allem das unmittelbare Lebensumfeld, das über reale Teilhabemöglichkeiten oder aber über Ausgrenzung und Barrieren entscheidet (vgl. ebd.:19).

Im Rahmen der „Landesinitiative NRW Inklusiv“ wurden Planungsansätze für inklusive Gemeinwesen entwickelt, die sich durch eine mehrdimensionale Struktur auszeichnen. Zu den zentralen

Elementen zählen die aktive Partizipation und Selbstvertretung von Menschen mit Behinderungen, Maßnahmen zur Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung, der Auf- und Ausbau barrierefreier Infrastrukturen, die inklusive Ausgestaltung von Einrichtungen sowie die Entwicklung flexibler Unterstützungsangebote (vgl. ebd.:15).

Ein Schwerpunkt der aktuellen Forschung liegt zudem auf dem Ansatz der inklusiven Forschung selbst. Hierbei forschen Menschen mit und ohne Behinderungen gemeinsam – geleitet vom Leitsatz „Nichts über uns ohne uns“. Dabei kommen vielfältige Methoden zum Einsatz, wie etwa Interviews, teilnehmende Beobachtungen, Photovoice oder World Cafés, um unterschiedliche Perspektiven einzubeziehen (siehe dazu zum Beispiel Schuppener et al. 2020). Trotz dieser positiven Entwicklungen zeigt sich in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung weiterhin eine Reihe von Herausforderungen und Unsicherheiten in der konkreten Umsetzung von Inklusion auf kommunaler Ebene. Deutlich wird, dass nachhaltige Inklusion nur im Zusammenspiel aller relevanten Akteur:innen gelingen kann – hierzu zählen Menschen mit Behinderungen, Angehörige, Bürger:innen, Organisationen, Leistungserbringer und die kommunale Politik und Verwaltung (vgl. Seifert 2010).

Die Gemeinwesenarbeit wird von der Forschung als ein vielversprechendes Konzept zur Förderung von Inklusion eingeschätzt. Es wird die zentrale Rolle der Gemeinwesenarbeit bei der Umsetzung von Inklusion betont, indem Kommunen als Schlüsselakteur:innen bei der Gestaltung inklusiver Strukturen gesehen werden (vgl. Rohrmann 2014:29f). Auch Gertraud Pantucek betrachtet die Einbindung in das Gemeinwesen als eine der zentralen Dimensionen und einen wichtigen Indikator für soziale Inklusion (vgl. Ise Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung 2013).

Es werden laufend Methoden und Strategien entwickelt, wie Gemeinwesenorientierte Ansätze den Weg zur Inklusion systematisch gestalten können, wie zum Beispiel das Projekt „Gemeinwesenarbeit leicht gemacht“ (vgl. Faul et al. 2024). Trotz aller Bemühungen um inklusive Strukturen zeigt sich, dass Menschen mit Behinderungen oft noch immer als „Sonderfall“ behandelt werden. Dies wird besonders deutlich am der gesellschaftlichen weitgehend akzeptierten Umgang mit Behinderung, der sich bereits vor der Geburt bemerkbar macht.

2.2.2 Behinderung als Sonderfall?

Es könnte argumentiert werden, dass die Exklusion von Menschen mit Behinderungen in Österreich bereits vor ihrer Geburt ihren Anfang nimmt. In den Debatten über die Diskriminierung und Exklusion

von Menschen mit Behinderungen wird oft angemerkt, dass in Österreich ein Unterschied zwischen einem behinderten Fötus und einem nicht-behinderten Fötus hinsichtlich der Frist für den Schwangerschaftsabbruch besteht. In Österreich ist der Schwangerschaftsabbruch gemäß § 97 Strafgesetzbuch nicht strafbar, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind. Grundsätzlich darf ein Abbruch innerhalb der ersten drei Monate der Schwangerschaft nach einer ärztlichen Beratung und unter der Voraussetzung, dass er von einem Arzt:in durchgeführt wird, erfolgen. Darüber hinaus ist ein Schwangerschaftsabbruch auch nach diesem Zeitraum zulässig, wenn

„einer nicht anders abwendbaren ernsten Gefahr für das Leben oder eines schweren Schadens für die körperliche oder seelische Gesundheit der Schwangeren erforderlich ist oder eine ernste Gefahr besteht, daß das Kind geistig oder körperlich schwer geschädigt sein werde, oder die Schwangere zur Zeit der Schwängerung unmündig gewesen ist und in allen diesen Fällen der Abbruch von einem Arzt vorgenommen wird“ (RIS 2022).

Diese Regelung macht einen wesentlichen Unterschied zwischen Abtreibungen bei Föten mit und ohne Behinderung. Während für Schwangerschaftsabbrüche innerhalb der ersten drei Monate keine derartige Unterscheidung getroffen wird, ermöglicht die gesetzliche Ausnahme eine spätere Abtreibung explizit dann, wenn eine schwere geistige oder körperliche Behinderung des ungeborenen Kindes zu erwarten ist.

Diese Form des Schwangerschaftsabbruchs, die unter dem Begriff des Schwangerschaftsabbruchs mit embryopathischer Indikation (auch häufig als eugenische Indikation bezeichnet) bekannt ist, besteht in unveränderter Form seit 1975. Trotz der langen Bestandsgeschichte hat die Debatte über die Straffreiheit dieser Praxis jedoch in keiner Weise an Relevanz oder Brisanz verloren und bleibt nach wie vor ein kontroverses Thema innerhalb bioethischer und rechtlicher Diskurse in Österreich. Seit Österreich im Jahr 2008 die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) unterzeichnet hat, ist es verpflichtet, alle vier Jahre einen Bericht an den UN-Fachausschuss zu übermitteln. Der UN-Fachausschuss überprüft die Berichte und veröffentlicht anschließend „Abschließende Bemerkungen“ mit Empfehlungen zur Verbesserung der Umsetzung der UN-BRK. Diese Bemerkungen dienen als wesentliche Grundlage für die Bewertung der Fortschritte bei der Umsetzung der Konvention. Der UN-Fachausschuss bewertet die Situation zur embryopathischen Indikation in Österreich als besorgniserregend und hat in seinen bisherigen Handlungsempfehlungen konsequent gefordert, die Unterscheidung des Zeitrahmens für Schwangerschaftsabbrüche aufgrund von Behinderungen vollständig abzuschaffen.

So hat das Komitee für die Rechte von Menschen mit Behinderungen bereits 2013 Folgendes verfasst, wie es von Bizeps, Zentrum für Selbstbestimmtes Leben, übersetzt wurde:

„[...] Das Komitee äußert seine Besorgnis über den offensichtlichen Zusammenhang zwischen dieser [embryopathische Indikation; d. Verf.] Regelung und der Tatsache, dass die Geburt von Kindern mit Downsyndrom [...] in Österreich zwischen 1995 und 2006 um 60 % gesunken ist. Das Komitee nimmt zur Kenntnis, dass Gespräche zu diesem Thema im Gange sind. Das Komitee empfiehlt dem Vertragsstaat, jegliche Unterscheidung des Zeitrahmens, in dem ein Schwangerschaftsabbruch nach dem Gesetz ausschließlich aufgrund von Behinderung möglich ist, abzuschaffen“ (Bizeps 2013).

Der Österreichische Behindertenrat stellte in seinem Bericht aus dem Jahr 2018, der im Rahmen des 2. Staatenberichtsverfahrens vor dem UN-Ausschuss über die Rechte von Menschen mit Behinderungen vorgelegt wurde, fest, dass die Empfehlungen zur embryopathischen Indikation in Österreich bis zu diesem Zeitpunkt keine Umsetzung erfahren hatten. Weder fand eine politische Diskussion zu diesem Thema statt, noch wurde die embryopathische Indikation abgeschafft. Darüber hinaus seien Informationen über mögliche Behinderungen des ungeborenen Kindes in Österreich zum damaligen Zeitpunkt nicht ausreichend oder nur eingeschränkt verfügbar gewesen (vgl. Österreichischer Behindertenrat 2018:6). Das zweiten und dritten periodischen Berichts Österreichs wurde kombiniert und bestand aus Antworten eine Frageliste die Am 12. Oktober 2018 vom UN-Behindertenrechtsausschuss an den Österreichischen Bundesregierung übermittelt wurde. Laut der damalige Bundesregierung führt der Embryopathische Indikation zu keiner Stigmatisierung und Stereotypisierung von Menschen mit Behinderungen, da es seit der Einführung von § 97 Strafgesetzbuch „[...] zahlreiche rechtliche Verbesserungen zum Schutz von Menschen mit Behinderungen im Strafrecht gegeben“ hat (BSGPK 2019:30). Auch gibt es laut Bundesministerium genügend Schwangeren- bzw. Familienberatungsstellen in Österreich (vgl. ebd.:31).

Am 28. September 2023 veröffentlichte der Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen seine abschließenden Bemerkungen zum kombinierten zweiten und dritten periodischen Bericht Österreichs. In diesen wurde erneut die Empfehlung ausgesprochen, die Regelungen zur embryopathischen Indikation in Österreich zu überarbeiten;

„Der Ausschuss erkennt zwar das Recht von Frauen auf reproduktive Selbstbestimmung an, äußert jedoch seine Besorgnis darüber, dass § 97 Abs. 1 Z 2 des Strafgesetzbuchs die „ernste Gefahr [...], dass das Kind geistig oder körperlich schwer geschädigt sein werde“ als spezifischen Grund für einen Schwangerschaftsabbruch vorsieht. Der Ausschuss empfiehlt dem Vertragsstaat, die zulässigen Gründe für einen Schwangerschaftsabbruch ohne Bezug auf Beeinträchtigungen zu definieren“ (Ver-einte Nationen 2023:4f).

Eine mögliche, auch nicht ganz unumstrittene Lösung, die zulässigen Gründe für einen Schwangerschaftsabbruch ohne Bezug auf Beeinträchtigungen zu definieren, wäre die Deutsche Variante. Im Jahr 1995 wurde in Deutschland der Begriff „Embryopathische Indikation“ in „medizinische Indikation“ umgewandelt und die spezifische Bestimmung für Abtreibungen wegen Behinderung abgeschafft. Seitdem besteht für Frauen, bei deren ungeborenem Kind eine Behinderung diagnostiziert wird, weiterhin die Möglichkeit, die Schwangerschaft bis zur Geburt zu beenden. Dies wird jedoch unter dem Gesichtspunkt betrachtet, dass das Austragen eines Kindes mit Behinderung ein erhebliches Risiko für die psychische Gesundheit der Frau darstellen kann (vgl. Trips-Hebert / Prantz 2008:2). Wenn dieses Risiko gegeben ist, bleibt eine Abtreibung bis zur Geburt zulässig.

Im heutigen westlichen Kontext hat sich ein dezentraler Ansatz herausgebildet, in dem den Eltern durch den Einsatz der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse eine Entscheidungsbefugnis in eugenischen Angelegenheiten eingeräumt wird, anstelle der vollständigen Kontrolle durch den Staat (vgl. Alamariu 2023:24). Während eugenische Praktiken in antiken Gesellschaften oder im nationalsozialistischen Regime vom modernen Westen verurteilt werden, erkennt Alamariu dennoch ähnliche Tendenzen in liberalen westlichen Gesellschaften, wenn auch in einer differenzierten Form (vgl. ebd., dazu auch Wunder 2025). Beispielsweise entscheiden sich Eltern im modernen liberalen Westen häufig dafür, Schwangerschaften bei Föten mit beispielsweise dem Down-Syndrom abzubrechen, wobei sie die Freiheit und die Errungenschaften der modernen Wissenschaft nutzen, um eine 'humanere' Form der Eugenik zu praktizieren. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass ein überwältigender Teil der Schwangerschaften, in denen der Fötus Trisomie 21 hat, durch selektive Abbrüche beendet wird, bevor es zu einer Lebendgeburt kommt. Eine im Jahr 2021 im *European Journal of Human Genetics* veröffentlichte Studie hatte das Ziel, die nichtselektive Lebendgeburtenprävalenz, die tatsächliche Lebendgeburtenprävalenz, den Reduzierungsprozentsatz durch selektive Abbrüche sowie die Bevölkerungsprävalenz für Trisomie 21 in europäischen Ländern zu ermitteln. Laut dieser Studie wurden zwischen 2011 und 2015 in Österreich bei 61 % der Schwangerschaften, in denen der Fötus Trisomie 21 hatte, selektive Abbrüche vorgenommen. (vgl. Graaf, de et al. 2021:405).

Während diese Zahlen zeigen sollen, wie früh Exklusion beginnen kann, stellt sich zugleich die Frage, welche Strukturen Menschen mit Behinderungen in St. Pölten nach der Geburt in ihrem Lebensumfeld begegnen. Ein Blick auf die Inklusionslandschaft in St. Pölten gibt hierzu Einblicke.

2.2.3 Inklusionsstrukturen in St. Pölten: Akteur:innen und Institutionen

In diesem Abschnitt werden die Akteur:innen und Institutionen in St. Pölten vorgestellt, die entweder auf die Unterstützung und Begleitung von Menschen mit Behinderungen spezialisiert sind oder durch ihre (Gemeinwesen)Arbeit einen Beitrag zur Förderung von Inklusion leisten. Die Website „Sozialinfo - der Sozialratgeber in Niederösterreich“ bietet eine interaktive Online-Karte an, die den Anspruch erhebt, alle Wohnangebote für Menschen mit Behinderungen in Niederösterreich darzustellen (vgl. Amt der NÖ Landesregierung 2024). Diese Plattform ist eine zentrale Anlaufstelle für Informationen rund um soziale Angebote und Dienstleistungen und erscheint als erstes Suchergebnis, wenn man Begriffe wie „Wohnen Menschen mit Behinderung Niederösterreich“ in eine Suchmaschine eingibt. Die interaktive Karte auf dieser Website ermöglicht eine gezielte Suche nach Wohnangeboten und deren spezifischen Betreuungsformen. Laut den verfügbaren Daten dieser Karte gibt es in St. Pölten insgesamt neun Wohnangebote, die entweder vollbetreut oder teilbetreut sind und sich an Menschen mit Behinderungen richten.

Auch wenn es für eine Stadt der Größe St. Pöltens gut klingt, entspricht es leider nicht der Realität. Laut der Website befinden sich sieben Wohnangebote der Caritas St. Pölten, einem der größten Träger Niederösterreichs, in St. Pölten – tatsächlich sind sie jedoch ganz woanders. So wird beispielsweise der „Teilbetreute Wohngruppenverbund Krems“ als Standort in St. Pölten angegeben, ebenso die „Wohngemeinschaft Schwarzenau“ oder das „Wohnhaus Rastenfeld“. Alle sieben Wohnangebote sind dort mit der Adresse des Caritas-Büros in St. Pölten vermerkt. Tatsächlich gibt es in St. Pölten aber nur zwei Wohngemeinschaften für Menschen mit Behinderung: eine teilbetreute (Verein Wohnen) und eine vollbetreute (Wohnhaus Domiziel).

Im Hinblick auf die Arbeitsbedingungen stellt sich die Situation für Menschen mit Behinderung nicht nur in St. Pölten, sondern in ganz Österreich als problematisch dar. Personen, die in einer sogenannten „Werkstätte“ tätig sind, erhalten kein reguläres Gehalt, sondern lediglich ein Taschengeld. Dieses variiert je nach Bundesland und liegt zwischen 35 und 100 Euro pro Monat. In Niederösterreich beträgt das monatliche Taschengeld für Werkstättenbeschäftigte 92 Euro (vgl. Freudenthaler 2024). Ergänzend dazu beziehen sie finanzielle Unterstützung aus verschiedenen Quellen: von der Sozialversicherung, beispielsweise in Form einer Waisenpension, vom Bund, etwa durch Pflegegeld, sowie vom Land Niederösterreich, beispielsweise in Form von Sozialhilfe (vgl. Grünhaus et al. 2023:9). In St. Pölten befindet sich die Werkstätte „Tagesstätte St. Pölten“, die individuelle Fertigungsaufträge für Auftraggeber:innen aus der Wirtschaft sowie dem öffentlichen Sektor umsetzt (vgl.

Die Tagesstätte 2023). Alle Menschen, die hier arbeiten, sind im zweiten Arbeitsmarkt tätig, nicht im ersten. Es gibt aber auch in St. Pölten, im Stadtteil Hart, den integrativen Betrieb GW St. Pölten. Dieser Betrieb beschäftigt rund 560 Mitarbeiter:innen, wobei etwa 70 % der Beschäftigten Menschen mit Behinderung sind (vgl. GW St. Pölten o.A.), die jedoch im ersten Arbeitsmarkt tätig sind. Die Arbeitsplätze sind unter anderem in den Bereichen Elektro-, Metall- und Textilverarbeitung, Werbetechnik sowie in verschiedenen Dienstleistungen angesiedelt

Auch die MAG Menschen und Arbeit GmbH hat ihren Hauptsitz in St. Pölten. Im Rahmen einer gemeinnützigen Arbeitskräfteüberlassung vermittelt sie im Projekt 0>Handicap Personen mit einem Behinderungsgrad von mindestens 50 %, die beim Arbeitsmarktservice (AMS) Niederösterreich gemeldet sind und ihren Hauptwohnsitz in Niederösterreich haben, an Unternehmen und Gemeinden (vgl. Mensch und Arbeit o.A.). Das Projekt wird vom Land Niederösterreich, dem AMS Niederösterreich und dem Sozialministeriumservice Niederösterreich gefördert. Seit Projektbeginn konnten bereits 557 Menschen mit Behinderungen eine feste Anstellung finden (vgl. ebd.).

Eine andere Organisation, die viel mit Menschen mit Behinderung zu tun hat, ist die „Gemeinnützige Sanierungs- und Beschäftigungs GmbH“ (GESA). Sie unterstützt unter anderem Menschen mit Behinderung bei der Eingliederung in den ersten Arbeitsmarkt. Tätigkeiten sind unter anderem im Holzbau, der Wohnraumsanierung, der Grünraumbetreuung oder der Gebäudereinigung möglich. Die Menschen werden dabei fachlich von Arbeitsanleiter:innen angeleitet sowie von Sozialarbeiter:innen beraten und bei der Arbeitssuche unterstützt. (vgl. BSGPK 2025).

Das wahrscheinlich bekannteste Institut in St. Pölten im Bereich der Behindertengemeinwesenarbeit ist vermutlich Club 81, ein gemeinnütziger Verein mit rund 360 Mitgliedern, der seit seiner Gründung im Jahr 1981 die soziale Integration von Menschen mit Behinderung fördert. Der Name verweist auf das Gründungsjahr, das zugleich als „Internationales Jahr der Behinderten“ (sic) galt (vgl. Club 81 2025a). Der Verein bietet eine Plattform für Begegnung, Austausch und gemeinsame Aktivitäten, um soziale Barrieren abzubauen. Zum Angebot gehören regelmäßige Clubabende, monatliche Clubcafés, kulturelle Unternehmungen sowie ein Behindertenfahrtendienst, der in Kooperation mit Funk-Taxi Rittner als erste Initiative dieser Art in St. Pölten entstand. Zudem werden individuelle Rehabilitationshilfen und Beratungen angeboten (vgl. Club 81 2025b). Geleitet wird der Verein von einem ehrenamtlichen Vorstand unter Obmann Josef Schoisengeyer.

Die Arbeit des Club 81 und Josef Schoisengeyer zeigen, wie lokale Initiativen zur Inklusion von Menschen mit Behinderungen in St. Pölten beitragen. Doch auch andere marginalisierte Gruppen stehen vor erheblichen Barrieren im Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe – so etwa geflüchtete Frauen, deren Lebensrealitäten im nächsten Kapitel in den Blick genommen werden.

2.3 Ein gendersensibler Blick auf Flucht, Ankommen und Inklusion

Arthofer, Anjali Siri

Im folgenden Kapitel soll ein Überblick über die Ausgangslage zum Thema Frauen mit Fluchterfahrung vermittelt werden. Hierzu gilt es zunächst globale Entwicklungen in Bezug auf Flucht im Allgemeinen sowie unter einem genderspezifischen Fokus (Kapitel 2.3.1) zu betrachten und Herausforderungen sichtbar zu machen. Weiters soll ein Einblick in den aktuellen Forschungsstand zum Thema Inklusion geflüchteter Frauen in Österreich (Kapitel 2.3.2), mit Fokus auf gemeinwesenorientierte Ansätze, vermittelt sowie die Relevanz für diesen Forschungsteil der Masterarbeit erörtert werden. Daran anschließend wird durch die geographische Einengung ein Überblick über die Lage geflüchteter Frauen in Österreich vermittelt (Kapitel 2.3.3), um ein Verständnis für die Lebenswelt und Herausforderungen auf nationaler Ebene dieser Zielgruppe zu erlangen. Abschließend erfolgt ein Überblick über etablierte Angebote für geflüchtete Frauen im Sozialraum und Forschungsfeld St. Pölten (Kapitel 2.3.4) sowie ein Zwischenfazit (Kapitel 2.3.5).

2.3.1 Genderspezifische Herausforderungen im Fluchtkontext

Im folgenden Kapitel werden allgemeine wie auch genderspezifische Herausforderungen und Gefahren im Fluchtkontext vorgestellt. Dies dient zur Einführung in das Thema und soll die Relevanz der Forschung verständlich machen.

Weltweit befinden sich rund 122,6 Millionen Menschen auf der Flucht. Die größte Gruppe (72,1 Millionen) stellen dabei Binnenvertriebene da. Menschen, die also innerhalb des eigenen Landes fliehen und andernorts im Heimatland Schutz suchen mussten. Insbesondere gewaltvolle Konflikte und Kriege in Ländern wie Afghanistan, Syrien, Venezuela, der Ukraine und dem Sudan sind momentan für die hohe Anzahl an Vertriebenen weltweit verantwortlich. Wie aus Statistiken von UNHCR, UNRWA und IDMC hervorgeht, hat sich die Anzahl an Vertriebenen weltweit von 2010 bis 2024 mehr als verdoppelt (vgl. UNO o.A.).

Trotz oder gerade wegen dem Anstieg an Schutzsuchenden weltweit, verfolgt die Europäische Union in den letzten Jahren eine zunehmend restriktivere Asylpolitik, welche besonders in einer verstärkten Kontrolle der Außengrenzen durch die EU-Grenzschutzbehörde Frontex und dem kürzlich beschlossenen Asyl- und Migrationspaktes Europas sichtbar wird (Pro Asyl o.A.). Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International warnen davor, dass es in Hinblick auf den kürzlich beschlossenen Pakt zu zunehmendem „Leid und Rechtsverletzungen für Menschen auf der Flucht“ kommen wird (Amnesty International 2024). Der Pakt sieht unter anderem sogenannte Anhaltezentren an den EU-Außengrenze vor, an denen Geflüchtete registriert und deren Chancen auf Asyl im Vorhinein geprüft werden sollen. Bei positiver Aussicht auf Asyl sollen Schutzsuchende schließlich auf die EU-Staaten verteilt werden. Staaten haben jedoch die Möglichkeit sich freizukaufen (Mayer 2024).

Der Versuch, Asylverfahren zunehmend auszulagern, scheint weiterhin ein essenzieller Lösungsansatz der EU zu sein in Hinblick auf die „Flüchtlingspolitik“, obwohl die Geschichte gezeigt hat, dass Abkommen mit Drittstaaten wie der Türkei oder Tunesien gescheitert und nicht zielführend für die Regulierung von Fluchtbewegungen waren. Diese „Externalisierung der Asylverantwortung“ Europas, wie es die Migrationsforscherin Judith Kohlenberger bezeichnet, birgt die Gefahr, sich in Abhängigkeit autoritärer Regime zu begeben (vgl. Kohlenberger 2024) und konterkariert im weitesten Sinne die Menschenrechte, deren Schutz sich die Europäische Union in ihren Grundwerten verpflichtet hat (vgl. Europäische Union o.A.). Die Menschenrechte als festgelegte Grundwerte der Europäischen Union sind sowohl in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union als auch im Artikel 2 des Vertrags von Lissabon verankert, welcher besagt:

„Die Werte, auf die sich die Union gründet, sind die Achtung der Menschenwürde, Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte einschließlich der Rechte der Personen, die Minderheiten angehören. Diese Werte sind allen Mitgliedstaaten in einer Gesellschaft gemeinsam, die sich durch Pluralismus, Nichtdiskriminierung, Toleranz, Gerechtigkeit, Solidarität und die Gleichheit von Frauen und Männern auszeichnet“ (Europäische Union 2016).

Trotz dieser Verankerung in grundlegenden EU-Verträgen kommt es seit Jahren regelmäßig zu Menschenrechtsverletzungen auf europäischem Boden und an den EU-Außengrenzen. Dies zeigt sich besonders deutlich an illegalen Pushbacks, bei welchen Schutzsuchende, teils gewaltvoll, über passierte Grenzen zurückgedrängt werden und damit ihrer Rechte auf ein faires Asylverfahren und Schutz beraubt werden. Besonders in Ländern wie Griechenland, Kroatien, Ungarn, Spanien, Polen,

Bulgarien und Rumänien sind zahlreiche illegale Pushbacks bekannt. Berichte legen sogar nahe, dass die EU-Grenzschutzbehörde Frontex selbst in diese gewaltvollen Praktiken involviert sein soll (vgl. Pro Asyl o.A.).

Diese zunehmende Gewalt gegenüber schutzsuchenden Menschen auf europäischem Boden und an den EU-Außengrenzen betrachtet auch die Migrationsforscherin Judith Kohlenberger mit Sorge. Zwar sieht sie die Notwendigkeit einer europäischen Lösung gegeben, aufgrund der aktuellen strukturellen Schwächen wie der Dublin-Verordnung, welche die Zuständigkeit von Asylverfahren den Ländern zuschreibt, in welchen die Ersteinreise erfolgt und dies zu Überlastungen dieser Staaten führt. Jedoch erkennt sie in dem aktuellen Migrationspakt und der damit einhergehenden Externalisierung von Asylverfahren an Drittstaaten die Gefahr, sich einerseits abhängig und erpressbar von diesen Staaten zu machen, und andererseits die Integrität der EU im Allgemeinen aufs Spiel zu setzen. Kohlenberger plädiert daher für mehr Solidarität unter den EU-Mitgliedsstaaten sowie die Einhaltung von Menschenrechten und Rechtsstaatlichkeit, um die Würde und die Rechte von allen Schutzsuchenden zu wahren (vgl. Kohlenberger 2024).

Wie sich anhand der restriktiven „Flüchtlingspolitik“ der EU und der damit einhergehenden Gefahren der Fluchtrouten ableiten lässt, wird es Menschen auf der Flucht zunehmend schwerer gemacht ihr Recht auf Asyl in Anspruch zu nehmen sowie unversehrt im Aufnahmeland anzukommen. Durch diesen Exkurs sollen die Herausforderungen von Menschen auf der Flucht und die politische Dimension in den Blick gerückt werden.

Das Thema Flucht und Migration spielt jedoch nicht nur auf politischer Ebene eine dominante Rolle. Auch in der medialen Debatte wird das Thema Flucht und Geflüchtete, mitunter, kontroversiell diskutiert, insbesondere in Hinblick auf männliche Geflüchtete. Frauen und Mädchen hingegen finden selten Eingang in den medialen Diskurs, sofern es sich nicht um eine sogenannte Kopftuch-Debatte handelt (vgl. Kohlenberger et al. 2022:17). Und das, obwohl es sich bei rund der Hälfte aller Geflüchteten weltweit um Frauen und Mädchen handelt. Sie stellen eine besonders vulnerable Gruppe dar und sind mitunter von geschlechterspezifischen Gefahren, wie Vergewaltigung, Menschenhandel, Zwangsheirat, Genitalverstümmelung, Diskriminierung oder gesundheitlichen Risiken wie Schwangerschaft auf der Flucht bedroht. (vgl. UNO o.A.). Häufig wird sexuelle Gewalt in kriegesischen Auseinandersetzungen gegen die weibliche Zivilbevölkerung eingesetzt, weshalb für Frauen und Mädchen, neben genderunabhängigen Fluchtgründen wie Religion, Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe oder politisches Engagement, geschlechterspezifische Bedrohungen

hinzukommen. Diese geschlechterspezifische Bedrohungslage erhöht, sowohl im konfliktbeladenen Herkunftsland als auch auf Fluchtrouten für Frauen das Risiko, Opfer von Missbrauch zu werden (vgl. UNHCR o.A.). Dies hat zur Folge, dass Frauen und Kinder häufig von vorangegangenen männlichen Familienmitgliedern durch Familienzusammenführungen aus dem Herkunftsland nach Österreich nachgeholt werden (vgl. Kohlenberger et al. 2022:18).

Die Fluchtgründe von Frauen unterscheiden sich demnach von denen männlicher Geflüchteter aufgrund der Genderkomponente. Die Verfolgung aufgrund des Geschlechts ist in der Genfer Flüchtlingskonvention unter Artikel 1A.2 „Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe“ geregelt und bis heute kein eigenständiger Artikel (vgl. UNHCR o.A.). Bisher war der Nachweis einer geschlechterspezifischen Verfolgung daher nicht immer leicht für Frauen nachzuweisen, da diese häufig im häuslichen Kontext stattfindet und nicht zwingend eine staatliche Verfolgung implizieren muss (vgl. Çalışkan 2018:10). 2024 folgte jedoch ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) welcher häusliche Gewalt als Fluchtgrund für Frauen anerkennt und diesen dadurch aufgrund des Geschlechts Asyl oder subsidiärer Schutz gewährt werden könne. Eine wesentliche Begründung des EuGH liegt in der 2011 verabschiedeten Istanbul-Konvention, welche zur Bekämpfung von jeglicher Form von Gewalt gegen Frauen dient (vgl. ORF 2024). Am 19. September 2024 kam es zu einem weiteren Urteil des EuGH für afghanische Frauen. Der EuGH kam zum Schluss, dass eine Einzelfallprüfung der Fluchtgründe bei afghanischen Frauen nicht notwendig sei, da die Repressionen der Taliban gegenüber afghanischen Frauen pauschal als Verfolgungsgrund einzustufen seien (vgl. Gahleitner-Gertz 2024).

Wie demnach ersichtlich wird, haben geschlechterspezifische Herausforderungen, Gefahren und Verfolgungsgründe in den letzten Jahren an Aufmerksamkeit gewonnen und zu Reformen der europäischen Asylpolitik geführt, welche die Herausforderungen von Frauen auf der Flucht zunehmend in den Fokus rücken. Dieser zunehmende genderzentrierte Fokus der letzten Jahre spiegelt sich ebenso in der Forschung wider, wie im nachfolgenden Kapitel deutlich wird.

2.3.2 Forschungsstand

In diesem Kapitel soll ein knapper Überblick über den bisherigen Forschungsstand zum Thema Gender, Flucht, Inklusion und Gemeinwesenarbeit vermittelt werden, sowie die dieser Arbeit zugrunde liegende Subforschungsfrage aufgegriffen und deren Relevanz erörtert werden.

Geleitet von der Prämisse, dass Geflüchtete in der Vergangenheit und speziell in der Genfer Flüchtlingskonvention vorzugsweise als männlich verstanden wurden, stellt Krause, in ihrem 2022 veröffentlichten Aufsatz „Die Flüchtling – der Flüchtling als Frau“, den Versuch auf eine genderreflexive Perspektive einzunehmen. Dieser genderreflexive Zugang richtet sich sowohl an weibliche als auch an männliche Geflüchtete und kritisiert die Binarität der Geschlechter und der damit zusammenhängenden Vorstellung von „Opferfrauen“ und „Tätermännern“. Zwar sieht Krause durchaus die Vulnerabilität von Frauen auf der Flucht gegeben, dennoch stellt sie sich gegen die verallgemeinernde Annahme, diese in einer Opferrolle zu betrachten. Sie plädiert dafür, die geschlechterspezifischen Erfahrungen und Gefahren aller Menschen auf der Flucht in den Fokus zu rücken, um soziale Dynamiken und deren Komplexität besser verstehen zu lernen (vgl. Krause 2017:79-89).

Seit der Fluchtbewegung von 2015 gewannen genderspezifische Aspekte der Flucht, welche von medialen Debatten als auch von unterschiedlichen wissenschaftlichen Diskursen begleitet wurden, an Bedeutung und rückten zunehmend ins öffentliche Interesse. In diese Phase reiht sich die Forschung der Medienwissenschaftlerin Elke Grittmann et al. mit dem Titel „Gender, Flucht, Aufnahmepolitiken: Die vergeschlechtlichte In- und Exklusion geflüchteter Frauen“ ein. Darin analysieren die Forscherinnen die mediale Debatte asylpolitischer Entwicklungen und betrachten unter einem gendersensiblen und intersektionalen Blick die Bereiche Aufnahme, Unterbringung, Arbeitsmarkt und Gewaltschutz in Niedersachsen in Deutschland (vgl. Grittmann et al. 2023:2-5).

Auch in Österreich gewann das Thema Gender und Flucht an Bedeutung wie die 2022 erschienene Studie der Kulturwissenschaftlerin Judith Kohlenberger et al. „Soziale Inklusion geflüchteter Frauen: Zur Rolle der Familie und Familienarbeit“ zeigt. Der Fokus der Studie liegt auf der Inklusion von geflüchteten Frauen aus Afghanistan sowie Syrien und deren Lebenswelt in Österreich. Dabei gehen die Forscher:innen vor allem der Frage nach den Ressourcen und Herausforderungen dieser Frauen und Familien nach. Obwohl Frauen meist ein ebenbürtiges Bildungsniveau wie Männer aufweisen, scheinen sie weniger stark am Arbeitsmarkt auf und sind häufiger von gesundheitlichen Problemen betroffen. Eine wesentliche Erkenntnis stellt weiter die Tatsache dar, dass Frauen eine besondere Schlüsselrolle bei der Integration der gesamten Familie einnehmen sowie als Multiplikator:innen in ihrer Community agieren. Sie spielen demnach eine wesentliche Rolle beim Ankommen der Familie im Aufnahmeland. Augenscheinlich wird jedoch auch die Mehrfachbelastung, derer geflüchtete Frauen dadurch ausgesetzt sind (vgl. Kohlenberger et al. 2022:15).

Daran anschließend widmete sich die österreichische Politologin und Soziologin Caroline Manahl 2022 der Bedeutung des ländlichen Raums zur Inklusion von geflüchteten Frauen in Österreich. Ausgehend von vorrangegangenen Forschungsarbeiten, die dem ruralen Raum hohe Potenziale für Integrationsprozesse zuschreiben, geht Manahl der Frage nach, ob diese sich im Vergleich zum urbanen Raum, mit speziellem Fokus auf geflüchtete Frauen, bewahrheiten. Dabei kommt sie zum Schluss, dass geflüchtete Frauen im ländlichen Raum weniger Teilhabe, besonders in Bezug auf Erwerbstätigkeit und sozialen Beziehungen erleben, sowie Nachbarschaften und Begegnungsangebote, vorzugsweise in Städten, eine wichtige soziale Ressource für die Teilhabe von Frauen darstellen (vgl. Manahl 2022:133).

Die Bedeutung von Nachbarschaften sowie dem Sozialraum im Allgemeinen und der Gemeinwesenarbeit im Speziellen verfolgte die Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlerin Milena Riede bereits in ihrer Forschung 2016. Riede beschreibt in ihrer Arbeit „Gemeinwesenarbeit als Brückenbauerin“ Aspekte der Gemeinwesenarbeit in heterogenen Nachbarschaften und legt dabei einen besonderen Fokus auf Menschen mit Fluchterfahrung. Ziel ist es, unterschiedliche Gruppen im Gemeinwesen zu stärken, um Teilhabe zu ermöglichen und eine inklusivere Gesellschaft zu gestalten (vgl. Riede 2016:325).

Genau hier knüpft dieser Forschungsteil der Masterarbeit an und geht der Frage nach „welche Potenziale in gemeinwesenorientierten Ansätzen für die Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten“ liegen. Die Relevanz dieses Themas reiht sich in den Kanon der vorrangegangenen Forschung ein und speist sich aus der Notwendigkeit heraus die Forschungslücken zum Thema Gender, Flucht und Inklusion zu ergänzen. Wie es um die Inklusion von Frauen mit Fluchterfahrung bestellt ist, wird im nachfolgenden Kapitel erörtert.

2.3.3 Zwischen In- und Exklusion - Geflüchtete Frauen in Österreich

Dieses Kapitel dient dem näheren Verständnis zur Lage geflüchteter Frauen in Österreich. Hierzu soll ein Überblick über die Datenlage, die österreichische Asylpolitik, Familienzusammenführungen sowie Herausforderungen von Frauen in Inklusionsprozessen vermittelt werden um einen Einblick in die Strukturen, in welchen sich Frauen mit Fluchterfahrung in Österreich bewegen, zu erhalten.

2023 wurden, laut Statistik Austria, 59.000 Asylanträge in Österreich gestellt und damit knapp die Hälfte weniger als im Jahr zuvor. Die meisten Asylanträge gingen dabei auf Menschen aus Syrien

zurück, gefolgt von Afghanistan und der Türkei. Wobei anzumerken ist, dass Ukrainer:innen aufgrund ihres Status als Vertriebene nicht in diese Statistik fallen, es sich bei ihnen jedoch um die größte Gruppe von Vertriebenen (über die Hälfte) in Grundversorgung handelt. Österreich reiht sich damit an 6. Stelle der EU-Länder ein, in welchen die meisten Asylanträge gestellt werden. Verglichen mit der Bevölkerungsgröße (6,5 Asylanträgen pro 1000 Einwohner) rangiert Österreich sogar auf Platz 2 der EU-Mitgliedstaaten (vgl. Statistics Austria 2024:34-37). Rund 22% der Asylanträge in Österreich gehen dabei auf Frauen zurück. Die Antragszahlen bei Frauen unterliegen jedoch höheren Schwankungen als die der Männer (vgl. Integrationsfonds 2024:14).

Häufiger werden Frauen und Kinder jedoch durch Familienzusammenführungen nach Österreich nachgeholt. Was sowohl auf unterschiedliche Gefahren auf den Fluchtrouten als auch auf mangelnde Ressourcen, aufgrund der hohen Kosten einer Flucht, zurückzuführen ist. Sie sind es auch, die öfter im Familienzusammenschluss fliehen und sich seltener als Männer allein auf den Weg machen. Frauen mit Migrationsbiografie sind jedoch im Aufnahmeland sowohl von struktureller als auch von individueller Benachteiligung betroffen, was sich besonders an Daten der Arbeitsmarktintegration ablesen lässt. Sie sind seltener berufstätig und befinden sich häufiger in Teilzeitbeschäftigung als Männer. Dies ist zum einen auf den Umstand zurückzuführen, dass Frauen häufiger unbezahlte Sorgearbeit übernehmen und zum anderen darauf, dass sie seltener Arbeitserfahrung als männliche Geflüchtete aufweisen. Dennoch weisen sie meist ein ebenso hohes oder sogar höheres Bildungsniveau als Männer auf. Zusätzlich stellen fehlende Kinderbetreuungsmöglichkeiten und fehlende familiäre sowie soziale Netzwerke ein Hindernis für Frauen dar, um Integrations- und Bildungsangebote in Anspruch zu nehmen. In Hinblick auf die Sorgearbeit und das mangelnde soziale Netzwerk ist ebenso die erhöhte Fertilitätsrate, insbesondere bei Frauen aus Syrien und Afghanistan, zu berücksichtigen. Aufgrund dieser Gemengelage sind Frauen mit Fluchterfahrung vor besondere Herausforderungen beim Ankommen in Österreich gestellt und weisen daher eine erhöhte Mehrfachbelastung auf (vgl. Kohlenberger et al. 2022:18).

Diese unterschiedlichen Herausforderungen und Benachteiligungen von geflüchteten Frauen gilt es unter einem intersektionalen Blick zu berücksichtigen. Frauen mit Fluchterfahrung sind demnach mehrfachen Diskriminierungsformen ausgesetzt, nämlich sowohl als Frau als auch als Geflüchtete (vgl. Farrokhzad 2022:276).

Für gelingende gesellschaftliche Teilhabe sind, nach Kronauer, drei wesentliche Aspekte entscheidend: Recht, Arbeit und soziale Beziehungen. Von diesen Aspekten sind besonders geflüchtete

Menschen betroffen und damit in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe eingeschränkt. Demnach ist das Aufenthaltsrecht und der damit verbundene Status für viele soziale, politische und persönliche Rechte entscheidend. Ebenso spielt der Arbeitszugang eine wichtige Rolle für die gesellschaftliche Teilhabe und stellt für Geflüchtete eine weitere Hürde dar, da der Zugang erst durch die Erfüllung bestimmter Integrationsmaßnahmen, wie Sprachkurse etc., gewährt wird. Zu guter Letzt spielen die sozialen Beziehungen, wie Familie, Freund:innenschaft und Nachbarschaft eine zentrale Rolle für die Inklusion von Menschen mit Fluchterfahrung. Auch hier stellt der mangelnde Kontakt zu Nachbar:innen, aufgrund zunehmender Individualisierungstendenzen in der Gesellschaft, fehlende Freund:innenschaft oder familiäre Netzwerke eine Hürde dar (vgl. Riede o.A.). Unter diesem Gesichtspunkt stellt der geplante Stopp des Familiennachzugs, durch die österreichische Regierung, eine zusätzliche Hemmschwelle für gesellschaftliche Teilhabe dar. Das vorläufige Aussetzen der Familienzusammenführung und der geplante Stopp sind aus Expert:innensicht jedoch rechtlich fragwürdig und verstoßen gegen die Menschenrechte sowie gegen EU- und österreichisches Recht (vgl. Asylkoordination 2025). Das Recht auf Familie wird von der Europäischen Union wie folgt begründet:

„Die Familienzusammenführung ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass ein Familienleben möglich ist. Sie trägt zur Schaffung soziokultureller Stabilität bei, die die Integration Drittstaatsangehöriger in dem Mitgliedstaat erleichtert; dadurch wird auch der wirtschaftliche und soziale Zusammenhalt gefördert, der als grundlegendes Ziel der Gemeinschaft im Vertrag aufgeführt wird“ (Curia 2022).

Das Recht auf Familie spielt demnach nicht nur auf einer persönlichen und sozialen Ebene eine wichtige Rolle für geflüchtete Frauen, sondern ist ebenso entscheidend für die gesellschaftliche Teilhabe dieser Zielgruppe. Auch für diesen Forschungsteil der Masterarbeit stellt die Familie sowie soziale Netzwerke eine zentrale Dimension dar, wie in Kapitel 5.3 deutlich wird.

Wie sich zeigt stellt sich die Teilhabe für Frauen mit Fluchterfahrung durchaus hürdenreich dar. Ein Auszug an Institutionen und Angeboten der Stadt St. Pölten, die Frauen beim Ankommen unterstützen und in ihrer Teilhabe stärken, wird im anschließenden Kapitel besprochen.

2.3.4 Institutionen und Angebote für Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten

Neben dem IBZ (Integrations- und Bildungszentrum) der Diakonie, welches besonders für diesen Teil der Masterarbeit von Relevanz ist, bietet die Stadt St. Pölten unterschiedliche Angebote für Frauen und Mädchen mit Fluchterfahrung, auf welche in diesem Kapitel näher eingegangen werden soll, um einen Überblick der Institutionen und Angebote für diese Zielgruppe zu vermitteln.

Einen wichtigen Beitrag für die Gemeinwesenarbeit in St. Pölten leistet das Diversity Café, ein Verein, der 2016 gegründet wurde mit dem primären Ziel, Menschen mit Fluchterfahrung bei ihrer Ankunft in St. Pölten und Österreich zu unterstützen. Die Idee des Diversity Cafés ist es, einen Begegnungsraum für unterschiedliche Gruppen zu schaffen, um Austausch und Vielfalt untereinander zu fördern. Bürger:innen, Privatpersonen, Menschen unterschiedlicher Herkunft und Vereine haben jeden Samstag von 10:00-12:00 Uhr die Möglichkeit, in unmittelbarer Bahnhofsnähe im Saal der Begegnung, sich zu vernetzen und über Angebote in der Stadt zu informieren. Das Diversity Café bietet einen niederschweligen und freizugänglichen Raum für alle Menschen in St. Pölten und gilt daher als positives Beispiel für die Förderung des Gemeinwesens und Inklusion in der Stadt St. Pölten (vgl. St. Pölten 2021).

Das IBZ der Diakonie St. Pölten ist ein Projekt, welches Menschen mit Fluchterfahrung durch Bildungsangebote, Beratung, Startwohnungen und Gemeinwesenarbeit beim Ankommen in Österreich unterstützt und begleitet. Der Fokus auf Gemeinwesenarbeit findet sich vor allem in dem Projekt „Miteinander leben – Werte teilen“, innerhalb dessen auch der Photovoice-Workshop dieser Arbeit stattgefunden hat. Zielgruppe des IBZ sind Personen ab 16 Jahren mit einem positiven Asylstatus. Dies umfasst Menschen mit positivem Asyl, subsidiärem Schutz oder Vertriebene aus der Ukraine. Am Gemeinwesen-Projekt der Diakonie hingegen können alle Menschen, die in der Region Niederösterreich wohnhaft sind, teilnehmen (vgl. Diakonie o.A.). Das Gemeinwesenprojekt wird jeweils für zwei Jahre vom Bundeskanzleramt sowie Niederösterreich gefördert und umfasst momentan sieben Maßnahmen, sogenannte Kleinprojekte. Manche dieser Projekte richten sich dabei gezielt an Frauen. Die Projekte heißen unter anderem „Digikurs“, „Konversationscafé“ und „Nachbarschaft leben“. Im Rahmen des Konversationscafés gab es die letzten Jahre regelmäßig ein Angebot zum Thema Frauengesundheit. Das Angebot der Diakonie richtet sich demnach gezielt auch an Frauen mit Fluchterfahrung und bietet neben Fragen der existenziellen Grundsicherung auch Freizeitangebote sowie Begleitungen an (vgl. TI6, Z 24-60).

Qualify for Hope ist eine Ausbildungsinitiative in St. Pölten, die sich an Mädchen und junge Frauen richtet, um deren Ausbildungsreife zu fördern. Mittels der Projektinhalte Praxis, Coaching, Sport, Kultur und Wissenswerkstatt sollen individuell erarbeitete Ziele der Mädchen und Frauen erreicht werden, um den Einstieg in das weitere Schul- und Ausbildungssystem beziehungsweise den Arbeitsmarkt zu erreichen. Das Angebot richtet sich gezielt an Mädchen und Frauen zwischen 15 und 21 Jahren, die bereits die Schulpflicht abgeschlossen haben. Frauen mit einem

sonderpädagogischen Bedarf, einer Behinderung oder einer sozialen/emotionalen Beeinträchtigung haben die Möglichkeit, das Angebot bis zum 25. Lebensjahr in Anspruch zu nehmen. Weitere Voraussetzungen sind die Absolvierung des Jugendcoachings sowie ein dauerhafter Aufenthaltstitel. Ein Charakteristikum von Qualify for Hope ist, dass es ein Projekt von Frauen für Frauen ist und unterschiedliche Sprachen, von Englisch, Rumänisch, Spanisch, über Russisch, Türkisch, bis hin zu Georgisch und Arabisch vertreten sind. Zusätzlich gibt es für Mütter das Angebot einer Kinderbetreuung während der Kurszeiten (vgl. Qualify for Hope o.A.).

Die Tangente St. Pölten ist ein Kunst- und Kulturfestival, welches im Zeitraum vom 30. April bis 06. Oktober 2024 in St. Pölten stattfand. Im Vorfeld dieser Masterarbeit gab es die Überlegung, mit der Tangente in Kooperation zu treten. Dies wurde jedoch aufgrund der Schwierigkeiten bei der Vernetzung und Zusammenarbeit eines vorangegangenen Masterprojekts zum Thema Gemeinwesenarbeit wieder verworfen. Neben Kunst- und Kulturschaffenden waren ebenso Sozialarbeiter:innen, Expert:innen und Aktivist:innen an dem Festival beteiligt. Zusätzlich gab es mehrere „Open Calls“ der Tangente an die St. Pöltener Bevölkerung, sich aktiv in die Festivalgestaltung einzubringen und mitzugestalten. Ziel war es, mittels starker Einbindung und Vernetzung der lokalen Akteur:innen die bereits bestehenden Communities, Vereine und Initiativen der Stadt zu vernetzen und ihre Sichtbarkeit zu fördern. Themenschwerpunkte des Festivals lagen vor allem auf Bildung und Arbeit, Barrierefreiheit, Asylpolitik und Frauen. Insofern stellte die Tangente ein zusätzliches Angebot für und mit geflüchteten Frauen dar. Projekte, welche im Zuge dessen stattfanden, waren unter anderem, „Sisters United“, eine Kooperation mit dem Haus der Frau in St. Pölten, welches auf Gewalt gegen Frauen aufmerksam machte, oder dem Tanzprojekt „Sisters“, welches einen Safe Space zum Tanzen für Frauen schaffen wollte (vgl. Tangente St. Pölten o.A.).

2.3.5 Fazit

Abschließend wird deutlich, dass Frauen auf der Flucht wie auch im Ankunftsland vor multiple Herausforderungen gestellt sind. Diese Herausforderungen unterscheiden sich aufgrund des Geschlechts deutlich von denen männlicher Geflüchteter. Demnach sind Frauen aus genderspezifischen Gründen auch anderen Gefahren auf der Flucht ausgesetzt und von intersektionalen Diskriminierungsformen im Ankunftsland betroffen. War es ursprünglich noch der männliche Geflüchtete, an dem sich das Recht auf Asyl festmachte, werden zunehmend Frauen in den Fokus der Debatte um Flucht gerückt und deren spezifische Lebensrealitäten in der Forschung beleuchtet. Dennoch haben Frauen vermehrt mit gesellschaftlicher Ausgrenzung zu kämpfen aufgrund ihres Geschlechts,

ihrer Herkunft und gesellschaftlicher Normvorstellungen. In dem Forschungsraum St. Pölten finden sich einige Institutionen für geflüchtete Frauen mit teilweise gemeinwesenorientierten Ansätzen. Dieser Forschungsteil der Masterarbeit stellt den Versuch auf, die Lebenswelt geflüchteter Frauen in St. Pölten näher zu beleuchten und Erkenntnisse über die Inklusion und Sichtbarkeit dieser Zielgruppe zu gewinnen.

Anschließend an diese erste Einführung und Annäherung an die Themen Jugendliche, Menschen mit Behinderung und Frauen mit Fluchterfahrung, soll im nächsten Kapitel die methodische Grundlage dieser Masterarbeit sowie eine Reflexion der Forschungsprozesse, vermittelt werden.

3 Methodische Vorgangsweise und Reflexion des Forschungsprozesses

In folgendem Kapitel werden die methodischen Vorgangsweisen geschildert, welche in dieser Masterarbeit zur Anwendung kamen. Um einen ersten Überblick über den beforschten Sozialraum zu erhalten, wird zunächst im Kapitel 3.1 das Forschungsfeld St. Pölten beschrieben. Daran anschließend werden in Kapitel 3.2 die relevanten Erhebungsmethoden für diese Arbeit vorgestellt. Diese umfassen die Community map (Kapitel 3.2.1) und Photovoice-Methode (Kapitel 3.2.2) als Haupterhebungsmethoden, sowie die kollaborative Aktionsforschung (Kapitel 3.2.3), Expert:innen-Interviews und die Teilnehmende Beobachtung (Kapitel 3.2.4). In Kapitel 3.3 werden schließlich die Auswertungsmethoden der strukturgeleiteten Textanalyse (Kapitel 3.3.1) und der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (Kapitel 3.3.2) als Instrumente der Auswertung vorgestellt und beschrieben. Kapitel 3.4 widmet sich den Zugängen zu den unterschiedlichen Forschungsfeldern, Jugendliche (Kapitel 3.4.1), Menschen mit Behinderung (Kapitel 3.4.2), und Frauen mit Fluchterfahrung (Kapitel 3.4.3) und wie der Forschungszugang erfolgte. Abschließend werden in Kapitel 3.5 ethische Fragen, welche dieser Masterarbeit zugrunde liegen, hervorgehoben und besprochen.

3.1 Forschungsfeld St. Pölten

Schut, Pascal

Um gemeinwesenorientierte Ansätze zur Inklusion in St. Pölten sinnvoll analysieren und ausprobieren zu können, ist es wichtig, das jeweilige gesellschaftliche, politische und infrastrukturelle Umfeld mit einzubeziehen, in dem diese Ansätze angewendet werden. Dieses Kapitel dient dazu, den Kontext der Arbeit einzuordnen. Es gibt einen Überblick über die politische und bildungspolitische Situation und beleuchtet Themen wie Mobilität und Barrierefreiheit in der Stadt. Diese Einblicke sollen eine Grundlage schaffen, um die lokalen Bedingungen besser zu verstehen und die Chancen, Herausforderungen und Kontext gemeinwesenorientierter Inklusionsarbeit im städtischen Raum von St. Pölten differenziert zu betrachten.

3.1.1 Politik

Alle Forschungsgegenstände, die Akteur:innen und Institutionen, mit denen wir uns beschäftigen, stammen aus oder befinden sich in St. Pölten. St. Pölten ist nicht nur die Landeshauptstadt von Niederösterreich, sondern zugleich eine eigenständige Gemeinde und ein eigener Bezirk. Mit rund 59.000 Einwohner:innen ist St. Pölten die größte Stadt Niederösterreichs und die neuntgrößte Stadt Österreichs (vgl. Statistik Austria 2024b). Die Stadt St. Pölten wird seit 1950 von Bürgermeister:innen regiert, die der SPÖ angehören. Bei den Nationalratswahlen 2024 konnte die SPÖ einen Vorsprung von 2,02 Prozentpunkten gegenüber der FPÖ erzielen (28,05 % gegenüber 26,03 %). Obwohl die Gemeinderatswahlen in Niederösterreich am 26. Januar 2025 stattfinden, gilt dies nicht für St. Pölten. Hier werden die nächsten Gemeinderatswahlen erst im Jahr 2026 abgehalten.

Durch die teils zwangsweise Eingemeindung mehrerer kleiner Ortschaften und Gemeinden, insbesondere im Rahmen der Gemeindestrukturreform, die ab 1965 eingeleitet wurde (vgl. ORF 2022), weist St. Pölten eine vergleichsweise geringe Bevölkerungsdichte von 543 Einwohner:innen pro km² auf. Dieser Prozess, der viele eigenständige Gemeinden in die Stadt integrierte, hatte nicht nur demografische, sondern auch strukturelle und administrative Auswirkungen, die bis heute das Bild und die Dynamik der Stadt prägen. Diese unterscheidet St. Pölten von anderen Städten in Österreich. Zum Beispiel hat Wels, die achtgrößte Stadt des Landes, eine Bevölkerungsdichte von 1.422 Einwohner:innen pro km², beinahe drei Mal so hoch wie in St. Pölten. Noch deutlicher wird der Kontrast, wenn man Wien betrachtet, das sowohl räumlich nah an St. Pölten liegt als auch über die Westbahn und die A1 gut angebunden ist. Die Bundeshauptstadt erreicht eine

Bevölkerungsdichte von 4.835 Einwohner:innen pro km. Die geringe Bevölkerungsdichte in St. Pölten verleiht der Stadt einen beinahe ländlichen Charakter, insbesondere in den westlichen Stadtgebieten. Dort prägen weitläufige Felder, Grünflächen und kleinere Siedlungsstrukturen das Landschaftsbild.

St. Pölten verfügt über einen Ausschuss für Soziales, Gesundheit, Familie und Integration, der aus 9 Mitgliedern besteht. Davon gehören sechs der SPÖ, zwei der ÖVP und eines der FPÖ an. Das Thema „Jugend“ wird hingegen im Ausschuss für Kultur, Bildung, Jugend und Sport behandelt, der exakt die gleiche Zusammensetzung aufweist.

3.1.2 Bildunglandschaft in St. Pölten

St. Pölten ist in Bezug auf Bildungseinrichtungen relativ gut ausgestattet. In der Stadt befinden sich:

- 14 Volksschulen
- 11 berufsbildende mittlere und höhere Schulen, darunter das Bildungszentrum für Gesundheits- und Sozialberufe der Caritas der Diözese St. Pölten
- 7 Mittelschulen, jeweils mit unterschiedlichem Schwerpunkt
- 6 Privatschulen
- allgemeinbildende höhere Schulen
- 3 Sonderschulen
- 1 Landesberufsschule
- 1 Polytechnische Schule (vgl. st-poelten.at 2024b)

Darüber hinaus gibt es in St. Pölten insgesamt acht Weiterbildungsinstitute, die ein breites Spektrum an Kursen und Fortbildungsprogrammen anbieten. Diese reichen von berufsspezifischen Schulungen bis hin zu allgemeinen Qualifizierungsmaßnahmen und Freizeitkursen (vgl. st-poelten.at 2024c).

Für die Kleinsten bietet St. Pölten insgesamt 31 Kindergärten. Davon sind 26 öffentliche Kindergärten und 5 Privatkindergärten. Sechs der öffentlichen Einrichtungen verfügen über heilpädagogisch-integrative Gruppen für „Kinder mit besonderen Bedürfnissen“ und gelten somit als Integrationskindergärten (vgl. st-poelten.at 2023). Bei den Privatkindergärten gibt es keine Einrichtung mit diesem Schwerpunkt.

Die Integrationskindergärten befinden sich an folgenden Standorten:

- Karl-Pfeffer-Gasse
- Handel-Mazzetti-Straße
- Wiesnergasse
- Heinrich-Schneidmadl-Straße
- Pernerstorferplatz
- Neuviehofen

In St. Pölten besteht ebenfalls die Möglichkeit, ein Studium zu absolvieren. Neben der Fachhochschule St. Pölten befinden sich dort zwei Privatuniversitäten: die Bertha von Suttner Privatuniversität, die ein breites Spektrum an Studiengängen bietet, und die New Design University, die vor allem kreative und designorientierte Fächer anbietet.

3.1.3 Mobilität in St. Pölten: Zugänglichkeit und Herausforderungen

St. Pölten verfügt über eine ausgezeichnete Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz. Die Stadt ist sowohl auf der Schiene als auch über die Straße gut erreichbar. Mit dem Zug kann Wien in etwa 30 Minuten und Linz in rund 45 Minuten über die Westbahn erreicht werden. Die Westautobahn A1, die von Wien bis Walserberg bei Salzburg verläuft, führt ebenfalls durch St. Pölten. Die Stadt St. Pölten verfügt derzeit über insgesamt 12 Bahnhöfe, die noch aktiv betrieben werden. Viele andere Bahnhöfe werden hingegen nicht mehr angefahren. Ein Beispiel hierfür ist der Stadtteil Spratzern, in dem sich einst drei aktive Bahnhöfe befanden. Diese Bahnhöfe sind inzwischen alle außer Betrieb; der letzte von ihnen wurde im Jahr 2022 endgültig stillgelegt (vgl. Stritzl 2024).

Über die Website der ÖBB (Österreichische Bundesbahnen) lässt sich nachvollziehen, wie barrierefrei die einzelnen Bahnhöfe eingeschätzt werden oder zumindest, wie die ÖBB selbst deren Barrierefreiheit bewertet. Zur besseren Orientierung und Vergleichbarkeit wird jedem Bahnhof eine spezifische Nummer von 0 bis 3 (0, 1, 2, 2a und 3) zugewiesen. Diese Einstufung basiert auf unterschiedlichen Kriterien und Merkmalen, die die Zugänglichkeit und Nutzbarkeit der Bahnhöfe für Menschen mit eingeschränkter Mobilität betreffen. Die ÖBB erläutert ihr System zur Bewertung der Barrierefreiheit folgendermaßen:

„0=Wert nicht definiert

1=Eine selbstständige Benützung der Verkehrsstation ist möglich. [...].

2=Eine Hilfestellung für die Benützung der Verkehrsstation und/oder den Bahnsteigen wird zumindest in Teilbereichen - empfohlen.

2a=Für blinde und sehbehinderte Menschen wird für die Benützung des schienengleichen Bahnsteigzuganges Hilfestellung empfohlen bzw. angeboten. [...].

3=Eine selbstständige Benützung der Verkehrsstation kann aufgrund der vorhandenen Zugangsbarrieren nicht empfohlen werden. In diesem Fall wird ein Benutzen der nächsten barrierefreien Station eingehende empfohlen“ (Österreichische Bundesbahnen 2024).

Nachfolgend findet sich eine Übersicht aller Bahnhöfe in St. Pölten, die derzeit noch in Betrieb sind. Neben den jeweiligen Bahnhofsbezeichnungen ist die von den ÖBB vergebene Zahl zur Barrierefreiheit angegeben, welche den Grad der Zugänglichkeit für Menschen mit eingeschränkter Mobilität widerspiegeln soll (vgl. ebd.):

- 0 Pottenbrunn
- 1 St. Georgen am Steinfelde
- 1 St. Pölten Bildungscampus
- 1 St. Pölten Hauptbahnhof
- 1 Unterradlberg
- 2 St. Pölten Kaiserwald
- 2 St. Pölten Porschestraße
- 2 St. Pölten Traisenpark
- 2 Viehofen
- 3 Ober Radlberg
- Ohne Angabe St. Pölten Alpenbahnhof

Diese Bahnhöfe sind Teil von drei Bahnstrecken:

- Mariazellerbahn
- Leobersdorferbahn
- Tullnerfelderbahn

Der Bahnhof St. Pölten Alpenbahnhof wird nicht von der ÖBB betrieben. Seit 2019 obliegt deren Betrieb den „Niederösterreich Bahnen“, die als Teil der Mariazellerbahn fungieren (vgl. NÖVOG 2025). Auf diesen Strecken verkehren teilweise auch Dampfzüge. St. Pölten verfügt über ein eigenes

städtisches Bussystem, das unter dem Namen „LUP“ betrieben wird. Dieses umfasst 14 verschiedene Linien und insgesamt 380 Haltestellen, die eine flächendeckende Verbindung innerhalb der gesamten Stadt gewährleisten. Die Busse verkehren von Montag bis Samstag bis etwa 22:30 Uhr und an Sonn- und Feiertagen bis etwa 20:30 Uhr (vgl. Magistrat St. Pölten/Bürgerservice 2024). Ein Merkmal des LUP-Bussystems ist seine Barrierefreiheit. Alle Busse sind als Niederflurbusse konzipiert, wodurch sie sich auf das Niveau der Gehsteigkante absenken lassen, um den Ein- und Ausstieg zu erleichtern. Zusätzlich verfügen sie über ausklappbare Rampen, die insbesondere Menschen mit Mobilitätseinschränkungen oder Rollstuhlfahrer:innen den Zugang ermöglichen sollen. Darüber hinaus tragen akustische Haltestellenansagen in allen Fahrzeugen dazu bei, die Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs für alle Menschen deutlich zu erleichtern (vgl. st-poelten.at 2024d).

Obwohl die Busse barrierefrei sind, scheinen die Bushaltestellen größtenteils nicht barrierefrei zu sein. Die Wartehäuschen sind so nah am Gehsteigrand positioniert, dass Personen mit Rollstühlen oder Kinderwägen gezwungen sind, auf die Straße auszuweichen, um sie betreten zu können (vgl. Werilly 2021).

3.1.4 Gesundheitliche Versorgung in St. Pölten

In St. Pölten befindet sich das größte Krankenhaus Niederösterreichs, das Universitätsklinikum St. Pölten. Dieses wurde im Jahr 1895 eröffnet und verfügte in 2021 über 1.140 Betten sowie 18 Fachabteilungen, die eine umfassende medizinische Versorgung sicherstellen sollen (vgl. Klinikguide 2021). Darüber hinaus gibt es in der Stadt ein Primärversorgungszentrum (PVZ), in dem neben medizinischen Leistungen auch soziale Angebote bereitgestellt werden. Hier sind unter anderem Sozialarbeiter:innen tätig, die integrative Betreuung und Unterstützung anbieten. Für das dritte Quartal 2025 ist der Bau eines zweiten Primärversorgungszentrums im Stadtteil Viehofen geplant. Dieses neue Zentrum soll nicht nur eine medizinische Anlaufstelle sein, sondern auch erweiterte Dienstleistungen wie Case- und Caremanagement, Sozialarbeit und Sozialberatung anbieten (vgl. PVZ St. Pölten Nord o.A.).

Das Ambulatorium Sonnenschein, ein sozialpädiatrisches Zentrum in St. Pölten, ist das größte seiner Art in Niederösterreich. Es vereint die Bereiche Diagnose, Beratung und Therapie für Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen unter einem Dach. Ein interdisziplinäres Team aus

Ärzt:innen sowie Therapeut:innen gewährleistet eine individuelle und ganzheitliche Betreuung der jungen Patient:innen. Die Zielgruppe des Ambulatoriums umfasst Säuglinge, Kinder und Jugendliche bis zum Alter von 18 Jahren, die von Entwicklungsstörungen, Behinderungen oder chronischen Erkrankungen betroffen sind (vgl. Ambulatorium Sonnenschein o.A.). Ein besonderer Fokus liegt auf der Früherkennung von Entwicklungsstörungen sowie auf der Behandlung von Kindern mit muskulären und neurologischen Erkrankungen. Im Jahr 2015 wurde im Ambulatorium Sonnenschein das erste Autismuszentrum Niederösterreichs eröffnet. Dieses bietet spezialisierte Therapieangebote für Kinder und Jugendliche mit Autismus-Spektrum-Störungen und unterstützt zudem deren Familien (vgl. Autismuszentrum Sonnenschein 2024).

Im Anschluss an die Beschreibung lokaler Gegebenheiten folgt nun die Vorstellung der Erhebungsmethoden, die dieser Masterarbeit zugrunde liegen.

3.2 Erhebungsmethoden

In diesem Kapitel werden die Erhebungsmethoden, welche für diese Arbeit von Relevanz waren und zur Anwendung kamen, vorgestellt. Zu diesen zählten die Methode des Community Mapping, die Phovoice-Methode, die Kollaborative Aktionsforschung sowie qualitative Forschungsmethoden wie Expert:innen-Interviews und die Teilnehmende Beobachtung. Eine besondere Bedeutung kommt dabei der Community Map und der Photovoice-Methode zu, da auf diesen beiden die Haupterhebung für diese Forschung beruht.

3.2.1 Community mapping

Schut, Pascal

Kartographie ist sowohl Wissenschaft als auch Kunst. Der Prozess der Kartenerstellung erfordert nicht nur technische Präzision und wissenschaftliche Methoden, sondern beinhaltet auch subjektive (vgl. Crampton 2001) Entscheidungen darüber, was dargestellt wird und auf welche Weise. Diese Entscheidungen werden unter anderem durch kulturelle, politische und wirtschaftliche Faktoren beeinflusst. Die Wahl von Symbolen, der Einsatz von Farben und selbst die Entscheidung, welche Gebiete hervorgehoben oder ausgelassen werden, sind Maßnahmen, die einer Karte eine spezifische Perspektive verleihen.

Es besteht von Grund auf eine enge Verbindung zwischen Kartographie, Wissen und Macht, da Karten keine neutralen oder objektiven Darstellungen der Realität sind. Vielmehr handelt es sich um soziale Konstrukte, die bestimmte Perspektiven und Interessen widerspiegeln (vgl. ebd.). Die noch immer weit verbreitete Mercator-Projektion, die bereits im 16. Jahrhundert entwickelt wurde, verzerrt die Größenverhältnisse, indem sie Europa und Nordamerika im Vergleich zu Afrika oder Asien überproportional vergrößert. Dadurch entsteht ein eurozentristisches Weltbild. Während der europäischen Kolonialzeit wurde die Mercator-Projektion unter anderem genutzt, um territoriale Ansprüche zu legitimieren und koloniale Grenzen festzulegen – oft ohne Rücksicht auf die einheimischen Bevölkerungen und deren traditionelle Landschaftsordnungen (vgl. Umachandran 2023:143f). Technologische und wissenschaftliche Fortschritte in der Kartographie wurden genutzt, um die Überlegenheit europäischer Zivilisationen zu propagieren. Innovationen in der Landvermessung, Navigation und Kartenproduktion wurden als Beweise für den Fortschritt und die Zivilisation Europas präsentiert (vgl. ebd.:143).

Auch J. Brian Harley argumentiert, dass Karten nicht nur neutrale Hilfsmittel zur Darstellung geographischer Informationen sind, sondern auch mächtige Instrumente, die das Wissen und die Machtstrukturen der Gesellschaft widerspiegeln und beeinflussen (vgl. 2008:130). Laut ihm fallen einige der praktischen Implikationen von Karten in die Kategorie dessen, was Foucault als "Überwachung" definiert hat, indem er feststellt, dass Karten eine Methode sind, soziale Kontrolle und Macht auszuüben (vgl. ebd.). Dies geschieht durch die Stärkung staatlicher Autorität und territorialer Expansion, indem relevante Informationen zur Kontrolle von Bevölkerungen gesammelt und überwacht werden. Harley kritisierte insbesondere staatlich erstellte Karten dafür, politische Macht zu festigen und den Status quo zu bewahren, indem sowohl äußere Macht (die von Behörden ausgeübt wird) als auch innere Macht (die von Kartograf:innen beeinflusst wird) zum Einsatz kommen (vgl. 1989:12).

Die Auffassung von Karten als soziale Konstruktionen hat zur Entwicklung der kritischen Kartographie geführt – einem Ansatz, der die zugrunde liegenden Machtstrukturen und politischen Dimensionen der Kartenerstellung hinterfragt. Kritische Kartograf:innen setzen sich für inklusivere Methoden der Kartenerstellung ein, bei denen unterschiedliche Perspektiven und Stimmen berücksichtigt werden. Auf diese Weise können Karten entstehen, die die Vielschichtigkeit und Vielfalt menschlicher Erfahrungen und Landschaften realistischer widerspiegeln. Jeremy Crampton (2010:17) definiert vier Prinzipien der kritischen Kartographie, die ein demokratisches und emanzipatorisches Ziel

betonen und eine gerechtere Kartographie fördern sollen, die die Vielfalt menschlicher Erfahrungen und Perspektiven besser berücksichtigt:

1. Karten sind wertvolle Werkzeuge zur Wissensproduktion, aber die zugrunde liegenden Annahmen müssen kritisch hinterfragt werden.
2. Alles Wissen soll im historischen Kontext betrachtet und in verschiedenen kulturellen und räumlichen Nutzungen von Karten reflektiert werden.
3. Geographisches Wissen wird durch soziale, ökonomische und historische Kräfte beeinflusst, wodurch Karten politisch werden.
4. Es gibt eine aktivistische und emanzipatorische Orientierung, die offizielles Wissen infrage stellt und feministische Ansätze sowie Gemeinschaftsaktivismus einbezieht.

Eine Form der kritischen Kartographie ist das sogenannte Community mapping. Dies kann als Gegenpol zur konventionellen, „elitären“ Kartographie gesehen werden, die lange Zeit ein Werkzeug der Wohlhabenden und Mächtigen war (vgl. Parker 2006:471). Eine Community map ist eine visuelle Darstellung gewisser Gegebenheiten einer Gemeinschaft, die gemeinsam mit den Menschen in dieser Gemeinschaft erstellt wird. Dies stellt sicher, dass lokales Wissen und Ressourcen in die Karte einfließen, die ohne das Wissen dieser Menschen unberücksichtigt geblieben wären. Eine Community map liefert eine Darstellung dessen, was eine Gemeinschaft als ihren eigenen Raum empfindet



Abbildung 3: Camberwell Chalk Map (Kimbalbumstead)

und hebt wichtige Merkmale hervor, die innerhalb dieses Raumes von Bedeutung sind. Der Prozess des Community mappings sollte ein inklusives Umfeld schaffen, in dem alle Stimmen Gehör finden können. Laut Brenda Parker (vgl. ebd.:474) fördert Community mapping die Inklusion und Vielfalt in der Kartografie, indem es technische und Zugangshürden abbaut. Es legitimiert lokales Wissen, ermöglicht die Produktion nicht-technischer Karten und bietet Zugang zu geografischen Technologien für bisher nicht einbezogene Gemeinschaften. Community mapping wird in der englischsprachigen Literatur auch oft als „participatory mapping“, also als partizipative Kartographie, bezeichnet (vgl. Mapping For Rights 2020). Im Gegensatz zu traditioneller Kartographie zielt Community mapping darauf ab, lokale Wissenssysteme und kulturelle Perspektiven durch den Kartenherstellungsprozess zu dokumentieren. Diese Karten können sowohl detaillierte Informationen über Dorfstrukturen und Infrastruktur als auch umfassende Darstellungen von traditionellen Nutzungsgebieten und Ressourcenverteilungen umfassen (Corbett 2009:6). Ein Beispiel für eine partizipative Karte ist die „Camberwell Chalk Map“, eine temporäre Kunstinstallation, die im Rahmen des Camberwell Arts Festival 2019 von dem interdisziplinären Künstler Kimbal Quist Bumstead initiiert wurde. Im Kontext des Unmapping-Projekts wurde eine großformatige Karte des Londoner Stadtteils Camberwell auf schwarz gestrichene Holzplatten gezeichnet, vor allem mit Kreide. Die Installation lud die BewohnerInnen des Viertels dazu ein, aktiv mitzuwirken, indem sie Orte markierten, die für sie von Bedeutung waren, persönliche Erinnerungen aufzeichneten, Symbole zeichneten oder ihre individuelle Beziehung zu bestimmten Bereichen des Stadtteils darstellten. Durch die Wahl eines öffentlich zugänglichen Ortes und die Verwendung eines einfach zugänglichen Materials wie Kreide wurde der Prozess bewusst niedrigschwellig und inklusiv gestaltet, um Menschen aller Altersgruppen und Hintergründe zur Teilnahme zu ermutigen.

Die Prinzipien des Community mappings lassen sich laut Corbett (vgl. ebd.:7) in vier Hauptkriterien zusammenfassen. Der Prozess der Kartenerstellung in der partizipativen Kartographie basiert auf einem gemeinsamen Ziel und einer inklusiven Planung, bei der die gesamte Gemeinschaft aktiv eingebunden wird. Dabei sind die Karten nicht nur Ausdruck der spezifischen Bedürfnisse und Anliegen der Gemeinschaft, sondern dienen auch deren direkter Nutzung. Sie dokumentieren lokale Wissenssysteme, indem sie Platznamen, Symbole sowie kulturelle und historische Informationen abbilden. Darüber hinaus zeichnen sich partizipative Karten durch ihre Flexibilität in Form und Inhalt aus; sie sind nicht an formale kartografische Konventionen gebunden und können von einfachen Zeichnungen bis hin zu komplexen geoinformativen Anwendungen reichen. Diese Vielseitigkeit erlaubt es, die Karten sowohl für interne Zwecke der Gemeinschaft zu nutzen als auch zur Kommunikation mit externen Gruppen, wie beispielsweise staatlichen Behörden, einzusetzen.

Cochrane und Corbett (vgl. 2018:4) betonen, dass Community mapping nicht frei von Kritik und Herausforderungen ist. In einigen Fällen wird sie lediglich zur Datenerhebung eingesetzt oder dient dazu, den Anschein von öffentlicher Beteiligung an Entscheidungsprozessen zu erwecken, was zu oberflächlichen oder manipulativen Ergebnissen führen kann. Wenn Community mapping ohne echte Möglichkeiten zur Einflussnahme durchgeführt wird, kann es zu einer reinen symbolischen Geste verkommen. In solchen Fällen wird der Anschein von Inklusion erweckt, ohne dass den Gemeinschaften tatsächlich Einfluss auf die Entscheidungsfindung eingeräumt wird.

Der Begriff „Community“, wie er im Kontext des Community mappings verwendet wird, ist nicht eindeutig definiert. Brenda Parker weist darauf hin, dass Definitionen und Erfahrungen von Gemeinschaften sowie die Rollen von Individuen innerhalb dieser Gemeinschaften einem ständigen Wandel unterliegen (vgl. 2006:471). Traditionell wird der Begriff „Community“ oft auf ein kleines geografisches Gebiet wie ein Viertel oder eine Stadt angewandt, wobei eine gemeinsame Identität und Solidarität unter den Bewohnern suggeriert wird. Jedoch besteht stets die Möglichkeit von Konflikten und ungleichen Machtverhältnissen innerhalb solcher geografischen Gemeinschaften. Darüber hinaus erstreckt sich das Konzept der Gemeinschaft über physische Räume hinaus und schließt auch nicht-geografische Gruppen wie zum Beispiel die LGBTQ+-Community ein. Brenda Parker verwendet den Begriff „Community“ im Kontext des Community mappings, um eine Gruppe von Menschen zu beschreiben, die einen gemeinsamen geografischen Raum teilen, ohne jedoch Solidarität oder gemeinsame Werte unter diesen Bewohner:innen zu unterstellen (vgl. ebd.) Diese Auffassung von „Community“ wird auch in unserer Analyse zugrunde gelegt.

Die Wahl von Community mapping als Methode basierte auf ihrer Fähigkeit, die Prinzipien der kollaborativen Aktionsforschung mit den praktischen Gegebenheiten und Interessen der Zielgruppe zu verbinden. Da die Jugendlichen bereits im Jugendzentrum präsent waren und Teil eines etablierten Netzwerks bildeten, bot sich Community mapping als eine Methode an, die unmittelbar in diesen Kontext eingebettet werden konnte. Dabei konnte auf die vorhandenen Ressourcen und die Vertrautheit der Teilnehmenden mit dem Ort aufgebaut werden, was sowohl die Akzeptanz als auch das Engagement der Jugendlichen förderte. Die Methode zeichnet sich durch ihre Flexibilität aus und ließ sich leicht an die Interessen und Fähigkeiten der Jugendlichen anpassen. Die Kombination aus partizipativen Mapping-Techniken und der Gestaltung einer physischen Karte durch Graffiti ermöglichte den Teilnehmenden einen intuitiven Zugang zur Forschung. Sie wurden nicht durch komplizierte Anforderungen oder formale Barrieren abgeschreckt, sondern in ihrer kreativen und

praktischen Ausdrucksweise bestärkt. Community mapping bot den Jugendlichen die Möglichkeit, sich aktiv an der Analyse ihres Lebensraums zu beteiligen, ihre Identität und Anliegen zu artikulieren und in die Rolle von "Co-Forschenden" (die sich grundlegend von akademischen Forschenden unterscheiden, da diese "(...) nicht unmittelbar Teil der untersuchten Lebenswelt sind" (Von Köppen et al. 2020:27)) zu schlüpfen. Die Methode ermöglichte es, abstrakte oder schwer zu verbalisierende Ideen in visuelle Formen zu übersetzen. Für den Jugendlichen, die möglicherweise weniger Zugang zu konventionellen wissenschaftlichen Ausdrucksformen haben, könnte das Projekt eine niedrigschwellige Gelegenheit geboten haben, ihre Sichtweisen und Erfahrungen sichtbar zu machen. Es eröffnete ihnen eine niedrigschwellige Möglichkeit, ihre Perspektiven und Erfahrungen darzustellen. Die Präsentation des Community mappings als Wandgraffiti machte die Ergebnisse zudem im öffentlichen Raum – konkret im Jugendzentrum Steppenwolf – sichtbar und zugänglich. Auf diese Weise entstand ein Symbol, das langfristig an die Beteiligung junger Menschen erinnert und vielleicht sogar ihr Gefühl von Stolz und Verantwortung für das eigene Umfeld stärkt.

Neben dem Community mapping kam in dieser Forschung eine weitere visuelle, partizipative Methode zur Anwendung: Photovoice. Auch sie bot den Co-Forschenden (in diesem Fall Frauen mit Fluchterfahrung) einen niedrigschwelligen Zugang zur Reflexion ihrer Lebenswelt und ermöglichte eine aktive Mitgestaltung des Forschungsprozesses.

3.2.2 Photovoice als visuelle Erhebungsmethode

Arthofer, Anjali Siri

Das folgende Kapitel widmet sich der Photovoice-Methode sowie deren Stärken und Schwächen. Photovoice ist eine visuelle Datenerhebungsmethode aus der partizipativen Forschung, die das Ziel verfolgt, gemeinsam mit Nutzer:innen deren soziale Wirklichkeit in Form von Fotografie zu erforschen sowie Stärken und Bedürfnisse herauszuarbeiten. In weiterer Folge kann dadurch Einfluss auf politische Akteur:innen genommen werden um Verbesserungen und Veränderungen der Lebensrealität der Betroffenen zu erwirken. Demnach sind die Nutzer:innen aktiv und weitestgehend selbst am Forschungsprozess beteiligt, indem sie selbständig fotografieren, diskutieren und interpretieren. Dies unterscheidet Photovoice maßgeblich von anderen fotobasierten Forschungsansätzen. Des Weiteren grenzt sich die Methode von anderen fotobasierten Forschungsansätzen durch

die Intention ab, nachhaltige Veränderungen zu erwirken (vgl. Wihofszky et al. 2020:86). Der bildhafte Charakter der Methode lädt insbesondere marginalisierte Menschen dazu ein, sich Gehör zu verschaffen und ihre Erfahrungen zu teilen, wie Bieling et. al. verdeutlichen:

“Because photovoice is based on images and language alike, it encourages participants to reflect on the issues and elevates marginalized voices by facilitating the expression of local knowledge, opinions, and experiences and allowing participants to identify their concerns and priorities (Bieling et al. 2023:386).”

Durch das Medium der Fotografie ist es möglich, Situationen und Erfahrungen visuell auszudrücken und tiefer in Themen einzutauchen. Dadurch können Erfahrungen und Emotionen eindringlicher vermittelt werden, als es durch Sprache allein möglich wäre. Diese visuelle Anregung ermöglicht Teilnehmenden daher, über Themen eindringlicher zu reflektieren, im Gegensatz zu herkömmlichen Interviewformaten (vg. ebd.:388).

Photovoice als Erhebungsmethode geht auf die Wissenschaftlerinnen Caroline Wang und Mary Ann Burris zurück. Sie entwickelten diese Methode in den 1990er Jahren um Frauen und deren Lebensrealität im ländlichen China zu erforschen (vgl. Von Unger 2014:69).



Abbildung 4: Virginia Li & Caroline Wang (Photovoice Worldwide)

Die hier verwendete Abbildung 4 zeigt unter anderem Caroline Wang mit Probandinnen bei der Sichtung von Fotografien.

Der Fokus bei der Entwicklung der Photovoice-Methode lag besonders auf Partizipation und Empowerment von marginalisierten Gruppen. Als theoretisches Grundgerüst dienten dafür feministische Theorien, dokumentarische Fotografie sowie Empowerment-Ansätze nach Freire. Besonders große Anwendung dieser Methode findet sich international in der Gesundheitsförderung.

Drei wesentliche Hauptziele dieser Methode sind nach Wang und Burris:

1. Die eigenen Stärken und Bedürfnisse einer Community zu erkennen und zu reflektieren
2. Mittels Gruppendiskussionen kritisches Denken und Wissen einer Community zu fördern
3. Einfluss auf politische Entscheidungen nehmen und damit zu einer Verbesserung der Lebensumstände beitragen (vgl. Wihofszky et al. 2020:88ff).

An dieser Stelle kommt auch die Relevanz der Photovoice-Methode für diesen Teil der Masterarbeit mit Fokus auf geflüchtete Frauen zum Tragen. Wie bereits erwähnt macht die Stärkung von marginalisierten Gruppen durch die Konzepte der Partizipation und des Empowerments sowie die zugrundeliegende feministische Theorie Photovoice zu einer geeigneten Methode, um die Lebensrealität geflüchteter Frauen mit diesen gemeinsam zu erforschen. Wie bereits in Kapitel 2.3.3 näher ausgeführt, sind besonders Frauen mit Fluchterfahrung von struktureller wie auch individueller Benachteiligung in der Gesellschaft betroffen. Gleichzeitig sind die genderspezifischen Herausforderungen und Erfahrungen, mit denen sich speziell geflüchtete Frauen konfrontiert sehen, noch unzureichend erforscht, wie aus Kapitel 2.3 hervorgeht. Photovoice als Erhebungsmethode soll daher Frauen mit Fluchterfahrung die Möglichkeit bieten, in einem partizipativen Prozess ihre Erfahrungen zu teilen und im Akt des Fotografierens selbst ein empowerndes Ausdrucksmittel zu entdecken, um die eigenen Anliegen und Bedürfnisse zu vermitteln. Fotos als nonverbales Ausdrucksmittel sind zusätzlich eine kreative Möglichkeit sich mitzuteilen, ohne sprachlich versiert sein zu müssen. Aus diesem Grund scheint diese Methode besonders geeignet für diesen Teil der Forschung und der Zusammenarbeit mit geflüchteten Frauen zu sein.

Wie diese Methode zur Anwendung kommt, lässt sich nach Unger in sieben unterschiedliche Phasen wie folgt aufgliedern:

1. „Planung und Vorbereitung
2. Schulung der Teilnehmer:innen
3. Feldphase

4. Diskussion
5. Auswertung und Ergebnisse
6. Präsentation und Nutzung
7. Evaluation“ (Von Unger 2014:71)

In der **Planungs- und Vorbereitungsphase** sollen zunächst Ziele festgelegt, ein Zeitplan erstellt und finanzielle Fragen geklärt werden. In dieser Phase werden die Nutzer:innen und damit Co-Forscher:innen so früh wie möglich in die Planung involviert, um bei essenziellen Entscheidungen Einfluss nehmen zu können. Je früher die Co-Forscher:innen in das Projekt einbezogen werden, desto positiver scheinen die Auswirkungen zu sein. Weiters werden Aufgaben verteilt und alles dokumentarisch festgehalten (vgl. ebd.).

In der **Schulungsphase der Teilnehmer:innen** werden diese über Datenschutzrichtlinien und ethische Aspekte aufgeklärt, sowie im technischen und kreativen Umgang mit der Kamera oder dem Handy geschult. In Hinblick auf eine spätere Ausstellung gilt es darauf zu achten, dass abgebildete Personen eine Einwilligungserklärung zu unterschreiben haben. Weiters sollen sensible Themen und vulnerable Darstellungen im Vorhinein besprochen werden.

In der **Feldphase** sollen schließlich Fotos von der Lebenswelt der Teilnehmer:innen, zu vorher festgelegten Frage- und Aufgabenstellungen, gemacht werden. Diese Phase kann sich in mehreren Zyklen, abwechselnd mit Diskussionsphasen, wiederholen (vgl. Wihofszky et al. 2020). Hilfreich für diese Phase des Forschungsprozesses kann eine Begrenzung der Fotoanzahl sowie ein Forschungstagebuch für die Teilnehmer:innen sein, in dem sie mittels Notizen Eindrücke und Gedanken festhalten können.

Die nachfolgende **Diskussionsphase** ermöglicht den Teilnehmer:innen in der Gruppe die gemachten Fotos gemeinsam zu betrachten, zu reflektieren und zu interpretieren. Dabei soll der Fokus zunächst auf der Beschreibung der gemachten Fotos liegen, um in einem weiteren Schritt die jeweilige persönliche Assoziation und Bedeutung des Fotos zu definieren. Es geht in dieser Phase also im Wesentlichen um die Beschreibung und den Kontext der Fotos. Durch die Diskussion in der Gruppe kommen auch die Sichtweisen der anderen Teilnehmer:innen zum Tragen. Die Moderation hat dabei die Aufgabe, sowohl die Besonderheiten der einzelnen Erfahrungen sowie die Gemeinsamkeiten mit anderen Fotos und Teilnehmer:innen zu erkennen. Zum Schluss sollen zentrale Themen und Erkenntnisse zusammengefasst und etwaige Fragen sowie Aufgaben in einer neuen Feldphase erarbeitet werden. Diese zyklische Schlaufe kann mehrere Male wiederholt werden.

Für die Fragestellung der Diskussion dient das SHOWED-Verfahren, von welchem folgende Fragen abgeleitet werden können (vgl. Von Unger 2014:73):

- “Was siehst du hier? (What do you see here?)
- Was passiert hier wirklich? (What is really happening here?)
- Was hat das mit unserem Leben zu tun? (How does this relate to our lives?)
- Warum existiert dieses Anliegen, diese Situation, diese Stärke? (Why does this concern, situation, strength exist?)
- Wie können wir durch unsere neuen Einsichten gestärkt werden? (How can we become empowered through our new understanding?)
- Was können wir tun? (What can we do?)” (ebd.)

In der Regel sind Teile der **Auswertungs- und Ergebnisphase** bereits in der Diskussionsphase und den zyklischen Schleifen enthalten. In Studien, in denen jedoch die Wissenschaftler:innen eine dominante Rolle einnehmen, folgt die Auswertungsphase der Diskussionsphase. In dieser Phase sollen Handlungsempfehlungen aus den Ergebnissen abgeleitet und weiter verwertet werden (vgl. Wihofszky et al. 2020:91f). Für die partizipative Analyse ist die Auswahl der Fotos, die Kontextualisierung und die Kodifizierung von entscheidender Bedeutung. Zudem spielt die Art der Dokumentation auch eine wesentliche Rolle. Audioaufzeichnungen, Notizen und Protokolle dienen alle der Dokumentation, beinhalten jedoch gewisse Vor- und Nachteile (vgl. Von Unger 2014:74f).

In der Phase der **Präsentation und Nutzung** sollen die Ergebnisse der gemeinsamen Forschung der Öffentlichkeit in Form einer Ausstellung oder eines Videos zugänglich gemacht werden. Diese Veröffentlichung hat zum Ziel, mögliche Veränderungen im jeweiligen Sozialraum anzuregen.

In einem letzten Schritt der **Evaluationsphase** kann eine Reflexion der Forschung unternommen werden, die sowohl den Forschungsprozess, die Methode als auch die Ergebnisse und die Wirkung der Studie beleuchten soll (vgl. Wihofszky et al. 2020:92). Unger hat für diese Phase die folgenden zentralen Fragen herausgearbeitet:

1. „Wurden die Projektziele erreicht?
2. Wie zufrieden sind die involvierten Personen mit ihrer Beteiligung?
3. Welche Auswirkungen hat das Photovoice-Projekt auf die Politik, die Lebenswelten, die Gesundheit der Community sowie weitere mögliche Einfluss-Sphären?“ (Von Unger 2014:76)

Hinweisend auf die hier zugrunde liegende Forschung zu Frauen mit Fluchterfahrung sei jedoch darauf verwiesen, dass dieser letzte Schritt der Evaluationsphase aufgrund zeitlicher und organisatorischer Ressourcen im Forschungsprozess nicht zur Anwendung kam.

Nach diesem ersten Einblick in die Photovoice-Methodik werden im folgenden Kapitel die konkrete Anwendung und der Ablauf des Photovoice-Workshops mit geflüchteten Frauen aus St. Pölten vorgestellt, um einen Eindruck über die Rahmenbedingungen dieser konkreten Erhebung zu erlangen.

3.2.2.1 Vorbereitung des Photovoice-Workshops

In diesem Kapitel werden die Vorbereitungen und der Ablauf des Photovoice-Workshops mit geflüchteten Frauen aus St. Pölten beschrieben, sowie die Interviewpartnerinnen und Teilnehmerinnen des Workshops vorgestellt, um dem Verlauf folgen zu können. Zur Erinnerung sei an dieser Stelle, die diesem Forschungsteil zugrundeliegende Forschungsfrage, erneut erwähnt: „Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten“.

Im Vorfeld des Photovoice-Workshops wurde, wie im Kapitel 3.4.3 bereits detailliert beschrieben, nach Kooperationspartner:innen gesucht, bei und mit denen ein Photovoice-Workshop für Frauen mit Fluchterfahrung angeboten werden konnte. Nach anfänglichen Hürden einen Zugang zum Feld zu finden, luden schließlich die Einrichtungsleitung Belina Diem und die muttersprachliche Beraterin Samara Albini von der Diakonie St. Pölten zu einem Treffen ein, um eine mögliche Kooperation zu besprechen. Bei diesem Treffen stellten Belina und Samara ihr Gemeinwesenprojekt der Diakonie „Miteinander leben – Werte teilen“ vor. Umgekehrt erfolgte eine Vorstellung unseres Masterprojekts mit Fokus auf Frauen mit Fluchterfahrung und die Idee, einen Photovoice-Workshop anzubieten. Wir einigten uns darauf, dass zunächst ein Flyer erstellt werden sollte, damit die Diakonie Werbung für den Workshop machen konnte. Für den Workshop stellte die Diakonie ihre Räumlichkeiten an Freitagen, an welchen sie keine Beratung anbieten, zur Verfügung. Belina und Samara berichteten bei diesem Treffen, dass es eine Gruppe von Frauen gibt, die gerne und regelmäßig bei Projekten mitmacht und womöglich auch an diesem Interesse hätte. Zwischen den Workshop-Terminen erfolgte ein regelmäßiger E-Mail-Austausch bezüglich des Ablaufs, der Teilnehmerinnen und sonstigen organisatorischen Fragen. Der erstellte Flyer (siehe Abbildung 5) diente einer ersten Vermittlung des Workshops sowie wichtiger Eckdaten wie Ort/ Datum und hatte einen QR-Code, mittels dessen interessierte Frauen einer WhatsApp-Gruppe beitreten konnten für etwaige Fragen und weitere Infos.



Abbildung 5: Flyer Photovoice-Workshop (eigene Darstellung)

3.2.2.2 Vorstellung der Teilnehmerinnen und Interviewpartnerinnen

In diesem Unterkapitel werden die Teilnehmerinnen des Photovoice-Workshops anonymisiert vorgestellt, um ihre Privatsphäre zu schützen und einen ersten Eindruck der Frauen an die Leser:innen zu vermitteln. Die Vorstellung erfolgt anhand von Informationen, welche die Frauen in einer ersten Vorstellungsrunde während des Workshops geteilt hatten. Diese Informationen werden abstrahiert wiedergegeben, um die Anonymität und die Privatsphäre der Frauen zu gewährleisten. Um in der Vorstellungsrunde etwaige forschungsrelevante Informationen zu erlangen, wurden die Frauen gefragt, ob sie neben personenzentrierten Eckdaten ihre Hobbies und ihre Lieblingsorte in St. Pölten nennen könnten.

Dalal lebt seit einigen Jahren in Österreich und ist Mutter. Sie versteht zwar bereits ein bisschen Deutsch, kann sich jedoch nicht fließend auf Deutsch unterhalten. Sie lebt mit ihrem Mann in St. Pölten und hatte früher gerne in ihrer Freizeit gezeichnet. Seitdem sie ihr Herkunftsland verlassen hat, zeichnet sie jedoch nicht mehr und hat, wie sie selbst sagt, eine Art Blockade. Zu ihren Hobbies zählt Gärtnern und das regelmäßige Fotografieren. Ein häufiges Motiv ist dabei das Chaos, welches ihr Kind in der Wohnung hinterlässt. Sie möchte in Österreich ihre Ausbildung anerkennen lassen, sobald sie über genügend Deutschkenntnisse verfügt. Dalal benannte keinen bestimmten Ort in St. Pölten, an dem sie sich besonders gerne aufhält.

Amira ist seit einigen Monaten in Österreich. Sie hat Kinder und eines dieser Kinder hat sie zum Workshop mitgenommen. Ihre Deutschkenntnisse reichen noch nicht aus, um einem Gespräch auf Deutsch zu folgen, daher ist sie auf die Übersetzung der Dolmetscherin angewiesen. In ihrer Freizeit sät sie gerne Pflanzen an und hat dies auch früher in ihrem Herkunftsland gerne gemacht. Sie vermisst ihr früheres Leben und ihre vertraute Umgebung. Einen Lieblingsort in St. Pölten konnte sie nicht nennen.

Gohar ist auch erst seit einigen Monaten in Österreich und besitzt ebenso noch kaum Deutschkenntnisse. Sie hat mehrere Kinder und identifiziert sich stark mit der Mutterrolle, wie sie selbst sagt. Die Familie ist ihr sehr wichtig und dass ihre Kinder, die hier die Schule besuchen, schnell die deutsche Sprache erlernen. Zwei ihrer erwachsenen Kinder sind noch im Herkunftsland, was sie sehr traurig machte, als sie davon erzählte. Sie meinte sie hätte keine Hobbies. Auch sie hat keinen Lieblingsort in St. Pölten.

Halima arbeitet als Dolmetscherin in St. Pölten und hat den Workshop sprachlich begleitet sowie aktiv daran teilgenommen. Sie interessiert sich sehr für Botanik und pflanzt daher gerne in ihrer Freizeit Gemüse an. In ihrem Herkunftsland hat sie Landwirtschaft studiert. Sie hat mehrere Kinder und lebt außerhalb von St. Pölten. Daher hat auch sie keinen Lieblingsort in St. Pölten genannt.

Zahra ist seit ein paar Jahren in Österreich. Sie ist erst zum zweiten Workshop-Termin erschienen und hatte die Information von Samara. Sie interessiert sich sehr für Fotografie und Grafik und hätte gerne eine Ausbildung in diesem Bereich gemacht. Dies war ihr jedoch aufgrund familiärer Verpflichtungen bisher nicht möglich.

Belina Diem ist Einrichtungsleiterin des IBZ (Integrations- und Bildungszentrum) und Projektleiterin des Gemeinwesen-Arbeitsprojekt „Miteinander leben – Werte teilen“ der Diakonie St. Pölten.

Samara Albini ist muttersprachliche Beraterin im IBZ, berätet insbesondere Klient:innen zu dem Projekt „Integration-Stadtwohnung“ und ist ebenso an dem Gemeinwesen-Arbeitsprojekt beteiligt.

Auffällig scheint die Homogenität der Teilnehmerinnen zu sein, da alle Frauen aus demselben Herkunftsland Syrien stammen und in ihrer Rolle als Mutter eine ähnliche Lebensrealität zu teilen scheinen.

Im nachfolgenden Kapitel soll nun der Ablauf des Workshops dargestellt werden.

3.2.2.3 Ablauf des Photovoice-Workshops

Zunächst erfolgt eine Beschreibung des Ablaufs des Photovoice-Workshops, um in weiterer Folge in Kapitel 5.3 mittels der festgelegten Kategorien das erhobene Datenmaterial herauszuarbeiten, auszuwerten und anschaulich wiederzugeben.

Der Photovoice-Workshop erfolgte in drei Etappen. Der erste Termin fand am 27.09.2024 in der Diakonie St. Pölten statt und hatte das Ziel, gemeinsam mit den teilnehmenden Frauen ein Thema zu erarbeiten, zu welchem sie gerne Fotografieren wollten. An diesem ersten Workshop nahmen insgesamt vier Frauen, inklusive der Dolmetscherin, welche ebenso Fluchterfahrung hat, teil. Alle Frauen sind Mütter, stammen aus Syrien und sind unterschiedlich lang in Österreich. Das Sprachniveau fiel demnach unterschiedlich aus. Keine der Frauen wusste im Vorfeld, worum es bei dem Workshop gehen würde, der Flyer mit den notwendigen Informationen schien sie nicht erreicht zu haben. Sie alle kamen auf Anraten von Samara, einer Beraterin der Diakonie, die ihnen empfahl, an dem Workshop teilzunehmen. Da die Diakonie freitags keine Beratung anbietet und für Klient:innen geschlossen ist, konnten Frauen auch nicht zufällig auf den Workshop stoßen. Die Frauen, die teilnahmen, kamen also explizit wegen des Workshops, auch wenn für die meisten unklar war, was sie erwarten würde. Ursprünglich hatten sich fünf bis sechs andere Frauen für den Workshop interessiert und angemeldet, die schlussendlich jedoch nicht erschienen sind. Die Gründe dafür sind nicht bekannt.

Zu Beginn des Workshops wurde erstmals das Thema unserer Masterarbeit „Brücken bauen: Gemeinwesenorientierte Ansätze zur Inklusion in St. Pölten“ und der spezifische Fokus auf die Lebenswelt geflüchteter Frauen, sowie die Photovoice-Methode vermittelt. Während ich die Moderation übernahm, dokumentierte mein Studienkollege Pascal Schut den Workshop.

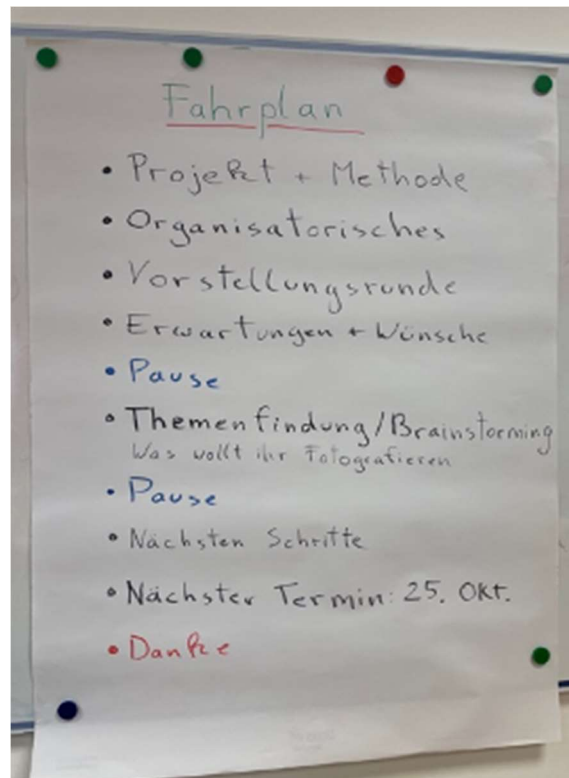


Abbildung 6: Fahrplan 1. Workshop (eigene Aufnahme)

Zwei mittels Flipchart erstellte Fahrpläne für den Ablauf des Workshops sollten zur Orientierung dienen, wie in Abbildung 6 und 7 zu entnehmen ist

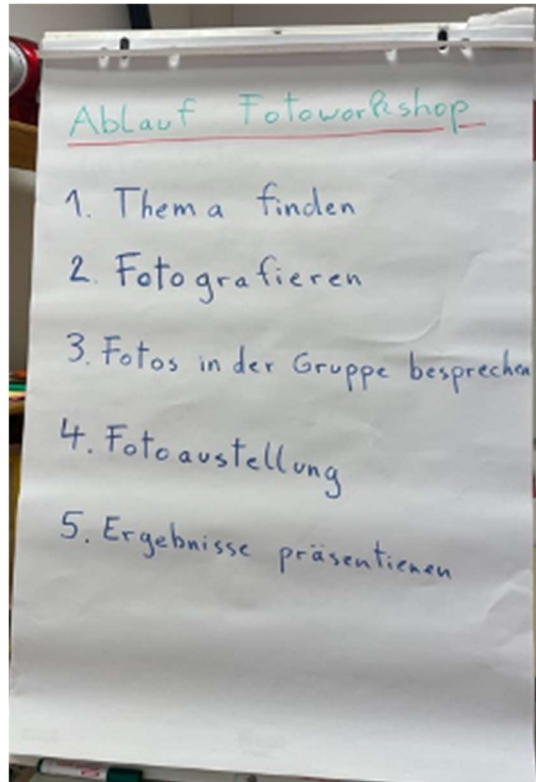


Abbildung7: Ablauf Photovoice-Workshop (eigene Aufnahme)

In einem weiteren Schritt wurden die Einwilligungserklärungen der Teilnehmerinnen eingeholt und die Rahmenbedingungen besprochen, sowie das Interesse an einer Ausstellung abgeklärt. Die Frauen stimmten der Einwilligungserklärung sowie einer etwaigen Ausstellung zu. Um einen ersten Eindruck von den Frauen und den Orten, an denen sie sich womöglich gerne in St. Pölten aufhielten, zu bekommen, machten wir eine kurze Vorstellungsrunde. Hierfür sollten die Frauen sich kurz vorstellen und ihre Hobbies und einen Lieblingsort in St. Pölten nennen. Die Frage nach dem Lieblingsort der Frauen zielte insbesondere auf den Aspekt der Sichtbarkeit meiner Forschungsfrage „Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten?“ ab. Weiters wurden Erwartungen und Wünsche abgefragt, um schließlich zum Hauptteil des ersten Workshops, der Themenfindung, überzugehen. Die Themenfindung gestaltete sich diskursiv und hatte das Ziel, in einem partizipativen Prozess ein Thema herauszuarbeiten, welches für alle Beteiligten passend und umsetzbar erschien. Wie bereits in Kapitel 3.2.2 vermerkt, spielt Partizipation, insbesondere marginalisierter Gruppen, eine wesentliche Rolle bei der Photovoice-Methode. Bei diesem Prozess kamen unterschiedliche Themen (siehe Abbildung

8) auf, welche von Alltagsgeschehnissen, über Natur, Familie, Ausbildung bis hin zu emotionalen Bedürfnissen und Erfahrungen reichten.

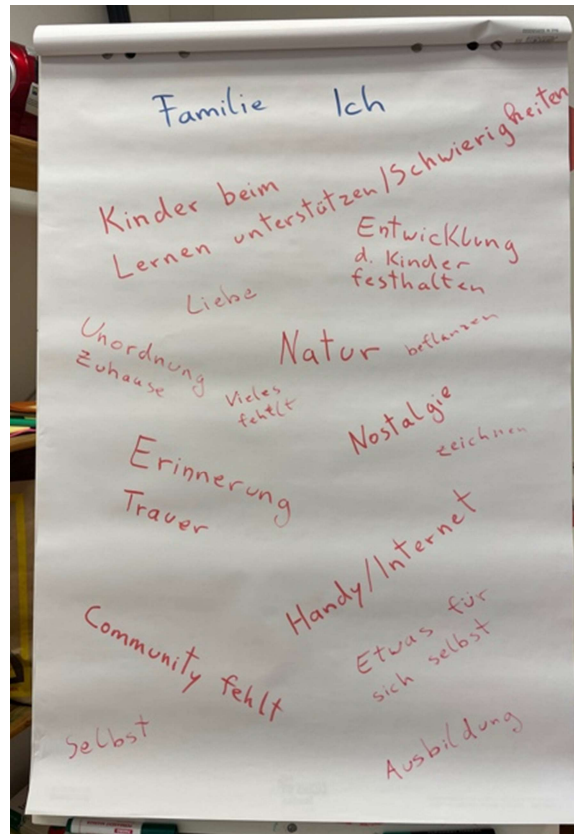


Abbildung 8: Themenfindung (eigene Aufnahme)

Zunächst kristallisierte sich stark das Thema Familie als zentrales und verbindendes Element der Frauen heraus. Es wurde viel untereinander diskutiert, über die Schwierigkeiten die Kinder beim Lernen zu unterstützen, zurückgelassene Familienmitglieder im Herkunftsland und Herausforderungen des Ankommens in Österreich. Da eine Teilnehmerin jedoch ein Veto gegen das Thema Familie einlegte, ging der Themenfindungsprozess weiter. Die Gründe für dieses Veto wurden nicht näher erörtert. Ich hatte jedoch den Eindruck, dass sie den Fokus mehr auf sich selbst richten wollte, wie sich anhand der finalen Themenwahl verdeutlichte. Zu guter Letzt konnten wir uns auf das Thema „Identität“ einigen, in welchem genauso gut das Thema Familie und das eigene Selbst bearbeitet werden konnte. Einige der Teilnehmerinnen hätten gerne Personen fotografiert. Aufgrund des Datenschutzes und dem damit verbundenen Aufwand, die Einwilligungserklärungen der abgelichteten Personen einzuholen, war dies jedoch nur schwer möglich. Ich hatte den Eindruck, dass einige deshalb enttäuscht waren.

Nach der Einigung auf ein Thema hatten die Frauen einen Monat Zeit, um Fotos zum Thema „Identität“ zu machen und diese bereits im Vorhinein in die gemeinsame WhatsApp-Gruppe zu posten, damit ich sie für den nächsten Workshop ausdrucken und aufbereiten konnte. Während dieser Phase stand ich in regelmäßigem Austausch mit den Frauen per WhatsApp und postete auch selbst Fotos, um die Hemmschwelle zu senken, als Erste etwas teilen zu müssen. Daraufhin teilten alle Frauen bis auf Gohar ihre Fotos in der Gruppe. Zusätzlich trat eine neue Teilnehmerin der Gruppe bei. Leider verabsäumte ich es jedoch, sie über den bereits stattgefundenen Workshop und den Stand der Dinge aufzuklären, da ich irrtümlich annahm sie hätte bereits Informationen von der Diakonie erhalten.

Der zweite Workshop sollte schließlich am 25.10.2024 stattfinden. Da jedoch nur eine Teilnehmerin, welche den ersten Workshop nicht besucht und keine Fotos gemacht hatte teilnahm, beschloss ich, zwei Wochen später einen Ersatztermin anzubieten, damit auch sie noch Zeit zu Fotografieren hatte. Die Frauen vom ersten Workshop konnten aufgrund familiärer Verpflichtungen nicht teilnehmen und entschuldigten sich per WhatsApp. In einem weiteren Schritt lud ich alle Frauen in der WhatsApp-Gruppe erneut dazu ein am zweiten Teil des Workshops teilzunehmen. Vier der Frauen stimmten dem Ersatztermin zu und bekräftigten, dass sie kommen würden.

Am 08.11.2024 fand schließlich der dritte und letzte Workshop-Termin statt. An diesem nahmen zwei der Teilnehmerinnen vom ersten Workshop teil und wir besprachen gemeinsam ihre Fotos. Zur Dokumentation diente diesmal eine Audioaufnahme, da sich niemand für die Protokollierung fand. Zwecks der Orientierung erstellte ich wieder ein Flipchart (siehe Abbildung 9 und 10) mit dem Ablauf des Workshops sowie Fragen, die wir gemeinsam an das Material stellen konnten. Die Fragen orientierten sich unter anderem an den Fragen nach Unger, welche in Kapitel 3.2.2 beschrieben wurden.

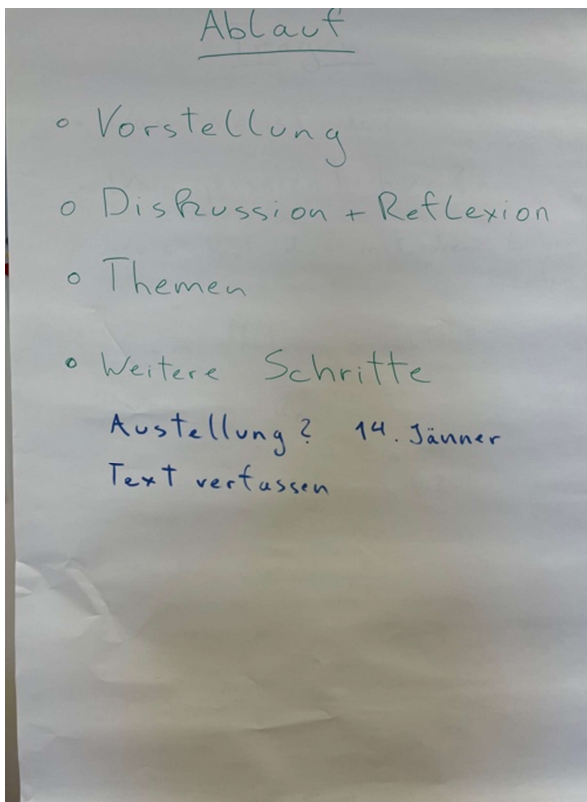


Abbildung 9: Ablauf 2. Workshop (eigene Aufnahme)

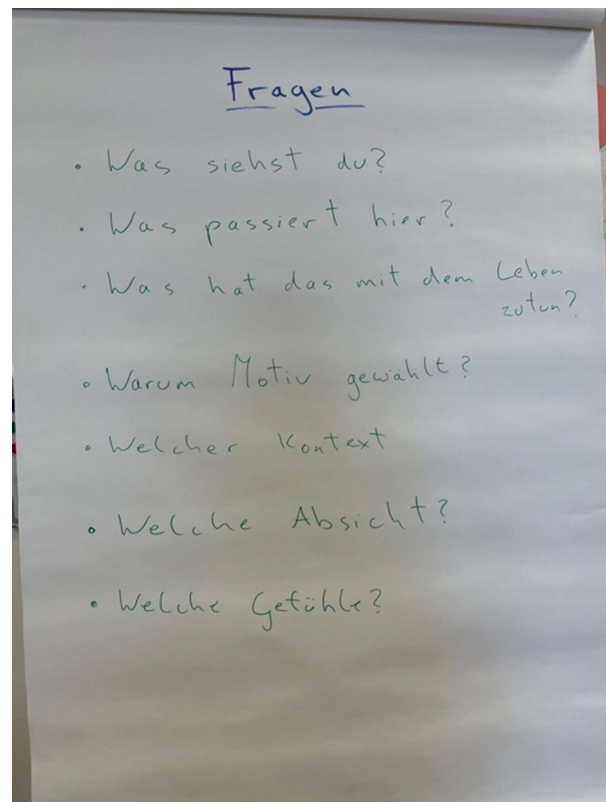


Abbildung 10: Fragen (eigene Aufnahme)

In entspannter Atmosphäre mit Kaffee und Pralinen besprachen wir ihre Fotos und welche Bedeutung diese für sie hätten. Dabei kamen zum Teil sehr emotionale, persönliche und biografische Themen der Teilnehmerinnen auf. Die Photovoice-Methode scheint daher auch sehr gut zu einer biografischen Aufarbeitung einzuladen. Wie bereits in Kapitel 3.2.2 vermerkt, lädt die Methode durch die visuelle Komponente besonders dazu ein, Themen eindringlicher zu reflektieren und Emotionen dahinter sichtbar zu machen.

Im weiteren Verlauf clusterten wir die Fotos (siehe Abbildung 11) gemeinsam und ordneten sie verbindenden Kategorien zu. Überthemen, die durch ihre gemachten Fotos zum Ausdruck kamen, waren Ziele und Erfolge; Schönheit; Ruhe und Entspannung; Beruf; Hobbies; Freizeit; Heimat und Familie.



Abbildung 11: Clustern (eigene Aufnahme)

Zum Abschluss bat ich die Frauen mir Bildunterschriften zu ihren Fotos für die Projektvernissage am 14.01.2025, auf welcher ihre Fotos mit ihrer Zustimmung ausgestellt werden würden, per WhatsApp zu schicken und bedankte mich für ihre Mitarbeit. Weiters verwies ich auf den Termin der Projektvernissage und lud sie ein, daran teilzunehmen.

3.2.2.4 Fazit

Abschließend kann festgehalten werden, dass Photovoice als Erhebungsmethode vor allem in der Zusammenarbeit mit marginalisierten Gruppen eine effektive Anwendung findet. Der partizipative und empowernde Charakter dieser Methode lädt die Zielgruppe dazu ein, mittels Fotografie sich aktiv an der Forschung zu beteiligen und sich Ausdruck sowie Gehör für wichtige Anliegen zu verschaffen. Der bildliche Charakter der Methode dient dabei nicht nur dazu persönliche Themen, die von Relevanz sind zu erforschen und sichtbar zu machen, sondern lädt ebenso dazu ein Geschichten anhand dieser Bilder zu erzählen. Dadurch scheint ein persönlicher, emotionaler und intensiver Austausch sowie Einblick in andere Lebensrealitäten möglich zu sein. Zusätzlich bedarf der visuelle

Charakter der Methode keiner sprachlichen Versiertheit wie es bei herkömmlichen Interviews notwendig wäre.

Anschließend an dieses Kapitel und der Vermittlung der Photovoice-Methode soll in nachfolgendem Kapitel die Kollaborative Aktionsforschung, zu welcher sowohl Photovoice als auch das Community mapping gezählt werden können, beschrieben werden. Dadurch soll ein tieferes Verständnis für diese partizipativen Forschungsmethoden erlangt und die methodische Grundlage vermittelt werden.

3.2.3 Kollaborative Aktionsforschung

Oblak, Dario Roman

Dieses Kapitel setzt sich mit der partizipativen Aktionsforschung als methodologischen Ansatz auseinander, der Forschung und Praxis miteinander verbindet. Dabei wird die Beteiligung der Akteur:innen auf Augenhöhe gefördert. Das Ziel ist die aktive Einbindung und Mitgestaltung der Teilnehmer:innen, wodurch deren subjektive Perspektiven und Lebenswelten berücksichtigt werden. Hierbei sollen kreative, partizipative Methoden wie Community mapping und Photovoice zum Einsatz kommen. Sie ermöglichen es den Teilnehmenden, ihr Lebensumfeld selbstbestimmt zu reflektieren und visuell darzustellen. Das kann in Kontexten geschehen, in denen konventionelle Forschungsansätze nur begrenzt Zugang zu marginalisierten Perspektiven haben.

Die partizipative Aktionsforschung verfolgt ein interpretatives Paradigma und war deswegen ausschlaggebend für dieses Forschungsvorhaben. Vor allem die Forschungsprozesse berücksichtigen die spezifischen Merkmale von beteiligten Individuen, situative Bedingungen und subjektive Einflüsse, wobei dies durch systematische Dokumentation und Reflexion unterstützt wird (vgl. Wöhrer et al. 2017 zit. in Flick et al.:2012). Statt Einflussfaktoren zu ignorieren, können diese aktiv in die Analyse einbezogen und bearbeitet werden, nämlich durch die gezielte Berücksichtigung konkreter Situationen. Forschung wird also im Dialog zwischen Forschenden und Co-Forschenden gestaltet und ist abhängig von deren Ressourcen und Zusammenarbeit. Das Verständnis von Forschung orientiert sich in diesem Kontext eher an methodischen Vorgehensweisen als an wissenschaftstheoretischen Konzepten. Die kollaborative Aktionsforschung stellt also eine würdige Vorgehensweise zur Produktion von Theorien dar, welche Menschen helfen kann, plausible Erklärungen für ihre Erfahrungen zu entwickeln und den Handlungsspielraum zu erweitern (vgl. ebd.:86).

Die Aktionsforschung umfasst ebenfalls ein weites Spektrum von Forschungsansätzen. Diese reichen von Modellen aus der Organisationsentwicklung und dem Management über praxisorientierte Forschung durch Fachkräfte in Bildungsinstitutionen, dem Gesundheitswesen und der Sozialarbeit bis hin zur kollektiven Wissensproduktion im Rahmen politischer Organisation und Aktivismus (vgl. ZHdK o.A.). Partizipative Forschung als sozialwissenschaftlicher Ansatz zielt darauf ab, dass die Akteur:innen im Forschungsprozess auf Augenhöhe agieren. Die Wissensgenerierung und die Forschung werden als Koproduktion von allen Beteiligten angesehen und nicht als Privileg von Wissenschaftler:innen (vgl. Hartung et al. 2020:2).

Es gibt dazu zwei generelle Charakteristiken, welche in der Heterogenität der Ansätze deutlich werden:

1. Aktionsforschung führt zu einer Verschiebung oder Erweiterung der Rolle der Forschenden: Sie stellt die Annahme infrage, dass Forschung ausschließlich von akademischen ausgebildeten Wissenschaftler:innen durchgeführt werden kann. In den Modellen der Aktionsforschung wird die Forschung maßgeblich von denjenigen betrieben, die aktiv im untersuchenden Feld tätig sind (ZHdK o.A.).
2. Aktionsforschung betrachtet das Handeln und Veränderung im untersuchten Feld als integralen Bestandteil des Forschungsprozesses. Charakteristisch ist ein zyklischer Prozess, bei dem Forschungsfragen aus der Reflexion über die Praxis oder die Ausgangssituation entstehen. Das Ziel der Untersuchung besteht darin, eine veränderte Handlung im Forschungsfeld durchzuführen, die dann erneut reflektiert wird, um einen weiteren Forschungszyklus zu initiieren (vgl. ebd.).

Entwickelt wurde die Aktionsforschung in den 1940-er Jahren und löste in den 1970-er Jahren, als sie im deutschsprachigen Raum rezipiert und weiterentwickelt wurde, eine lebhafte Debatte aus. In den 1970-er Jahren wurde versucht den Ansatz zu etablieren, was aus heutiger Sicht eher als gescheiterter Versuch in der Wissenschaft angesehen wird. Vertreter der klassischen, quantitativ orientierten Empirie lehnten sie von Anfang an ab, da sie die Zusammenarbeit mit Praktikern zur gemeinsamen Erforschung und Beeinflussung der sozialen Praxis, wie sie die Aktionsforschung vorsieht, als Bedrohung für die Prinzipien einer reinen akademischen Wissenschaft ansahen (vgl. von Unger et al. 2007:7).

Im deutschsprachigen Raum gibt es vor allem einen Namen, der für *Action Research* bekannt ist, nämlich Kurt Lewin. Der Sozialpsychologe Lewin formulierte, wie schon vorhin erwähnt, die Grundsätze des Ansatzes in den 1940-er Jahren. Das Ziel, sozialwissenschaftliche Forschung für sozial-emanzipatorische und demokratiefördernde Zwecke nutzbar zu machen, bildet ein zentrales Fundament seiner wissenschaftlichen Arbeiten (vgl. ebd.:10).

Mit dem *Action Research* Ansatz soll ermöglicht werden, soziale Praxis und Wissenschaft miteinander zu verbinden. Dadurch können praxis-relevante Lösungen für gesellschaftliche Probleme gefunden werden. Lewin plädierte für eine neue Art der Sozialforschung, die über die bloße Erstellung wissenschaftlicher Texte hinausgeht und konkrete Veränderungen und Entwicklungsprozesse in den sozialen Systemen, in denen sie angewendet wird, herbeiführt. Seine Arbeiten konzentrierten sich auf sozialpsychologische Fragestellungen, insbesondere in Bezug auf Gruppenbeziehungen und Demokratisierungsprozesse. In seinen Aktionsforschungsstudien arbeitete Lewin mit Gemeinden, Institutionen und Organisationen wie Schulen, Betrieben sowie staatlichen und nicht-staatlichen politischen Einrichtungen zusammen, um dort auftretende Intergruppen-Konflikte zu untersuchen und zu lösen. Dabei bevorzugte er das methodische Design des Feldexperiments, das ihm ermöglichte, Interventionen unter verschiedenen Bedingungen hinsichtlich ihrer Wirkung im sozialen Umfeld zu analysieren. Das grundlegende Verfahren der Aktionsforschung sah eine enge Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler:innen und Praktiker:innen vor, um Erkenntnisse über ein soziales System zu gewinnen und es gleichzeitig zu beeinflussen. Forschen und Handeln waren in einem iterativen Prozess miteinander verknüpft (vgl. ebd.:10-11).

Ende der 1970-er Jahre wurde die Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum sehr populär. Vor allem in den Erziehungswissenschaften, der Sozialen Arbeit, Politikwissenschaften und in noch einigen weiteren Disziplinen. Lewin war nicht die einzige Bezugsquelle, dennoch eine sehr zentrale. Für den Begriff gab es viele Übersetzungen wie z.B. Handlungsforschung, Aktionsforschung, Tatforschung, aktivierende Sozialforschung und politisierende Sozialforschung. Bei diesen Begriffen gab es inhaltliche Unterschiede und sie sind dennoch, als Synonym benutzt worden. Die verschiedenen Positionen und die Debatte, welche interdisziplinär und mehrstimmig war, wiesen aber im Grunde viele Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen auf. Vor allem die Abgrenzung vom Verständnis und Verstehen der traditionell-empirischen sozialwissenschaftlichen Forschung war ein zentrales Merkmal (vgl. ebd.:13.14). Darüber hinaus wurden drei Prinzipien erarbeitet, die wie folgt lauten: 1) Teilnahme der Forscher:innen an sozialen Prozessen, 2) Arbeit mit Gruppen in ihren

bestehenden sozialen Bezügen und 3) der Einbezug der Untersuchungsteilnehmer:innen in die Forschung. Weiters wurden sechs Postulate von soziologischen Aktionsforscher:innen entwickelt (vgl. ebd.:14).

Die verschiedenen Ansätze der deutschsprachigen Aktionsforschung unterschieden sich unter anderem in ihren wissenschafts- und gesellschaftstheoretischen Grundlagen sowie den politischen Prämissen, auf denen sie basierten. Nicht alle Aktionsforscher:innen bezogen sich auf den historischen Materialismus oder verankerten ihren Ansatz in einer marxistisch geprägten Kapitalismuskritik. Es gab deutliche Unterschiede hinsichtlich des Anspruches an wissenschaftliche Erkenntnis- und Theoriebildung innerhalb der Aktionsforschung. Einige Konzepte, welche als problemorientierte und problemlösende Forschungsstrategie verstanden wurden, erhoben keinen expliziten Anspruch auf Theorieproduktion über die Problemanalyse hinaus, wobei andere hingegen den Anspruch erhoben, theoretische Fragestellungen zu verfolgen (vgl. ebd.:16).

Doch der partizipative Ansatz (Participatory Action Research – PAR) stellt die Frage nach Machtverhältnissen und Wissensproduktion in den Mittelpunkt. PAR habe sich an unterschiedlichen Orten (u.a. in Indien, Tansania, Kolumbien und in den USA) laut Brydon-Miller und Maguire entwickelt. Jedes Modell von PAR ist in einem historischen, geografischen und politischen Kontext zu verstehen (vgl. Landkammer 2012:202). Generell meint Partizipation, die individuelle bzw. kollektive Teilhaben von Menschen an Entscheidungen, die für sie persönlich und ihr Leben relevant sind. Dadurch sollen alle Teilnehmenden an der Forschung direkt von den Inhalten und Ergebnissen betroffen sein. Die Planung und die kontinuierliche Reflexion über die tatsächliche Partizipation der Beteiligten kann durch Stufenmodelle aus der partizipativen Praxis unterstützt werden (vgl. Hartung et al. 2020:4-5).

Unter anderem werden die Methoden Photovoice und Community mapping als partizipative Methoden für diese Arbeit herangezogen. Die grundlegende Idee für eine Community map von St. Pölten war, diese mit künstlerischen Ausdrucksformen zu verbinden. Dadurch, dass sich das Jugendzentrum Steppenwolf in St. Pölten bereit erklärt hat, uns ihre Räumlichkeiten und Ressourcen zur Verfügung zu stellen, kam die Idee auf einen Graffiti-Workshop in Kombination mit der Erstellung einer Community map zu veranstalten. Dadurch, dass die partizipative Aktionsforschung (PAR) die Beteiligten und die aktive Mitgestaltung in den Vordergrund rückt, war die Methode sehr attraktiv für unsere Forschung. Der Gedanke dahinter war, dass die Jugendlichen ihre spezifischen Lebenswelten/-realitäten und wichtigen Orte in St. Pölten visuell und kreativ darstellen können. Ziel war es, authentische Einblicke zu gewinnen, die über rein beobachtende oder befragende Methoden hinausgehen

und die subjektiven Perspektiven von Jugendlichen sichtbar machen. Die Methode Community mapping soll den Jugendlichen die Möglichkeit bieten, Einflussfaktoren wie soziale und räumliche Bedingungen direkt in den Forschungsprozess einzubeziehen. Diese werden nicht nur dokumentiert, sondern auch gemeinsam reflektiert.

Im folgenden Kapitel werden die Qualitativen Forschungsmethoden Expert:inneninterviews und Teilnehmende Beobachtung detailliert beschrieben, die ebenso von Bedeutung für die Datengenerierung dieser Forschungsarbeit sind.

3.2.4 Qualitative Forschungsmethoden

Frotzler, Valentina

Um die Forschungsfragen möglichst umfassend zu beantworten, wurde unter anderem das leitfadenbasierte Expert:inneninterview als Methode gewählt. In diesem Abschnitt werden nicht nur zentrale Aspekte dieser Methode erläutert, sondern auch begründet, warum sie besonders geeignet ist, um zur Beantwortung der Forschungsfragen beizutragen. Dabei wird sowohl auf die Bedeutung von Expert:inneninterviews als auch auf die Struktur und den Einsatz von Leitfadeninterviews eingegangen, um die methodische Herangehensweise detailliert darzustellen. Ergänzend dazu wurde die Methode der teilnehmenden Beobachtung eingesetzt, um soziale Prozesse und Ausdrucksformen in den partizipativen Workshops unmittelbar erfassen und kontextualisieren zu können.

3.2.4.1 Expert:inneninterviews

Ein Expert:innenwissen zeichnet sich dadurch aus, dass eine Person über spezifische Kenntnisse verfügt, die sie auf Anfrage weitergeben kann und die zur Lösung bestimmter Fragestellungen genutzt werden (vgl. Gläser/Laudel 2010:11). Neben dieser klassischen Definition umfasst der Begriff Expert:in jedoch auch Personen, die keine herausragende berufliche Position innehaben, aber über spezialisiertes Wissen in einem bestimmten Bereich verfügen. Beispielsweise gelten auch Künstler:innen wie Sänger:innen oder Maler:innen als Expert:innen, da sie über Fähigkeiten und Kenntnisse verfügen, die der breiten Bevölkerung nicht in gleichem Maße zugänglich sind. Jede Person besitzt durch ihre individuellen Beobachtungen und subjektiven Erfahrungen eine spezifische Perspektive auf bestimmte Themen und kann in diesem Bereich als Expert:in betrachtet werden (ebd.).

Ein weiterer Ansatz definiert Expert:innen als Personen, die aufgrund ihrer Ausbildung Zugang zu einem bestimmten Fachgebiet haben oder durch ihre Position in Unternehmen oder Organisationen an Entscheidungsprozessen beteiligt sind (vgl. Mieg/Näf 2005:7). Da die Interviews dieser Forschung hauptsächlich mit leitenden Personen aus Einrichtungen geführt wurden, handelt es sich methodisch um Expert:inneninterviews. Das Expert:inneninterview gehört aufgrund der geringen Stichprobe und der offenen Gesprächsführung zu den qualitativen Forschungsmethoden (ebd.:4). Dabei können die Forschenden entweder als wissenssuchende Person agieren, um Zugang zu spezifischem Fachwissen zu erhalten, oder aber es findet ein Austausch zwischen zwei Expert:innen statt. Je nach Rolle der Gesprächspartner:innen entsteht dabei entweder ein Dialog auf Augenhöhe oder es kommt zu einer klaren Differenzierung der Rollen. In Expert:inneninterviews werden insbesondere Informationen zu Prozessen, Zusammenhängen, Wissensbeständen und Routinen erhoben, die über andere Quellen schwer zugänglich sind (vgl. Baur/Blasius 2014:572).

Um die Qualität der Interviews zu gewährleisten, ist es ratsam, im Vorfeld eine Grundrecherche durchzuführen und allgemeine, leicht zu beantwortende Fragen auszusortieren. Zudem sollte den Expert:innen vorab der Interviewleitfaden zugesandt werden, um eine gezielte Vorbereitung zu ermöglichen. Die Gespräche werden in der Regel aufgezeichnet, um die gewonnenen Daten im Nachgang zu analysieren und sie, falls erforderlich, auch weiteren Forschenden zur Verfügung zu stellen (vgl. Mieg/Näf 2005:6). Die Rolle der Forschenden beeinflusst zudem die Art der Fragestellung, die Gesprächsführung sowie die Struktur des Leitfadens. In dieser Untersuchung wurde die Perspektive einer wissenssuchenden Forschenden eingenommen, um Erkenntnisse aus der Praxis der Sozialen Arbeit zu gewinnen.

Leitfaden der Expert:inneninterviews

Der Interviewleitfaden wurde entwickelt, um eine systematische und dennoch flexible Gesprächsführung zu ermöglichen. Die Fragen wurden so formuliert, dass sie den Expert:innen Raum zur detaillierten Beschreibung ihrer Erfahrungen und Perspektiven bieten. Die zentralen Themenbereiche des Leitfadens umfassen:

- Beschreibung der Zielgruppe
- Bedarf im Bereich Gemeinwesenarbeit (GWA)
- Vernetzung der Institutionen
- Ansätze der Institutionen
- Ist-Zustand der Inklusion

- Inklusion der Zielgruppen im Sozialraum
- Aufenthaltsorte der Zielgruppe

Durchführung der Expert:inneninterviews in St. Pölten

Zu Beginn der Forschung wurden Interviews mit verschiedenen Expert:innen in St. Pölten durchgeführt, darunter Helene Macho (Sonderschuldirektorin der ASO Süd), Josef Schoisengeyer (Vorstand des Club 81), Michael Högl (Leitung des Steppenwolfs), Mag. Martina Eigelsreiter (Leiterin des Büros für Diversität), Mag.^a Nina Cservenka (Pädagogische Leitung des Wohnhauses Domiziel), Belina Diem (Diakonie, Projektleitung „Miteinander Leben Werte Teilen“) und Samara Albin (Beraterin in der Diakonie). Diese Interviews dienten in erster Linie der Exploration, was nach Bogner und Menz (vgl. Bogner/Menz 2005:37) eine zentrale Funktion von Expert:inneninterviews ist. Ziel war es, durch diese Gespräche mit Fachpersonen eine erste Orientierung in Bezug auf die Forschungsfragen und das Untersuchungsgebiet zu gewinnen.

Die Interviewpartner:innen wurden aufgrund ihrer fachlichen Expertise ausgewählt, da sie entweder direkt für die Entwicklung, Umsetzung oder Kontrolle von Lösungsansätzen in ihrem jeweiligen Arbeitsbereich verantwortlich sind oder über einen besonderen Zugang zu relevanten Informationen über betroffene Personengruppen und Entscheidungsprozesse verfügen (vgl. ebd.:73). Darüber hinaus waren sie nicht nur Teil der Untersuchung, sondern wirkten durch ihre fachliche Expertise, ihre kontextbezogenen Einschätzungen und die Offenlegung institutioneller Strukturen aktiv an der Datengenerierung mit. In diesem Sinne können sie als Co-Forschende verstanden werden, da sie den Forschungsprozess nicht nur als Informationsquelle unterstützten, sondern diesen auch durch eigene Impulse, kritische Reflexionen und weiterführende Hinweise mitgestalteten (vgl. ebd.:37).

Neben der Gewinnung erster inhaltlicher Einblicke diente diese Interviewphase auch dazu, mögliche Kooperationspartner:innen zu identifizieren – sowohl Einzelpersonen als auch Institutionen, die sich aufgrund persönlicher Betroffenheit oder beruflicher Erfahrung mit der Thematik der Masterarbeit identifizieren können oder bereits aktiv im Feld arbeiten (vgl. Unger 2014:51). Die Interviews folgten einem zuvor erstellten Leitfaden, dennoch wurde der Gesprächsverlauf bewusst offen gestaltet, um spontane und tiefgehende Diskussionen zu ermöglichen (vgl. Bogner/Menz 2005:37). Die Gespräche wurden transkribiert und im Anschluss mithilfe einer strukturgeleiteten Textanalyse oder qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet.

3.2.4.2 Teilnehmende Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung ist eine zentrale Methode der Feldforschung, die darauf abzielt, Lebensrealitäten und verschiedene Lebenswelten von Menschen zu erfassen, zu analysieren und zu reflektieren. Sie zeichnet sich durch die direkte Einbindung der Forschenden in das Untersuchungsfeld aus und ermöglicht so ein tiefergehendes Verständnis für das soziale Geschehen (vgl. Bischoff et al. 2014:69). Die Erkenntnisgewinnung erfolgt dabei nicht punktuell, sondern über einen längeren Zeitraum hinweg, wodurch kontinuierliche Beobachtungen möglich sind (vgl. Cohn 2014:79ff.). In unserer Forschung wurde die Methode der teilnehmenden Beobachtung gezielt in den Workshops zur Community Map im Steppenwolf sowie im Photovoice-Workshop mit geflüchteten Frauen in der Diakonie St. Pölten eingesetzt. Wir als Forschende waren aktiv in den Prozessen involviert und konnten so unmittelbare Einblicke in die Dynamiken innerhalb der Gruppen, die Interaktionen der Teilnehmenden und die sozialen Prozesse gewinnen. Dies ermöglichte uns eine tiefgehende Reflexion der Kommunikations- und Ausdrucksformen, die im Rahmen der Workshops genutzt wurden.

Die Forschungsergebnisse aus der teilnehmenden Beobachtung sind stets in ihren jeweiligen Kontext eingebettet, was bedeutet, dass sie nicht als absolute Wahrheit, sondern als Interpretation von beobachteten Phänomenen verstanden werden müssen. Durch den hohen Praxisbezug der Methode wurden wir als Forschende Teil der Lebenswelt der Teilnehmenden und interagierten aktiv mit ihnen. Die Handlungen der Personen sind dabei nicht isoliert zu betrachten, sondern entstehen in Wechselwirkung mit unterschiedlichen sozialen und strukturellen Faktoren (vgl. Bischoff et al. 2014:38–51). Ein besonderes Merkmal der teilnehmenden Beobachtung ist, dass sie nicht nur explizit artikuliert Haltungen und Einstellungen erfasst, sondern auch implizites Wissen, das sich in Handlungen und Interaktionen manifestiert. Cohn (2014:73) hebt hervor: „Die teilnehmende Beobachtung eignet sich vor allem für Forschungen, die sich mit dem Handeln von Menschen auseinandersetzen. Dies betrifft das konkrete Verhalten von Personen, die Alltagspraxen, aber auch die Lebenswelten, Sinnstiftungen und Strukturen, die mit diesem Handeln zusammenhängen.“ Gerade in Kontexten, in denen es um kreative Ausdrucksformen geht – wie im Graffiti-Projekt des Jugendzentrums Steppenwolf oder im Photovoice-Workshop –, ermöglichte diese Methode uns ein detaillierteres Verständnis für nonverbale und performative Ausdrucksweisen, die über Interviews allein schwer zu erfassen gewesen wären.

Die teilnehmende Beobachtung erwies sich insbesondere für den Workshop zur Community Map als vorteilhaft, da hierbei die Interaktion zwischen den Jugendlichen, der künstlerische Ausdruck und die Wahrnehmung des Sozialraums direkt beobachtet werden konnten. Ebenso konnten wir im

Photovoice-Workshop mit geflüchteten Frauen in der Diakonie das Zusammenspiel zwischen individuellen Narrativen, künstlerischer Selbstrepräsentation und gruppendynamischen Prozessen dokumentieren. Als Forschende begleiteten wir diese Prozesse aktiv, um ein umfassendes Bild der kreativen Ausdrucksmöglichkeiten sowie der gemeinschaftlichen Erfahrungen der Teilnehmenden zu gewinnen. Während der Workshops führten wir Feldnotizen und Reflexionstagebücher, um unsere Eindrücke, die Interaktionen und Stimmungen detailliert festzuhalten. Dies half uns, die Beobachtungen im Nachgang strukturiert auszuwerten. Da viele der relevanten Erkenntnisse auf Handlungsweisen und situative Dynamiken zurückzuführen sind, wurde besonders darauf geachtet, nicht nur verbale Äußerungen, sondern auch Körpersprache, Interaktionen und Gruppendynamiken zu dokumentieren.

Ein zentrales Prinzip der teilnehmenden Beobachtung ist die Offenheit für spontane und unerwartete Entwicklungen. Dies bedeutete, dass wir nicht mit starren Hypothesen an die Beobachtung herangingen, sondern flexibel auf das reagieren mussten, was sich im Feld zeigte. Dadurch konnten auch nicht antizipierte Themen und Fragestellungen in die weitere Analyse einfließen. Da wir selbst aktiv am Geschehen teilnahmen, war eine bewusste Reflexion unserer eigenen Rolle im Forschungsprozess essenziell. Wie Höhn (2002, S. 81) betont, erfordert teilnehmende Beobachtung eine gewisse „Sozialisation“ in das untersuchte Feld. Forschende müssen sich auf die spezifischen Normen und Regeln der Gruppe einlassen und dabei dennoch eine forschende Distanz wahren. Dies war insbesondere im Workshop mit Jugendlichen relevant, da wir hier eine Balance zwischen Integration und Beobachtung finden mussten, um authentische Interaktionen zu ermöglichen. Um Verzerrungen und Subjektivitäten in der Datenerhebung zu minimieren, führten wir detaillierte Protokolle und setzten uns kritisch mit unseren eigenen Wahrnehmungen und Vorannahmen auseinander. Hierbei achteten wir besonders darauf, Beschreibungen von Interpretationen zu trennen und subjektive Eindrücke in Reflexionsnotizen festzuhalten.

Die teilnehmende Beobachtung bringt eine Reihe ethischer Herausforderungen mit sich. Eine zentrale Frage war, wie wir unsere eigene Rolle im Feld transparent kommunizieren konnten, ohne den natürlichen Verlauf der Workshops zu beeinflussen. Zudem stellten wir sicher, dass die Teilnehmenden jederzeit die Möglichkeit hatten, ihre Zustimmung zur Beobachtung zurückzuziehen. Besondere Sensibilität war im Photovoice-Workshop mit geflüchteten Frauen erforderlich, da in diesem Kontext biografische Bezüge und individuelle Erfahrungen im Vordergrund standen. Daher entschieden wir uns bewusst für eine nicht-intrusive Beobachtungsweise, bei der das Wohlbefinden der Teilnehmenden stets oberste Priorität hatte. Um eine möglichst genaue Dokumentation der Beobachtungen zu

gewährleisten, wurden die gesammelten Daten unmittelbar nach jeder Einheit niedergeschrieben. Im zweiten Photovoice-Workshop wurde ergänzend eine Audioaufnahme zur Unterstützung der Datenerhebung angefertigt – selbstverständlich nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Teilnehmer:innen.

Die Methode der teilnehmenden Beobachtung erwies sich als besonders geeignet für diese Masterarbeit. Sie ermöglichte nicht nur eine differenzierte Erfassung der sozialen Dynamiken in den Workshops, sondern auch ein tiefergehendes Verständnis für die Inklusionspotenziale partizipativer künstlerischer Methoden. Die Kombination aus Feldnotizen, Reflexionstagebüchern und informellen Forschungsgesprächen trug dazu bei, die erhobenen Daten zu kontextualisieren und fundierte Erkenntnisse über die Bedeutung der kreativen Ausdrucksformen für die soziale Teilhabe der Zielgruppen zu gewinnen. Die Reflexion über das eigene Forschen und die Interaktion mit den Teilnehmenden war essenziell, um die Daten objektiv zu erfassen und Verzerrungen durch unsere eigene Perspektive zu minimieren. Indem wir bewusst unsere eigenen Vorannahmen hinterfragten und offen für unerwartete Entwicklungen im Feld blieben, konnten wir Erkenntnisse gewinnen, die über die ursprünglichen Forschungsfragen hinausgingen. Die Dynamik innerhalb der Gruppen, die Art und Weise, wie sich Inklusion durch kreative Prozesse manifestierte, sowie die Wechselwirkungen zwischen individuellen und kollektiven Ausdrucksformen wurden durch die teilnehmende Beobachtung in besonderem Maße sichtbar. Diese tiefgehende Auseinandersetzung mit den beobachteten Prozessen bildet eine zentrale Grundlage für die weiteren Analysen und trägt maßgeblich zur Beantwortung unserer Forschungsfragen bei.

Um die erhobenen Daten systematisch auswerten zu können, ist es im weiteren Verlauf erforderlich, geeignete Analysemethoden zu wählen, die sowohl der Komplexität des Materials als auch dem qualitativen Anspruch der Forschung gerecht werden. Im folgenden Kapitel werden daher die in dieser Arbeit angewandten Auswertungsverfahren vorgestellt – konkret die strukturgeleitete Textanalyse nach Auer-Voigtländer sowie die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz.

3.3 Auswertungsmethoden

Dieses Kapitel widmet sich der in dieser Arbeit zur Anwendung gekommenen Auswertungsmethoden. Zur Auswertung des Datenmaterials wurden die Strukturgeleitete Textanalyse nach Auer-Voigtländer und die Qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz herangezogen und angewandt. In den

folgenden Kapiteln sollen sowohl diese Methoden beschrieben als auch ihre spezifische Anwendung auf das Datenmaterial dargestellt werden.

3.3.1 Strukturgeleitete Textanalyse

Schut, Pascal

Zur Auswertung der im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführten leitfadengesteuerten Interviews verwenden wir die strukturgeleitete Textanalyse nach Katharina Auer-Voigtländer und Tom Schmid (vgl. 2017). Diese Methode zur Analyse strukturierte, qualitativer Daten soll ein effizientes und ökonomisches Arbeiten mit umfangreichen Datenmengen ermöglichen. Es folgt ein deduktiver Ansatz, da die Kategorien durch die Struktur des Leitfadens bereits vorgegeben sind.

Das zentrale Werkzeug der strukturgeleiteten Textanalyse ist die sogenannte „Auswertungsmatrix“. In dieser Matrix werden die spezifischen Leitfragen des Interviewleitfadens in die erste Spalte jeder Zeile eingetragen. Es ist zudem möglich, eine zusätzliche Zeile für Anmerkungen zur Interviewdurchführung und zur Situation des Interviews einzufügen. Auch werden weitere Spalten vorgesehen, um die Zusammenfassungen der Auswertungen für jede Frage sowie erste Kommentare und Memos des Auswertungsteams festzuhalten. Für jeden Leitfaden sollten „in der ersten der am Ende befindlichen Spalten [...] die Ergebnisse der jeweiligen Kategorie/des jeweiligen Themas zusammenfassend eingetragen [werden, d. Verf.]“ (ebd.).

Die erste Basis-Auswertungsmatrix hat so ausgesehen:

Tabelle 1: Basis-Auswertungsmatrix

		Interview 1	Interview 2	Interview ...	Zeilenaus- sage	Memos
0	<i>Anmerkungen zum Interview und der Inter- viewsituation</i>					
1	Beschreibung der Zielgruppe					
2	Bedarf im Bereich GWA					
3	Vernetzung der Institutionen					
4	Ansätze der Insti- tutionen					
5	Ist-Zustand der Inklusion					
6	Inklusion der Zielgruppen im Sozialraum					
7	Aufenthaltssorte der Zielgruppe					

Nachdem alle Interviews transkribiert worden waren, wurde festgestellt, dass die Antworten auf die Leitfragen oftmals zu umfangreich ausfielen, um in eine kompakte Auswertungsmatrix aufgenommen zu werden. Eine differenzierte Struktur war erforderlich, die sowohl mehrere Kategorien als auch Subkategorien umfasst, um den Inhalten gerecht zu werden. Außerdem wurden in den Interviews zahlreiche interessante Themen angesprochen, die zwar nicht direkt als Antworten auf die Leitfragen gewertet werden konnten, jedoch dennoch einen wertvollen Beitrag zur

Beantwortung der übergeordneten Forschungsfrage leisteten. Aufgrund dieser Erkenntnisse wurde die ursprünglich geplante Auswertungsmatrix nach der Transkription der Interviews überarbeitet und neu konzipiert, um eine differenziertere und umfassendere Analyse der erhobenen Daten zu ermöglichen.

Tabelle 2: Auswertungsmatrix

	Laufnummer	Interview 1	Interview...	Zeilenaussage	Memos
	Datum				
	Uhrzeit				
A	Rahmenbedingungen				
0a	<i>InterviewpartnerIn</i>				
0b	<i>Interviewsetting</i>				
0c	<i>Beschreibung der Zielgruppe</i>				
B	Ansätze der Institutionen				
1a	Strategien zur Förderung von Inklusion				
1b	Praxisorientierte Methoden der Zusammenarbeit				
1c	Innovative oder bewährte Ansätze				
C	Bedarf im Bereich GWA				
2a	Fehlende Ressourcen				
2b	Themen und Herausforderungen der Zielgruppen				
2c	Vernetzungsbedarf				
D	Vernetzung der Institutionen				
3a	Bestehende Netzwerke und Partnerschaften				
3b	Potenziale für stärkere Vernetzung				
E	Geteilte Ressourcen				
4a	Gemeinsame Nutzung von Räumen und Materialien				
F	Ist-Zustand der Inklusion				
5a	Aktuelle Erfolge und Fortschritte				
5b	Bestehende Lücken und Defizite				
G	Inklusion der Zielgruppen im Sozialraum				
6a	Partizipation in sozialen und kulturellen Angeboten				
6b	Barrieren im Sozialraum				
H	Aufenthaltssorte der Zielgruppe				
7a	Beliebte Treffpunkte				
7b	Orte mit besonderem Bedarf				

In dieser Tabelle repräsentieren die Buchstaben A bis H die vorab definierten Leitfragen, die gleichzeitig als übergeordnete Kategorien dienen. Die Ziffern 1a bis 7b stehen für spezifische Aussagen, die bestimmte Themen innerhalb dieser Kategorien betreffen. Aussagen, die lediglich in einem einzigen Interview vorkommen und in keinem anderen Interview bestätigt werden, sind in

Gelb hervorgehoben. Nicht nachvollziehbare Aussagen werden in Grün markiert. Diese Einstufung erfolgt beispielsweise bei Aussagen, die nach den in Österreich geltenden rechtlichen Vorschriften als unrealistisch oder nicht umsetzbar eingestuft werden müssen. Aussagen, die direkt als Zitate in die Masterarbeit aufgenommen werden, sind in Blau markiert. Die Auswertung der Interviews ist in Kapitel 5.2.2 zu finden. Die ausgefüllte Matrix ist als Anhang hinzugefügt. Auf Grundlage der ausgefüllten Auswertungsmatrix und Zitaten aus den Leitfadeninterviews werden in dem Kapitel 5.2 weitere Unterkapitel gebildet, um die Potenziale gemeinwesenorientierter Ansätze für die Inklusion von Menschen mit Behinderung in St. Pölten bestmöglich herauszuarbeiten.

Die Interviews wurden mit Expert:innen auf dem Gebiet der Arbeit mit Menschen mit Behinderung in St. Pölten geführt, wie in Kapitel 3.3.4 beschrieben wird. Wie in Kapitel 3.4.2 ausführlich dargelegt, können Visualisierungen dazu beitragen, Zusammenhänge zu erkennen und anschaulich darzustellen. Um die zentralen Erkenntnisse jedes Abschnitts übersichtlich zu präsentieren, wird daher am Ende jedes Unterkapitels ab Kapitel 5.2.2 ein Diagramm eingefügt, das die drei wichtigsten Ergebnisse zusammenfasst. Kuckartz betont in diesem Zusammenhang, dass Diagramme „entweder einem standardisierten, systematischen Aufbau folgen, wie es etwa bei einer Mindmap der Fall ist, oder die in der Gestaltung freier sind und in denen z. B. Zusammenhänge zwischen Kategorien, Theorieaspekten, einzelnen oder mehreren Fällen durch Pfeile und andere Symbole zum Ausdruck gebracht werden (vgl. 2022:154). Ein Beispiel für eine solche visuelle Aufbereitung ist auch die Mindmap zum Thema „Inklusiver Spielplatz“, die in Kapitel 5.3.7 kurz erläutert wird.

Wie im Kapitel „Zugang zum Feld“ beschrieben wird, war ein wesentlicher Faktor für den erfolgreichen Zugang zum Forschungsfeld der etablierte Kontakt zu Helene Macho, der Direktorin einer der drei Sonderschulen in St. Pölten. Durch ihre Unterstützung konnte ein Zugang zu relevanten Akteur:innen hergestellt werden, die wertvolle Einblicke in die Thematik boten. Für diesen Teil der Masterarbeit wurden insgesamt fünf Interviews geführt:

- Helene Macho, Direktorin Sonderschule Süd
- Josef Schoisengeyer, Obmann des Club 81
- Zwei Sozialarbeiter:innen des Jugendzentrums Steppenwolf
- Mag. Martina Eigelsreiter, Leiterin des Büros für Diversität der Stadt St. Pölten
- Mag.^a Nina Cservenka, Pädagogische Leitung des Wohnhauses Domiziel

Aus den Interviews geht hervor, dass die Strategien zur Förderung von Inklusion je nach Institution stark variieren. Jede Einrichtung verfolgt dabei eigene (teilweise gemeinwesenorientierte) Ansätze und Schwerpunkte, die auf ihre spezifischen Ressourcen, Zielgruppen und strukturellen Gegebenheiten abgestimmt sind. Die Bandbreite reicht von pädagogischen Maßnahmen und sozialarbeiterischer Unterstützung bis hin zu strukturellen Anpassungen innerhalb der jeweiligen Organisationen.

Während sich die zuvor beschriebene Methode auf die strukturierte Darstellung der Interviewinhalte konzentriert, wurde zur Analyse eines weiteren Datensatzes wie der Graffitiworkshop und Photovoice-workshop die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz herangezogen.

3.3.2 Zwischen Theorie und Empirie: Die qualitative Inhaltsanalyse

Oblak, Dario Roman

Das Kapitel beleuchtet die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2022) als zentrales Analyseinstrument dieser Forschung. Im Fokus stehen die Kategorienbildung, das Kategoriensystem sowie der strukturierte Ablauf der Analyse. Anhand des konkreten Datenmaterials wird gezeigt, wie die Methode in der Forschungspraxis umgesetzt wurde und welche Schritte zur systematischen Auswertung geführt haben.

3.3.2.1 Definition

„Unter qualitativer Inhaltsanalyse wird die systematische und kontrollierte methodische wissenschaftliche Analyse von Texten, Bildern, Filmen und anderen Inhalten von Kommunikation verstanden. Es werden nicht nur manifeste, sondern auch latente Inhalte analysiert. Im Zentrum der qualitativen Analyse stehen Kategorien, mit denen das gesamte für die Forschungsfrage(n) bedeutsame Material codiert wird. Die Kategorienbildung kann deduktiv, induktiv oder deduktiv-induktiv erfolgen. Die Analyse geschieht primär qualitativ, kann aber auch quantitativ-statistische Auswertungen integrieren; sie kann sowohl kategorienorientiert als auch fallorientiert erfolgen“ (Kuckartz / Rädiker 2022:39).

Zum einen bedeutet das, dass die qualitative Inhaltsanalyse über bloße Beschreibungen hinausgeht. Zum anderen kann sie Zusammenhänge aufdecken und zur Überprüfung von Hypothesen oder Theorien beitragen. Das zeigt, dass sie eine Methode der Analyse ist und nicht nur einer Beschreibung. Kritiker:innen der qualitativen Inhaltsanalyse gehen davon aus, dass vorab definierte Kategorien in jedem Fall an das Material herangetragen werden, was sie als subsumtionslogisch bezeichnen. Für diese Arbeit ist diese Bezeichnung unzureichend, weil durch das induktive Codieren, Kategorien

entdeckt werden können und im weiteren Verlauf der Forschung und der Analyse weiterentwickelt werden (vgl. ebd.:40).

Zur qualitativen Inhaltsanalyse, welche von Mayring (2015) die neue Bezeichnung „qualitative orientierte kategoriengeleitete Textanalyse“ bekommen hat (ebd.), wobei aufgrund der Leichtigkeit des Verständnisses in dieser Arbeit weiter die Bezeichnung „qualitative Inhaltsanalyse“ verwendet wird, gibt es keine richtige Definition, sondern 15 Grundsätze zur Entwicklung einer qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. ebd.:40).

1. Notwendigkeit systematischen Vorgehens
2. Notwendigkeit eines Kommunikationsmodells
3. Kategorien im Zentrum der Analyse
4. Überprüfung anhand von Gütekriterien
5. Entstehungsbedingungen des Materials
6. Explikation des Vorverständnisses
7. Beachtung latenter Sinngehalte
8. Orientierung an alltäglichen Prozessen des Verstehens und Interpretierens
9. Übernahme der Perspektive des anderen
10. Möglichkeit der Re-Interpretation
11. Semiotische Grundbegriffe
12. Pragmatische Bedeutungstheorie
13. Nutzung linguistischer Kontexttheorien für Explikationen
14. Psychologie der Textverarbeitung
15. Nutzung von Kategorisierungstheorien zur Bildung eines Kodierleitfadens (vgl. ebd.:40)

Dabei ist es wichtig zu beachten, dass für die Beurteilung der qualitativen Inhaltsanalyse weniger die Definition als vielmehr ihre praktische Anwendung ausschlaggebend ist (vgl. ebd.:41).

Im Prinzip können alle Daten verwendet werden, welche in der qualitativen Forschung herkömmlich sind. Für diese Arbeit wurden Daten erhoben in Form von Interviews, Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen (vgl. ebd.:41) sowie eine Community map und ein Photovoice-Workshop, die am ehesten noch unter der Kategorie Bilder, Zeichnungen und Fotos einzuordnen sind, wobei diese durch ein Beobachtungsprotokoll und Feldnotizen als auch Interaktionen mit der Zielgruppe komplementiert wurden. Grundlegend für Interviews ist es, dass diese in verschriftlichte Form analysiert

werden, was bedeutet, dass es nötig ist das Material zu transkribieren. Doch nicht nur für Interviews ist die qualitative Inhaltsanalyse eine empfehlenswerte Auswertungsmethode (vgl. ebd.:42). Die Entscheidung, dass die Community map und der Photovoice-Workshop mit der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet werden, fiel deswegen auf diese Methode, weil „[...] wenn es gilt qualitatives Material in systematischer Weise und mit Hilfe von Kategorien auszuwerten ist die qualitative Inhaltsanalyse eine ausgezeichnet geeignete Methode“. Die Kategorien spielen eine zentrale Rolle in der qualitativen Inhaltsanalyse und es existieren ebenso keine Einschränkungen bei der Analyse des Datenmaterials (vgl. ebd.:42), „[...] allerdings bedingt die Zielsetzung der Systematik und des Vergleichs von Daten, dass diese eine gewisse Vergleichbarkeit besitzen müssen“ (ebd.:42).

Im Unterschied zur klassischen quantitativen Inhaltsanalyse ist die Formulierung von Hypothesen am Beginn der Planungsphase nicht unbedingt erforderlich. Bei der ausgewählten Methode ist eher ein offenes Vorgehen die Regel, ohne davor Hypothesen zu formulieren. Die Analysephasen sind nicht so strikt getrennt, weil Auswertungsprozesse und Erhebungen parallel geschehen können, wobei oft Rückkopplungsschleifen durchlaufen werden. Ebenso ist der Prozess der Codierung des Datenmaterials stärker hermeneutisch-interpretativ ausgerichtet und umfasst eine von der Hermeneutik inspirierte Reflexion über die Daten sowie die interaktive Form ihrer Entstehung. Nach der Codierung bleibt das Ursprungsmaterial weiter von Bedeutung, weil sie durch die Codierung nicht überflüssig werden, wie dies bei der quantitativen Inhaltsanalyse der Fall ist. Außerdem haben die Kategorien eine strukturierende und systematisierende Bedeutung und die qualitative Inhaltsanalyse läuft nicht zwingend auf eine statistische Datenanalyse hinaus. Statistische Analysen können als Nebenrolle dienen oder ganz außer Acht gelassen werden (vgl. ebd.:44). Im Folgenden ist es wichtig zu erwähnen, dass die Inhaltsanalyse kein Erhebungsverfahren ist, allerdings eine Methode der Analyse, die sich für Datenmaterial eignet, welches reaktiv oder nicht-reaktiv ist (vgl. ebd.:45). Anschließend wird auf die Bedeutung von Kategorien als zentrales Analyseinstrument eingegangen.

3.3.2.2 Kategorien

„Im sozialwissenschaftlichen Kontext wird der Begriff meist im Sinne von „Klasse“ benutzt, d.h., eine Kategorie ist das Ergebnis der Klassifizierung von Einheiten“ (ebd.:53). Dabei kann es sich etwa um Personen, Ideen, Prozesse, Aussagen, Diskurse und vieles Weiteres handeln. Hinzu kommt, dass das Kategorisieren ein wesentlicher Bestandteil jeder geistigen Tätigkeit ist. Das Bilden von Kategorien ist ein Gegenstand entwicklungspsychologischer und erkenntnistheoretischer Überlegungen.

Was hingegen bedeutet, dass jeder Prozess der Kategorisierung auf aktive geistige Tätigkeit und Wahrnehmung angewiesen ist. In der empirischen Forschung wird aber kein großes Augenmerk daraufgelegt, was nun eine Kategorie sein soll, und in der Methodenliteratur wird dem nur wenig Achtung geschenkt. Es wird vorausgesetzt, dass man vorab wissen sollte, was eine Kategorie ist (vgl. ebd.:57-58).

Oft tritt in der qualitativen Sozialforschung Verwirrung auf, da der Begriff „Code“ nicht selten benutzt wird. Der Begriff „Code“ bezeichnet gelegentlich einen abstrakten, viele Dimensionen umfassenden Begriff und oft nur ein erstes ad-hoc entwickeltes Konzept, welches sich in der weiteren Analyse zu einer Kategorie entwickeln kann. In der aktiven Forschung wird selten von Kategorisieren gesprochen, sondern vorwiegend vom Codieren und Code wird in der Übersetzung vom englischen aufs deutsche wiederholt als Kategorie übersetzt. Andererseits ist es von großer Bedeutung, dass in MAXQDA (Software für qualitative Forschung) nahezu ausgenommen der Begriff „Code“ verwendet wird (vgl. ebd.:59-60), auch wenn die Software in dieser Forschung nicht zum Einsatz gekommen ist. Kuckartz / Rädiker (2022) schlagen aufgrund der schwierigen Abgrenzung der beiden Begriffe vor, dass die Frage gestellt wird, ob nicht beide Begriffe dasselbe meinen und eine unscharfe Begriffsverwendung ausfindig gemacht werden könnte (ebd.:60).

3.3.2.3 Kategoriensystem

Das Kategoriensystem für diese Forschung ist ein hierarchisches Kategoriensystem, welches aus unterschiedlichen über- und untergeordneten Ebenen besteht (vgl. ebd.:61). „Hierarchische Strukturen lassen sich als Baumstrukturen abbilden, die Zahl der Ebenen und Verästelungen ist dabei nicht begrenzt“ (ebd.:62). Die Terminologie beinhaltet bei diesem hierarchischen Kategoriensystem Haupt- und Oberkategorien sowie Sub- und Unterkategorien. Wenn eine Kategorie untergliedert wird, kann von einer Oberkategorie gesprochen werden und die Kategorien der untergeordneten Ebene als Unterkategorie bzw. Subkategorie benannt werden (vgl. ebd.:62).

Der Vorteil von hierarchischen Kategoriensystemen gegenüber netzwerkartigen Kategoriensystemen ist, dass sie übersichtlicher sind und die Möglichkeit besteht, nach Zusammenhängen auf verschiedenen Ebenen zu suchen. Im Weiteren sollte der Aufbau plausibel und nachvollziehbar sein und einen inneren Zusammenhang besitzen (vgl. ebd.:63-65).

3.3.2.4 Induktive Kategorienbildung am Material

Der Ansatz der zusammenfassenden, paraphrasierenden Inhaltsanalyse scheint geeignet für die Auswertung der Community map sowie des Photovoice Workshops. Diese basiert auf der „Psychologie der Textverarbeitung“, welche in den frühen 1980er Jahren von Heinz Mandel entwickelt wurde. Dennoch kann der Weg zu Kategorien nach der Psychologie der Textverarbeitung sehr zeitaufwendig und intensiv sein. Daher wurde ein Prozessmodell entwickelt, das zu sechs Schritten komprimiert wurde (vgl. ebd.:83-85):

1. Theoriegeleitete Bestimmung des Themas der Kategorienbildung
2. Festlegung des Selektionskriteriums für die Auswahl des Materials und des Abstraktionsniveaus der zu bildenden Kategorien
3. Erster Materialdurchlauf, Kategorienformulierung, Subsumtion bzw. neue Kategorienbildung
4. Revision der Kategorien nach etwa 10 bis 50 % des Materials
5. Endgültiger Materialdurchgang
6. Interpretation, Analyse (ebd.:85)

Wichtig ist, dass man bei der Kategorienbildung gleich auf die mittlere Ebene der Abstraktion springt (vgl. ebd.:85). Das war für die Auswertung der beiden Workshops sinnvoller, weil dabei weniger mit Text, bis auf ein Interview, sondern mit Symbolen und Wörtern gearbeitet wurde sowie mit der Teilnehmenden Beobachtung.

3.3.2.5 Allgemeines Ablaufmodell qualitativer Inhaltsanalyse: Zielsetzung für die induktive Kategorienbildung

Im Mittelpunkt einer qualitativen Inhaltsanalyse sollte die inhaltliche Arbeit am Kategoriensystem und der reflektierte Umgang mit den Kategorien stehen. Das bedeutet, dass diese kein Selbstzweck sind, sondern sie sind das Um und Auf der Analyse. Dafür wurde von Kuckartz (2022) eine Guideline erstellt, die sechs Schritte beinhaltet (vgl. ebd.:90):

- Ziel der Kategorienbildung auf der Grundlage der Forschungsfrage bestimmen.

Der Sinn davon ist, dass man zu Beginn sich die Frage stellen soll, was man mit der Kategorienbildung erreichen will. Wichtig ist, wie offen an die Kategorienbildung herangegangen wird oder welches Vorwissen bereits vorhanden ist (vgl. ebd.).

- Kategorienart und Abstraktionsniveau bestimmen.

Hier soll zwischen analytischen, evaluativen oder thematischen Kategorien unterschieden werden. Hierzu können die Arten der Kategorien auch gemixt werden. Die Frage, wie abstrakt sollten die Kategorien definiert werden (vgl. ebd.).

- Mit den Daten vertraut machen und Umfang der zu codierenden Segmente festlegen.

Dabei sollte nicht gleich zu Beginn mit der ersten Zeile eines Interviews oder sonstigem Material sofort eine Kategorie gebildet werden. Wenn die Daten selbst erhoben worden sind, hat das den Vorteil, dass genau das nicht passiert. Der Vorteil bei der Community map und deren Auswertung zum Beispiel war, dass das Material, bis auf ein Interview gesammelt auf einer Wand abgebildet ist (vgl. ebd.:91).

- Die Texte sequenziell bearbeiten oder direkt am Text Kategorien bilden. Zuordnung existierender oder Neubildung von weiteren Kategorien.

Die Kategorienbildung kann in einem einphasigen Durchlauf durch alle Daten passieren oder nur an einer Teilmenge davon. Es gibt auch keine Vorgabe in welcher Reihenfolge Texte codiert werden sollten. Es kann aber passieren, dass es eine Verzerrung gibt. Für die Forschenden soll die Bildung von Kategorien ein konstruktiver Akt sein. Wenn die ersten Kategorien gebildet werden, ist Offenheit von großer Bedeutung. Wichtig ist, dass es keinen bestimmten Grad an Konkretheit oder Abstraktheit der Kategorien gibt. Im weiteren Verlauf ist das wachsende Kategoriensystem im Auge zu behalten, denn z.B. Kategorien, welche sich sehr ähnlich sind, könnten zu einer einzigen zusammengefügt werden oder eine neue Kategorie bilden (vgl. ebd.).

- Systematisieren und Organisieren des Kategoriensystems.

Wenn die Zahl der Kategorien unübersichtlich wird, dann ist es Zeit darüber nachzudenken, wie Kategorien sinnvoll geordnet werden oder zusammengefügt werden. Wie bereits im Teil Kategoriensystem beschrieben, wird im Allgemeinen ein hierarchisches Kategoriensystem gebildet. Grund dafür ist, dass bei der Analyse auf die jeweils höhere Ebene aggregiert werden kann. Im nächsten Schritt gilt es die Hauptkategorien zu finden. Um die richtige Anzahl der Kategorien herauszufinden, gibt es nur eine Möglichkeit, nämlich die zu Verfügung stehenden Ressourcen für

die Arbeit zu bestimmen und den angestrebten Output zu bestimmen. Als Beispiel dient eine typische Interviewstudie, bei der nicht mehr als 20 Hauptkategorien und jeweils bis zu zehn Subkategorien gebildet werden. In diesem Schritt wird ebenfalls bereits überlegt, wie das Ergebnis präsentiert wird (vgl. ebd.:92).

- Das Kategoriensystem festlegen und Kategoriendefinitionen erstellen.

Wenn keine weiteren Kategorien gebildet werden können, dann ist die erste Sättigung erreicht. Dazwischen kann das Kategoriensystem (um-)geordnet oder systematisiert werden. In diesem Schritt ist es wichtig, dass die Kategorien noch einmal überprüft und gegebenenfalls optimiert werden. Darauf folgt ein Durchlauf durch das gesamte restliche Material, damit wichtige Aspekte nicht vergessen werden. Ober- oder Subkategorien können dabei immer wieder hinzugefügt werden, falls dies nötig ist. Im weiteren Verlauf wird ein Kodierleitfaden erstellt sowie die Kategorien definiert. Für die Bildung der Kategorien sollten mehrere Iterationsschleifen durchlaufen werden (vgl. ebd.).

3.3.2.6 Allgemeines Ablaufmodell qualitativer Inhaltsanalyse

„Die prinzipielle Abfolge *Forschungsfrage* -> Daten *auswählen* bzw. *erheben* -> *Datenanalyse* ist im Grunde für alle Formen empirischer Forschung charakteristisch und die qualitative Inhaltsanalyse stellt keine Ausnahme dar“ (ebd.:106). Die Abbildung soll die fünf Phasen der qualitativen Inhaltsanalyse zeigen:

Abb. 11 Allgemeines Ablaufmodell qualitativer Inhaltsanalysen

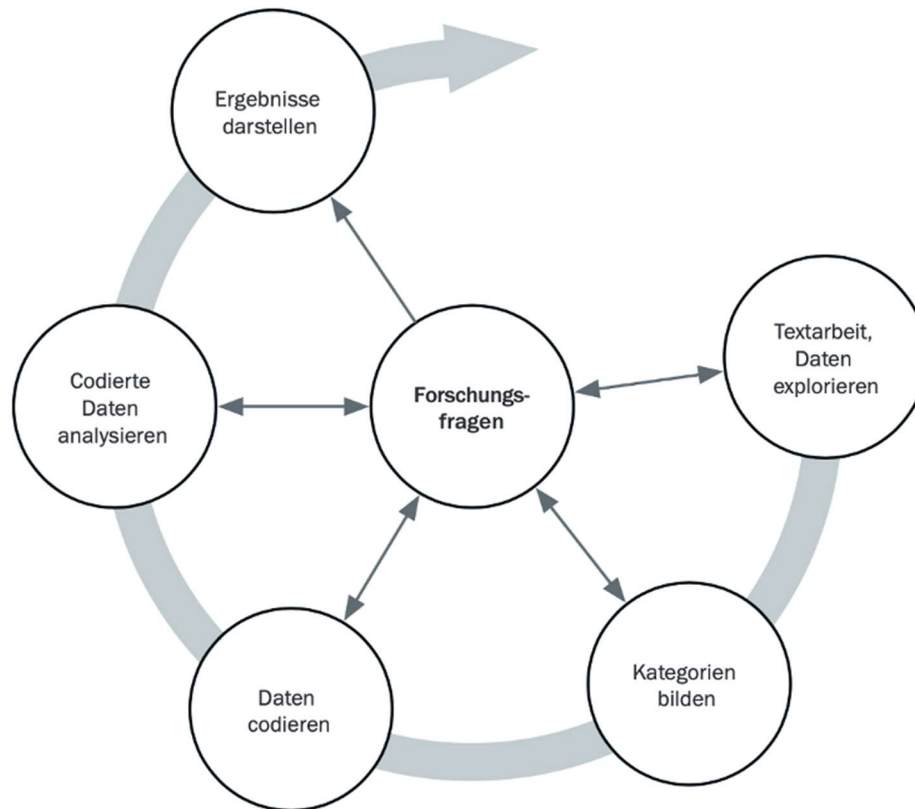


Abbildung 12: Ablaufmodell (ebd.)

In diesem Bild wird der zirkuläre Ablauf, aber auch die sequenzielle Abfolge dargestellt. Zentral sind die Phasen „Kategorien bilden“, „Daten codieren“ und „Codierte Daten analysieren“. Zu beachten ist, dass das Bilden von Kategorien und das Codieren von Daten in wiederkehrenden Zyklen erfolgen kann. Der Ablauf des Analyseprozesses ist somit weniger linear und die Analysephasen sind nicht streng voneinander getrennt. Unter anderem können Daten immer wieder neu erhoben und hinzugefügt werden. Die Forschungsfragen sind nicht unveränderbar, denn sie haben in jeder der fünf Phasen eine zentrale Rolle und sind dynamisch veränderbar. Explizit in dieser Masterarbeit wurde keine Theorie generiert, sondern ein soziales Phänomen bzw. Phänomene wurden möglichst genau beschrieben. Im Gegensatz zu anderen Forschungen, die z.B. neue Theorie generieren wollen oder theorieorientiert arbeiten (vgl. ebd.:106-107).

3.3.2.7 Ablauf der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse

Dazu werden in der **ersten Phase** Case Summaries angefertigt. Wichtige Textstellen werden markiert, was zur Einleitung der Analyse beiträgt. An dem Rand werden Bemerkungen und Notizen geschrieben, Besonderheiten notiert und Ideen zur Auswertung. Diese können ebenfalls als Memos aufgenommen werden. Der Abschluss ist eine erste kurze Fallzusammenfassung (vgl. ebd.:132-133).

In der **zweiten Phase** werden die Hauptkategorien entwickelt. Dabei wird mit den Hauptkategorien und den Subkategorien eine inhaltliche Strukturierung abgebildet. Die Hauptkategorien können meistens ausgehend von den Forschungsfragen gefunden werden. Der Grund dafür ist, dass bereits bei der Erhebung die Themen im Vordergrund gestanden sind. In diesem Fall wurden die Kategorien direkt am Material entwickelt, wobei es sich lohnt einen Probedurchlauf der Kategorien und Subkategorien zu machen, damit die konkrete Anwendbarkeit auf das empirische Material Sinn ergibt. In der Regel sollten ca. 10 bis 25 % des gesamten Auswertungsmaterials zur Probe gestellt werden. Dieser erste Kodierprozess leitet somit den weiteren Kodierprozess ein (vgl. ebd.:133-134).

In der **dritten Phase** werden die Daten mit den Hauptkategorien codiert. Der erste Teil der Codierung beinhaltet das Durchgehen des Textes, Zeile für Zeile, so dass vom Beginn bis zum Ende alle Textteile einer Kategorie zugewiesen sind. Textabschnitte, die für die Forschung keine Relevanz

haben, werden nicht codiert. Bei der Zuordnung zu den Kategorien stellt die Hermeneutik eine gute Grundlage dar. Das bedeutet, dass man, um einen ganzen Text verstehen zu können, alle seine Teile verstanden werden müssen. Ebenso können einzelne Textstellen mit mehreren Codes codiert werden. In der Regel werden ganze Sätze (Sinneinheiten) codiert. Wenn eine Sinneinheit mehrere Sätze oder sogar ein ganzer Absatz beinhaltet, dann werden diese als zusammenhängendes Segment codiert. Für das Verständnis werden Zwischenfragen mitcodiert. Beim Zuordnen der Kategorien sollte gut eingeschätzt werden, wie viel codiert wird. Zu beachten ist, dass die Textstelle ausreichend verständlich ist. Zu Beginn sollte das Datenmaterial von mindestens zwei Personen codiert werden, ohne dass dies im Vorhinein abgesprochen ist. Dabei sollte ein Konsens gefunden werden, wenn zwei Forschende sich zusammensetzen. Wenn es keine Einigung geben sollte, dann

kann eine weitere Person aus dem Forschungsteam hinzugezogen werden. Der Vorteil, wenn mehrere Personen codieren ist, dass die Kategoriedefinitionen an Präzision gewinnen und die Zuordnung damit verlässlicher wird. Es ist aber natürlich auch möglich alleine zu codieren, was bedeutet, dass man sich mit diesem Mangel arrangieren muss. Es ist dennoch keine gute Lösung, vor allem, wenn das Datenmaterial sehr groß ist (vgl. ebd.:134-137).

In der **vierten Phase** wird die Ausdifferenzierung und die Bestimmung der Subkategorien vollzogen. Dafür wird eine Kategorie ausgewählt und neue Subkategorien gebildet. Danach werden die codierten Textstellen in einer Liste oder Tabelle zusammengefügt. Die Subkategorien können vom ganzen Team oder von Teilen des Teams bearbeitet werden. Daraufhin werden die Listen geordnet und systematisiert, die relevanten Dimensionen identifiziert und Subkategorien zu allgemeineren Subkategorien zusammengefasst. Dann werden die Subkategorien definiert und die Kategoriendefinitionen illustriert (vgl. ebd.:138-142).

In der **fünften Phase** werden die Daten mit Subkategorien codiert. Hierbei werden die ausdifferenzierten Kategorien mit den Textstellen der Hauptkategorien zusammengefügt. Dieser Schritt beinhaltet eine sehr intensive Arbeitsphase. In der Folge kann es dazu kommen, dass eine Präzisierung oder Erweiterung der Subkategorien notwendig ist, wenn die Basis für diese zu gering ist. Das Zusammenfassen von Subkategorien zu einem späteren Zeitpunkt ist kein Problem. Problematisch wird es dann, wenn Kategorien ausdifferenziert werden müssen, was bedeutet, dass das gesamte Material neu durchgegangen und im schlimmsten Fall neu codiert werden muss. Es macht Sinn, dass nicht für alle Hauptkategorien Subkategorien gebildet werden, sondern die Fokussierung auf prägnante Hauptkategorien. Das unterscheidet sich aber erheblich vom gesammelten Datenmaterial. Nach der Codierung kann noch einmal eine Case Summary durchgeführt werden, welche in der ersten Phase zur Anwendung gekommen ist. Es gibt im Zusammenhang mit den Case Summaries einen optionalen Zwischenschritt, nämlich die thematische Fallzusammenfassung, auf die in dieser Arbeit nicht eingegangen wird, weil diese nicht zum Einsatz gekommen ist (vgl. ebd.:142-143).

In der **sechsten Phase** finden einfache und komplexe Analysen statt. Dazu wird die Ergebnispräsentation vorbereitet. Die Themen und Subthemen stehen im Mittelpunkt, wie in Abbildung 13 zu sehen ist.

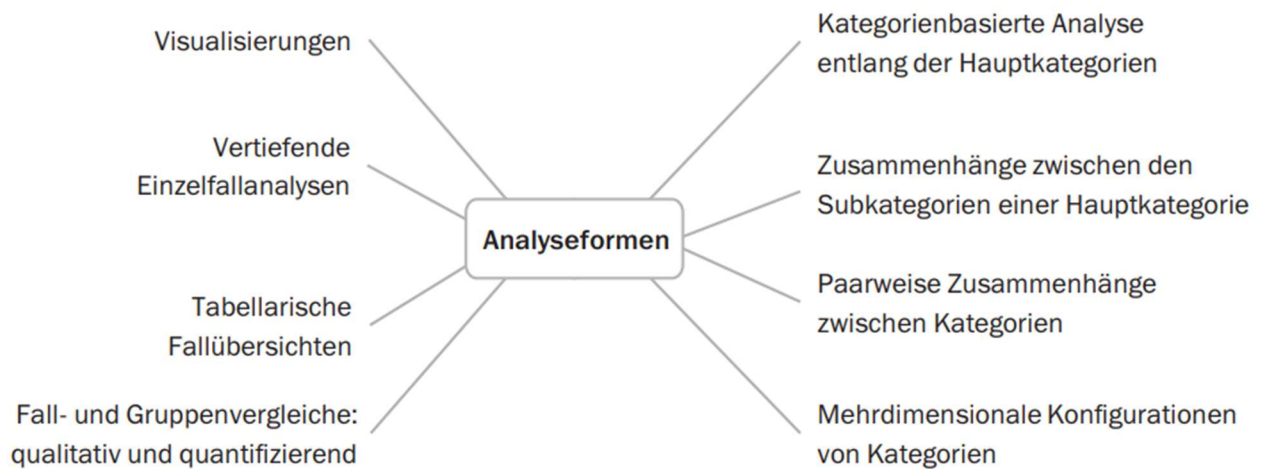


Abbildung 13: Analyseformen (ebd.:147)

Wichtig zu betonen ist, dass diese Analyseformen eine Möglichkeit für Forschende sind. Unter anderem müssen nicht alle Formen angewendet werden. Der Fokus kann von Studie zu Studie variieren. Visualisierungen nehmen dennoch eine Sonderrolle ein, weil sie eine eigen Analyseform sind und zugleich bei anderen Analyseformen zur Hilfe genommen werden können.

Ein Analyseplan kann helfen, welche Formen der Auswertung für welche Forschungsfrage angewendet werden können. Die sechste und siebente Phase stehen eng im Zusammenhang. Hier gibt es einen fließenden Übergang. Als Beispiel werden hier die kategorienbasierte Analyse entlang der Hauptkategorien sowie die Visualisierung vorgestellt. Bei der kategorienbasierten Analyse ist eine sinnvolle Reihenfolge der Kategorien von Vorteil. Für die Leser:innen soll diese nachvollziehbar sein. Für die inhaltlichen Ergebnisse ist es wichtig, dass sie in qualitativer Weise dargestellt werden. Vermutungen und Interpretationen dürfen dabei keineswegs fehlen. Wie bereits erwähnt, nehmen Visualisierungen eine wichtige Rolle ein. Dadurch werden Zusammenhänge erkannt, Muster identifiziert und Vermutungen überprüft. Zum einen kann man tabellarische Übersichten erstellen oder Gruppenzugehörigkeiten kennzeichnen. Dafür gibt es Grafiken und Diagramme, die entweder einem standardisierten oder systematischen Aufbau folgen. Ein Beispiel dafür ist eine Mindmap, bei der die Gestaltung freier ist und die Zusammenhänge zwischen den Kategorien und Theorieaspekten, einzeln oder mehrfach durch Pfeile und andere Symbole visualisiert werden (vgl. ebd.). „Mit Hilfe von Diagrammen, etwa einem Baumdiagramm, lässt sich ein Überblick über Subkategorien geben“ (ebd.:154).

In der **siebten Phase** werden die Ergebnisse verschriftlicht und das Vorgehen dokumentiert. Infolgedessen werden die gewonnen Erkenntnisse in einem Bericht zusammengefasst. Zudem sollten Ergebnisse bereits vor der siebten Phase aufgeschrieben werden. Insbesondere die Phase 6 und 7 sollten zusammen gedacht werden. Der Forschungsbericht kann wie eine Storyline aufgebaut sein. Der Ergebnisbericht sollte am Ende wieder zurückführend auf die Forschungsfragen sein. Wichtige Fragen dabei sind, ob die Fragen durch die Studie beantwortet wurden. Wurden Hypothesen bestätigt oder widerlegt? Was konnte nicht beantwortet werden? Gibt es Wissenslücken? Welche Fragen stellen sich in Bezug auf die eigene Forschung? Welche neuen Erkenntnisse ergaben sich während des Prozesses? Der gesamte Bericht soll die Phasen des Auswertungsprozesses darstellen, die Art der Kategorienbildung sowie dessen Beschreibung und wie die Kategorien und Subkategorien gebildet wurden. Kodierregeln oder Ankerbeispiele sollten ebenfalls dokumentiert werden. Für Interviewtranskripte kann ein QR-Code erstellt werden, der als Anhang für jeweilige Dateien fungiert (ebd.).

Zusammenfassend bietet die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2022) eine strukturierende und flexible Methode zur Auswertung qualitativer Daten. Im nächsten Abschnitt wird genauer auf das ausgewertete Kategoriensystem und die strukturierte Inhaltsanalyse eingegangen.

3.3.2.8 Kategoriensystem & strukturierte Inhaltsanalyse

Die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2022) wurde als methodisches Fundament für die Kategorienbildung der Daten ausgewählt. Diese strukturierende Methode ermöglichte es eine systematische Entwicklung von Kategorien und Subkategorien (Unterkategorien) auf Grundlage des erhobenen Datenmaterials durchzuführen. Der Prozess erfolgte schrittweise und beinhaltete eine induktive Vorgehensweise. Dazu wurde ein Codebaum erstellt, der die Kategorien hierarchisch visualisieren und bei der Kategorienfindung helfen sollte.

3.3.2.9 Entwicklung der Kategorien

Die Kategorien für den Codebaum wurden in zwei Schritten entwickelt. Wir druckten Bilder der fertiggestellten Community map sowie Fotografien des Photovoice-Workshops aus und legten diese auf einen großen Tisch, um einen Überblick zu bekommen. Die Legende wurde auf einen Block geschrieben, der ebenso das Beobachtungsprotokoll beinhaltete. Das alles wurde inklusive der Bilder in ein Word-Dokument übertragen. Dazu wurde das Expert:inneninterview transkribiert und in einem ersten Durchlauf wurden erste Kategorien gebildet. Im ersten Durchlauf wurden viele

Hauptkategorien definiert, die insgesamt zwölf Stück umfassten. Diese wurden in einem zweiten Durchlauf gekürzt, da einige für das Forschungsziel nicht von Bedeutung waren. Zwei wurden zusammengefasst zu einer Hauptkategorie und dazu wurden Subkategorien entwickelt. Die Herausforderung bei der Entwicklung der Kategorien der Community map entstand darin, dass es in der Literatur wenig bis kaum Informationen dazu gibt, wie eine solche gemeinwesenorientierte Methode ausgewertet werden kann. Deswegen orientierten wir uns an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2022), da dies für uns als sinnvollste Methode in Frage kam, da hierbei ein Codebaum entwickelt werden konnte, wie es im Kapitel 3.3.2.6 beschrieben wird, da sich ein Baumdiagramm als Darstellung eignet.

Im nächsten Schritt wurde das Material codiert. Die gesamten erhobenen Daten wurden nach den Kategorien codiert und systematisch analysiert. Im nächsten Abschnitt wird der genaue Vorgang beschrieben, wie die Kategorien gefunden und die Community map ausgewertet wurde.

3.3.2.10 Codebaum für die Community map „Jugendzentrum Steppenwolf“

Der folgende Abschnitt stellt das Kategoriensystem, Ankerbeispiele und die Kodierregeln vor, die im Rahmen der Community mapping Analyse des Graffiti-Workshops verwendet wurden. Die Kategorien dienen der strukturierten Auswertung der beobachteten Themen und Interaktionen.

Lernprozess während des Workshops

Kodierregel: Aussagen oder Beobachtungen, die auf individuelle Lernprozesse, Selbstbefähigung und Kreativität der Jugendlichen hinweisen.

Ankerbeispiel: Einer der teilnehmenden Jugendlichen hat während des Workshops gesagt, dass er nicht gedacht hätte, so etwas hinzubekommen, und dass das Ergebnis richtig gut aussehe.

Persönliche Identität und kulturelle Verbindungen

Kodierregel: Ausdruck von Identität, kulturellen Hintergründen oder Symbolen, die mit der Herkunft der Teilnehmenden verknüpft sind.

Ankerbeispiel: Ein Jugendlicher sprühte eine Palme auf die Wand und erklärte, dass ihn das an seine Heimat auf dem Balkan erinnere.

Bedeutung der Orte der Zielgruppen in St. Pölten

Kodierregel: Markierungen von Orten an der Community map, die von den teilnehmenden Jugendlichen mehrmals (Mehrfachnennungen) als Lieblingssort in ihrer Freizeit genannt wurden.

Unterkategorien:

Jugendzentrum Steppenwolf: Der Großteil der Jugendlichen wollte das Logo des Steppenwolfs sprayen, da dies ihr absoluter Lieblingssort ist.

Skatepark Ratzersdorfer See: Der Skaterpark eignet sich für die Jugendlichen in den wärmeren Monaten als konsumfreier Ort um ihre Freizeit zu verbringen und auch ihr Hobby das Skaten auszuüben.

Einkaufszentrum Traisenpark: In den kälteren Monaten des Jahres verbringen einige Jugendliche ihre Freizeit in der Chillarea des Einkaufszentrums, da die Bereiche beheizt und konsumfrei sind.

Parkhaus (Bahnhof): Einige Jugendliche gaben an, sich regelmäßig im Parkhaus aufzuhalten, um dort ihre Freizeit zu verbringen. Die Begründung dafür ist, dass dort wenige bis gar keine Personen anzutreffen sind und das Wetter keine Rolle spielt.

Öffentlich zugängliche Orte

Soziale Einrichtungen:

Kodierregel: Aussagen, die sich auf die Bedeutung, Nutzung und Wahrnehmung von sozialen Einrichtungen beziehen. Diese Kategorie umfasst sowohl positive als auch kritische Anmerkungen zu deren Funktion und Angebot.

Ankerbeispiel: Teilnehmer äußerten, dass sie ohne den Steppenwolf nicht wüssten, wo sie in ihrer Freizeit hingehen sollten. Sie sagten, dass sie zum FIFA-Spielen, Fußballspielen, Skaten, Billard

und auch Trainieren in den Steppenwolf kommen. Ein besonderes Merkmal des Jugendzentrums ist, dass die Jugendlichen ebenso ohne Freunde ins Haus kommen können und immer jemand da ist, sei es Personen der Zielgruppe oder Betreuer:innen.

Gesundheit: Fitness und Schwimmen

Kodierregel: Aussagen über Bedeutung, Nutzung und Wahrnehmung von Einrichtungen und Orten, die sich auf die Gesundheit und körperliche Aktivität beziehen.

Ankerbeispiel: Die Jugendlichen meinten, dass sie gerne das ganze Jahr über in das Fitnesscenter gehen. Ein Kritikpunkt ist, dass sie dafür bezahlen müssen. Im Sommer sind die meisten am Ratzersdorfer See anzutreffen. Dort gibt es laut den Jugendlichen Volleyballplätze, einen Basketballplatz und einen Fußballplatz. Viele fahren mit dem Fahrrad hin. Der See bietet kostenlosen Eintritt, was für die Jugendlichen besonders attraktiv ist.

Bildung / Arbeit:

Kodierregel: Aussagen, die sich auf Arbeitsplätze oder schulische Einrichtungen beziehen, welche von den Teilnehmenden als Lieblingsorte identifiziert wurden. Diese Kategorie berücksichtigt die emotionale Verbindung zu Orten, die typischerweise nicht als Freizeitorte wahrgenommen werden, aber aufgrund persönlicher Erfahrungen oder sozialer Bindungen von Bedeutung sind.

Ankerbeispiel: Ein Jugendlicher hat angegeben, dass sein Arbeitsplatz sein Lieblingsort ist. Keiner der Jugendlichen nennt die Schule als Lieblingsort.

Partizipation und Inklusion während der Projekte

Kodierregel: Beobachtungen zur Zusammensetzung der Gruppe und ihrer Interaktion.

Unterkategorien:

Co - Forschende:

Diversität der Teilnehmenden: Einige Teilnehmende waren Schüler der Sonderschulen St. Pölten, während andere bereits Absolventen dieser Schulen waren. Dies schuf eine Mischung aus verschiedenen Bildungs- und Lebenserfahrungen.

Geschlechtsspezifische Teilnahme: Ausschließlich männliche Jugendliche nahmen am Sprayen teil.

Bedeutung der künstlerischen Ausdrucksformen

Kodierregel: Bedeutung der gestalteten Wände und deren Funktion als öffentlich zugängliche Kunstwerke.

Ankerbeispiel: Dadurch, dass über 25 Jugendliche am Graffiti-Workshop teilgenommen haben und ihre Lieblingsorte in St. Pölten gesprayt haben, kann davon ausgegangen werden, dass die Jugendlichen generell ein Interesse an Kunst, Graffiti und an der Stadt St. Pölten zeigen. Sie hatten die Möglichkeit ihre wichtigsten Orte öffentlich darzustellen. Ein Jugendlicher sagte, dass er das Graffiti-Sprayen gerne professionell machen würde.

Politische und soziale Themen

Kodierregel: Inhalte oder Aussagen, die politische oder soziale Themen reflektieren, die während des Workshops diskutiert wurden.

Ankerbeispiel: Einige Jugendliche neigten dazu, politisch geprägte Symbole zu sprayen. Das haben sie aber nicht getan, da darauf hingewiesen wurde, dass sie ausschließlich Orte, die für sie von Bedeutung sind, sprayen sollten, um eine aussagekräftige Community map zu gestalten.

Herausforderungen und Konflikte

Kodierregel: Beobachtungen oder Aussagen, die auf Herausforderungen oder Konflikte während des Workshops hinweisen.

Ankerbeispiel: Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Betreuer:innen und Forschenden. Keine Konflikte mit Jugendlichen. Innerhalb der Zielgruppe gab es ebenfalls keine Auseinandersetzung oder Konflikte.

Abschließend lässt sich feststellen, dass sich die qualitative Inhaltsanalyse für diese Arbeit zur Auswertung der Daten gut geeignet hat. Vor allem die Entwicklung und die Anwendung von Kategorien ermöglichen es, dass es eine strukturierte Annäherung an das Material gibt. Mit dem methodischen Vorgehen als analytisches Fundament stellt sich nun die Frage, wie der Zugang zum Untersuchungsfeld gestaltet wurde und auf welchem Weg das relevante Datenmaterial erhoben werden konnte.

3.4 Zugang zum Feld

Frotzler, Valentina

Der Zugang zum Feld stellt in der qualitativen Sozialforschung eine zentrale methodologische und forschungspraktische Herausforderung dar. Er bildet nicht nur den Ausgangspunkt der Datenerhebung, sondern beeinflusst maßgeblich die Ausgestaltung des gesamten Forschungsprozesses (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2022:124). Dabei handelt es sich nicht um einen linear abzuarbeitenden Schritt, sondern um einen rekursiven und erfahrungsgeleiteten Prozess, der eine sensible Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld und dessen sozialen Dynamiken erfordert (vgl. ebd.:123).

Wie Przyborski und Wohlrab-Sahr betonen, ist Feldforschung insbesondere dann erfolgreich, wenn die Forschenden Präsenz zeigen, Interesse signalisieren und Beziehungen zu potenziellen Gesprächspartner:innen aktiv aufbauen. Der Zugang wird erleichtert, wenn Forscher:innen über persönliches Engagement, wiederkehrende Anwesenheit und das Erkennen von Relevanzstrukturen innerhalb des Feldes Vertrauen aufbauen können (vgl. ebd.:138). Die Autorinnen warnen zudem davor, Feldzugänge zu sehr zu verkürzen oder zu standardisieren, da qualitative Forschung in besonderem Maße vom kontextbezogenen Verstehen lebt und eine flexible Anpassung der Forschungsschritte verlang. Ein fundierter Zugang zum Feld setzt daher nicht nur theoretisches Wissen, sondern auch methodische Übung voraus. Methoden können nicht ausschließlich durch Lektüre, sondern müssen durch praktische Erfahrung erprobt und reflektiert werden (vgl. ebd.:138f.). Diese Perspektive unterstützt die Forderung, Feldzugänge stets als Teil eines umfassenden Forschungsdesigns zu verstehen, das rekursiv mit der Fragestellung, den Methoden und der Theoriebildung verschränkt ist (vgl. ebd.:124f.).

Im Rahmen unserer Masterarbeit wurden drei Teilprojekte durchgeführt, deren jeweiliger Feldzugang spezifisch ausgestaltet wurde. Im Zentrum standen Jugendliche, Menschen mit Behinderung sowie Frauen mit Fluchterfahrung – Zielgruppen, die in vielen gesellschaftlichen Kontexten von struktureller Ausgrenzung betroffen sind. In allen Fällen war ein dialogischer Zugang erforderlich, der auf partizipativer Beziehungsgestaltung, informellen Kontakten und Kooperation mit Fachkräften vor Ort basierte. Die nachfolgenden Kapitel zeigen auf, wie sich diese Zugänge konkret gestalteten und welche forschungspraktischen Erkenntnisse sich daraus ableiten lassen.

3.4.1 Zugang zum Feld Jugendliche

Frotzler, Valentina

Der Zugang zum Feld der Jugendlichen wurde von uns – Dario Oblak und mir – im Rahmen der gemeinsamen Forschungstätigkeit gestaltet. Beide verfügen wir über mehrjährige praktische Erfahrungen in der Arbeit mit Jugendlichen. Dario Oblak ist seit mehreren Jahren als Jugendarbeiter beim Verein Wiener Jugendzentren tätig, während ich als Sozialpädagogin in einer Wohngruppe für psychisch erkrankte Jugendliche in Wien arbeite. Unsere beruflichen Hintergründe und das gemeinsame Interesse an partizipativen Methoden führten dazu, dass wir uns im Forschungsprozess auf die Zielgruppe der Jugendlichen fokussierten.

Im Zuge der Entwicklung unserer Forschungsidee wurden wir durch Gespräche mit unseren Betreuerinnen Hanna Vettori und Katharina Auer-Voigtländer auf das Jugendzentrum Steppenwolf in St. Pölten aufmerksam gemacht. Nach einer ersten informellen Stadtbegehung entschieden wir uns, das Jugendzentrum Steppenwolf als möglichen Kooperationspartner anzufragen. Der Erstkontakt erfolgte im Jänner 2024 per E-Mail, woraufhin wir am 23. Februar 2024 das Jugendzentrum erstmals persönlich besuchten. Dieses erste Kennenlernen ermöglichte es uns, einen umfassenden Einblick in die Einrichtung, ihre Angebote und die Zielgruppe zu gewinnen. Bereits im ersten Gespräch mit der Jugendzentrumsleitung konnten wir unsere Projektidee vorstellen und stießen auf ein großes Interesse.

Es wurde vereinbart, dass wir ein Grobkonzept für einen partizipativen Graffiti-Workshop ausarbeiten, der im Rahmen unserer Forschung umgesetzt werden sollte. In den darauffolgenden Wochen entwickelten wir gemeinsam mit dem Team des Steppenwolfs die inhaltlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen für den geplanten Workshop weiter. Durch die konstruktive Zusammenarbeit

und die Offenheit der Fachkräfte vor Ort gelang es, eine gute Vertrauensbasis aufzubauen und einen niederschweligen Zugang zu den Jugendlichen zu ermöglichen.

Neben den persönlichen Absprachen gestalteten wir einen Projektflyer, der zur Bewerbung des Workshops im Jugendzentrum ausgehängt wurde. Die Unterstützung der Jugendarbeiter:innen des Steppenwolfs war dabei maßgeblich, um den Zugang zu den Jugendlichen erfolgreich zu gestalten.

Der Community Map-Workshop fand am 4. Oktober 2024 ab 14:00 Uhr im Jugendzentrum Steppenwolf statt und bot den Jugendlichen die Möglichkeit, sich im Rahmen eines kreativen Graffiti-Projekts mit ihrem Sozialraum auseinanderzusetzen. Durch den offenen Zugang und die partizipative Ausrichtung konnten die Jugendlichen aktiv an der Gestaltung des Projekts mitwirken und ihre Lebenswelt sichtbar machen.

3.4.2 Zugang zum Feld Menschen mit Behinderung

Schut, Pascal

Langjährige praktische Erfahrungen in der Betreuung von Menschen mit Behinderungen bilden den Hintergrund meines Teils dieser Arbeit. Erste Berührungspunkte ergaben sich bereits im Rahmen musikpädagogischer Tätigkeiten an Sonderschulen in den Niederlanden. In Österreich erfolgte der weitere berufliche Werdegang im Kinder- und Jugendbereich, unter anderem bei der Caritas Wien sowie in einer Schwerpunktwohngemeinschaft der Lebenshilfe Niederösterreich. Diese Tätigkeiten ermöglichten tiefe Einblicke in die Lebensrealitäten von Menschen mit Behinderungen und förderten ein differenziertes Verständnis ihrer gesellschaftlichen Stellung – oder genauer: jener Position, die ihnen innerhalb des Gemeinwesens oftmals zugeschrieben wird. Insbesondere die Arbeit mit erwachsenen Menschen, die neben einer hohen Pflegestufe auch herausfordernde Verhaltensweisen zeigen, verdeutlichten für mich die vielfältigen Formen sozialer Ausgrenzung, mit denen diese Personengruppe konfrontiert ist.

Im Oktober 2023, auf der Suche nach einer geeigneten Forschungsfrage, trat ich mit Thomas Dobousek in Kontakt, dem Vorsitzenden der SPÖ Ebreichsdorf und Diplomierten Gesundheits- und Krankenpfleger (DGKP) in Wiener Krankenhäusern. Dobousek setzt sich für eine kommunale Umsetzung inklusiver und sozialer Maßnahmen ein und kritisiert die verbreitete Vorstellung, dass diese ausschließlich auf Bundes- oder Landesebene geregelt werden sollten. Dort verfolgt man parteiübergreifende Ansätze zur Inklusion von Menschen mit Behinderung, zum Beispiel mittels eines

Fünf-Fragen-Systems, mit dem Menschen in schwierigen Lebenslagen schnell Zugang zu Härtefallfonds oder individuellen Gesundheitskonzepten erhalten. Zudem werden öffentliche Bauprojekte konsequent barrierefrei gestaltet, wobei die direkte Mitwirkung von Menschen mit Behinderungen als wesentlich für eine bedarfsgerechte Umsetzung erachtet wird. Ein zentrales Projekt stellt das „Rat.Haus“ dar, das durch Sozialarbeiter:in und Psychotherapeut:innen unmittelbare Unterstützung bietet. Ergänzend dazu schafft ein Begegnungscafé Raum für Arbeitsgruppen, darunter eine monatliche Inklusionsarbeitsgruppe, die Bürger:innen die Möglichkeit gibt, ihre Anliegen auf politischer Ebene zu artikulieren.

Der Zugang in St. Pölten wurde, nachdem wir eine geeignete Forschungsfrage und geeignetes Forschungsfeld gefunden hatten, vorwiegend durch den Versand von E-Mails an eine Vielzahl potenzieller Akteur:innen im November 2023 hergestellt. Eine der Personen, die auf diese Anfrage reagierte, war Helene Macho, Direktorin der Allgemeinen Sonderschule (ASO) Süd im Stadtteil St. Georgen. Nach einem mehrmaligen E-Mail-Austausch kam es am 14. Februar 2024 zu einem persönlichen Treffen in einem Café in St. Pölten. Dieses Gespräch erwies sich als entscheidend für den Zugang zum Feld, da Frau Macho nicht nur tief in das Thema Inklusion und Gemeinwesenarbeit eingebunden ist, sondern auch über umfangreiche praktische Erfahrung verfügt. Sie leitete über mehrere Jahre hinweg das Gemeinwesenarbeitsprojekt "Mini-Club 81", das die Inklusion von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung förderte. Nach diesem ersten Treffen kamen wir noch mehrmals zusammen, sowohl im Café als auch direkt in der Sonderschule. Bei jeder dieser Begegnungen gewann ich neue Erkenntnisse – sei es durch Informationen über den Mini-Club 81, durch die Vermittlung neuer Kontakte oder schlicht durch Impulse, die mich zu weiterführenden Überlegungen anregten.

Die weiteren Kontakte wurden vor allem durch Internetrecherchen – beispielsweise zum Wohnhaus Domiziel – oder durch Hinweise von Frau Macho, wie etwa die Empfehlung, sich mit Josef Schoisengeyer auszutauschen, hergestellt.

Eine Ausnahme bildet Mag. Martina Eigelsreiter, die ich erstmals während der Inklusionswoche 2024 an der Fachhochschule St. Pölten traf und der ich später erneut beim 1. Inklusiven Sporttag begegnete. Während dieser Veranstaltung hatten wir ein ausführliches Gespräch, in dessen Verlauf wir vereinbarten, uns in der darauffolgenden Woche im Büro für Diversität zu treffen. Dieses Treffen bot eine Gelegenheit für einen vertiefenden Austausch in einem weniger formellen Rahmen, da ich den Inklusiven Sporttag primär im beruflichen Kontext besucht hatte.

Im Gegensatz zum relativ direkten Zugang zu den Akteur:innen im Bereich Menschen mit Behinderung war der Zugang zum Feld von Frauen mit Fluchterfahrung mit zusätzlichen Herausforderungen verbunden, die im Folgenden näher erläutert werden.

3.4.3 Zugang zum Feld Frauen mit Fluchterfahrung

Arthofer, Anjali Siri

Im folgenden Kapitel soll ein Überblick über den Zugang und den Weg ins Feld, mit Fokus auf Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten, vermittelt werden. Dieser Zugang gestaltete sich zu Beginn einigermaßen hürdenreich und gelang schlussendlich mit dem Kontakt zur Diakonie St. Pölten.

Im März 2024 wurde erstmal Kontakt zu Wian, einer Multiplikatorin, die aktiv beim Diversity Café mitgewirkt hatte, aufgenommen. Der Kontakt wurde mir durch unsere Professorin Hanna Vettori vermittelt. Ein persönliches Treffen mit Wian war jedoch aufgrund unterschiedlicher Berufszeiten nicht möglich, daher erfolgte am 04.04.2024 ein telefonisches Gespräch. Wian war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr beim Diversity Café tätig, sondern arbeitete bei der Tangente St. Pölten und war in unterschiedlichen kulturellen Projekten involviert. Ich erzählte ihr in groben Zügen von unserem Projekt und dass ich auf der Suche nach Teilnehmerinnen für meine Forschungsfrage wäre. Wian ist sehr gut vernetzt in St. Pölten und hat viele Kontakte im Sozialbereich, der Kulturszene und in privaten Gruppen. Sie ist auch in verschiedenen WhatsApp-Gruppen aktiv und bot uns an, Veranstaltungen oder etwaige Workshops in diesen Gruppen zu teilen, um Teilnehmerinnen für unsere Forschung zu gewinnen. Da Wian selbst jedoch bei keiner Organisation tätig ist und Teilnehmerinnen nur über ihre WhatsApp-Gruppen zu gewinnen gewesen wären, schien der Versuch, eine Organisation für unsere Forschung zu gewinnen, in erster Linie sinnvoller. Dennoch einigten wir uns darauf, in Austausch zu bleiben.

In weiterer Folge wurde im April 2024 per E-Mail mit Qualify for Hope, einer Organisation, die Mädchen und junge Frauen bei der Vorbereitung ihrer weiteren schulischen/ beruflichen Weiterbildung unterstützt und fördert, Kontakt aufgenommen. Kurz darauf kam die Rückmeldung von Juliana Eusse, der zuständigen Projektleiterin, dass unser Masterprojekt in der Institution präsentiert werden könne, um Teilnehmerinnen in ihrer Freizeit für das Forschungsprojekt zu gewinnen. Eine Kooperation, im Rahmen des Kursprogramms von Qualify for Hope, war jedoch nicht möglich, da das Sozialministerium als Fördergeber dem nicht zugestimmt hatte. Wir vereinbarten

schließlich einen Termin am 18.07.2024 direkt bei Qualify for Hope. Es wurde ein Raum von 09:00-10:00 Uhr zur Verfügung gestellt, indem sich alle Teilnehmerinnen sowie die Trainerinnen und die Projektleitung Juliana Eusse einfanden. Ich stellte mich und das Masterprojekt vor und ging detaillierter auf meine spezifische Forschungsfrage sowie auf die partizipative Forschungsmethode Photovoice ein. Es war eine besondere Herausforderung, die Inhalte in verständlicher leichter Sprache zu vermitteln. Die Trainerinnen sowie Juliana Eusse unterstützten mich dabei, mein Anliegen den Teilnehmerinnen näherzubringen. Diese ließen sich jedoch bei diesem ersten Treffen nicht motivieren, an einer Forschung in ihrer Freizeit teilzunehmen. Juliana Eusse hingegen schien sehr an dem Photovoice-Workshop interessiert zu sein. Ihr Vorschlag als Alternative war, dass die Teilnehmerinnen mit den Trainerinnen einen Photovoice-Workshop machen könnten, um mir dann die Fotos weiterzuleiten. Dieser Vorschlag erschien mir jedoch nicht sinnvoll, da es den partizipativen Charakter dieser Methode ad absurdum führen würde und der Forschungsprozess damit nicht von uns Studierenden begleitet werden könnte. Wir einigten uns, in Kontakt zu bleiben und dass ich mich nach Rücksprache mit meiner Betreuerin wieder melden würde. Nachdem ich schließlich einen Kontakt zur Diakonie aufbauen konnte, beschloss ich den Photovoice-Workshop dort anzubieten und durchzuführen. Juliana Eusse schrieb ich nach ein paar Wochen später bezüglich eines Interviews an, sie sagte aus Zeitgründen und Umstrukturierungsprozessen in der Organisation jedoch ab.

Im Juni 2024 wandte ich mich schließlich per Mail an das IBZ (Integrations-und Bildungszentrum), einer Einrichtung der Diakonie St. Pölten, um eine Anfrage bezüglich einer Zusammenarbeit und der Durchführung eines Photovoice-Workshops zu stellen. Die Diakonie erschien mir als Feldzugang besonders geeignet, da die Zielgruppe Menschen mit Fluchterfahrung in St. Pölten umfasst und die Diakonie ein breites (Beratungs-)Angebot für Geflüchtete anbietet. Der erste Kontakt fand mit Samara Albini, einer Betreuerin der Diakonie, statt. Sie vermittelte Interesse an dem Projekt, da innerhalb der Diakonie auch das Gemeinwesenprojekt „Miteinander leben – Werte teilen“ angesiedelt ist. Dies war mir im Vorhinein nicht bewusst, traf sich allerdings besonders günstig für unsere Masterarbeit, welche dieses Thema behandelt. Sie lud mich zur Teamsitzung am 07.08.2024 des Gemeinwesenprojekts ein, bei welcher ich unser Forschungsprojekt und speziell die Photovoice-Methode vorstellen konnte. Im Zuge dessen lernte ich die Einrichtungs- und Projektleitung Belina Diem kennen und auch wir vernetzten uns. Nachdem Interesse an einer Zusammenarbeit von beiden Seiten bestand, besprachen wir die Rahmenbedingungen und den Ablauf des Workshops. Im Zuge dessen einigten wir uns darauf, dass ich einen Flyer für potenzielle Teilnehmerinnen erstellen und die Diakonie im Zuge ihres Beratungsangebots den Workshop

bewerben würde. Die weitere Kommunikation verlief größtenteils über E-Mail und ich fragte Samara und Belina ebenso für ein Expertinnen-Interview an. Nachdem ich einen Flyer erstellt und wir uns auf einen Termin geeinigt hatten, stand alles für den ersten Workshop bereit, welcher in Kapitel 3.2.2 bereits beschrieben wurde.

Wie sich zeigt gestaltete sich der Zugang ins Feld, je nach Zielgruppe, unterschiedlich.

Nach diesen Einblicken in die Zugänge zu den unterschiedlichen sozialen Feldern St. Pöltns, von Jugendlichen über Menschen mit Behinderung bis hin zu Frauen mit Fluchterfahrung, soll im nächsten Kapitel ethischen Fragen zu unserer Forschung und den Zielgruppen nachgegangen werden.

3.5 Ethische Fragen

Schut, Pascal

Da wir in diesem Projekt mit Menschen zusammenarbeiten, die marginalisierten Gruppen angehören, und auch in erster Linie über (und nicht gemeinsam mit) sie schreiben, ergeben sich zahlreiche ethische Fragestellungen. Natürlich haben wir alle Teilnehmenden, Co-Forschenden, Interviewpartner:innen und andere Beteiligte eine Datenschutzerklärung unterschreiben lassen und uns somit rechtlich abgesichert. Doch damit sind die ethischen Fragen keineswegs vollständig geklärt. Vielmehr bleibt es notwendig, über die reine rechtliche Absicherung hinaus eine reflektierte, respektvolle und verantwortungsvolle Herangehensweise sicherzustellen.

Laut Maria Maiss ist ethisches Bewusstsein ein grundlegender Bestandteil und ein wesentlicher Aspekt der Qualität professioneller Sozialarbeit. Grundsätzlich befassen sich sowohl Ethik als auch Sozialarbeit mit der Gestaltung des Raums zwischen der eigenen Person und anderen Menschen (vgl. 2010:39). Sie argumentiert, dass eine häufig genutzte Strategie zur Selbstverteidigung darin besteht, schwierige Situationen zu vermeiden, indem man sie an Kolleg:innen oder andere Dienste weiterleitet. Gleichzeitig betont sie die Bedeutung der Fürsorge für sich selbst als professionelle Pflicht, um einem Burnout vorzubeugen (vgl. ebd.:40).

Auch wenn unsere eigenen Situationen und Fragestellungen nicht von solcher Dringlichkeit waren, dass sie uns mental belasteten, ist es dennoch unabdingbar, die ethischen Fragestellungen, denen wir begegnet sind oder die wir antizipierten, kritisch zu hinterfragen. Dies setzt die Fähigkeit voraus,

sich fortlaufend und reflektiert mit den eigenen normativen Wert- und Bewertungsschemata auseinanderzusetzen. Diese beeinflussen Entscheidungen häufig auf subtile Weise. Durch die kritische Prüfung und Reflexion der eigenen Werte wird es möglich, sich ihrer Wirkung bewusster zu werden. So kann verhindert werden, diese unreflektiert auf andere zu übertragen (vgl. ebd.:42).

Die erste ethische Fragestellung, mit der wir konfrontiert wurden – und die meiner Ansicht nach bei jeder Form partizipativer Forschung auftritt – betraf die Frage, inwiefern es legitim ist, dass wir, aus einer Situation heraus, in der wir uns automatisch in einer Machtposition befinden, an Menschen herantreten und ihnen etwas anbieten (etwa einen Workshop, ein Interview oder ein offenes Gespräch), dabei jedoch letztlich aus einer stark eigennützigen Motivation heraus agieren. Niemand von uns wäre auf die Idee gekommen, im Rahmen eines Graffiti-Workshops mit Jugendlichen in einem Jugendzentrum in St. Pölten eine Community map zu erstellen, wenn wir nicht das Ziel verfolgt hätten, diese Masterarbeit fristgerecht abzuschließen und unseren Studienabschluss zu erlangen.

Zweifellos war das Ergebnis auch für die Jugendlichen eine positive und bereichernde Erfahrung. Dennoch war unser Handeln klar zielgerichtet, und dieses Ziel bestand nicht darin, den Jugendlichen lediglich einen spannenden Tag zu ermöglichen, ihnen etwas beizubringen oder ihnen die Gelegenheit zu geben, nach Hause zu gehen und zu sagen: ‚Wow, das war großartig, ich habe heute zum ersten Mal legal Graffiti gesprüht!‘ Nein, unser primäres Ziel war es, Daten zu erheben. Wir wollten untersuchen, ob eine künstlerische Ausdrucksform wie Graffiti und ein partizipativer Ansatz wie Community mapping tatsächlich Potenziale für die Inklusion von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung im Gemeinwesen von St. Pölten bieten kann. Alle weiteren positiven Aspekte – das Angenehme, das Bereichernde, das, was auch uns selbst Freude bereitete – wurden am Ende ebenfalls zu Datenmaterial. Auch wenn wir diese Momente miterlebten und wertschätzten, dienen sie innerhalb der wissenschaftlichen Untersuchung vor allem der Untermauerung unseres Forschungsziels. Daraus ergibt sich die zentrale Reflexion, inwiefern und auf welche Weise wir diese Zielorientierung mit den ethischen Ansprüchen an partizipative Forschung in Einklang bringen können.

Das Gleiche gilt auch für die von uns durchgeführten Interviews: Auch sie waren stark zielgerichtet. Es handelte sich um Leitfadeninterviews, die relativ strukturiert und dadurch teilweise unnatürlich wirkten. Zudem wurden sie über die Betroffenen und nicht mit ihnen geführt. Genau dieser Punkt stellte für mich persönlich ein zentrales Thema dar. Betrachtet man das Vorhaben ausschließlich

unter dem Aspekt der Datenerhebung und der Zielsetzung des jeweiligen Tages – nämlich die Leitfragen möglichst umfassend für eine gesamte Zielgruppe zu beantworten – erscheint es zunächst ‚effizienter‘, die Leiterin eines Wohnheims, in dem mehr als 50 Menschen mit Behinderung leben, zu befragen, anstatt eine:n einzelne:n Bewohner:in selbst zu interviewen. Die Leiterin kann schließlich für die gesamte Gruppe sprechen (oder beansprucht es zumindest), während ein:e Bewohner:in lediglich die eigene, individuelle Perspektive schildern kann.

Doch genau hier offenbart sich ein erheblicher ethischer Konflikt. Mit der Entscheidung für die vermeintlich ‚effektiveren‘ Option habe ich die Perspektiven der direkt Betroffenen zugunsten einer verallgemeinerten Darstellung geopfert. Es stellt sich die grundlegende Frage, ob wir auf diese Weise nicht unbeabsichtigt die Stimmen jener Personen marginalisieren, um die es in der Forschung eigentlich gehen sollte. Dabei sollte auch berücksichtigt werden, dass diese Masterarbeit einen Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs leisten soll, von dem sowohl die Zielgruppe als auch die beteiligten Organisationen profitieren sollen.

„Okay, aber warum hast du dann nicht beides gemacht? Die Leiterin interviewt und mindestens eine:n Bewohner:in?“ – Eine berechtigte Frage! Rückblickend hätte ich das selbstverständlich tun sollen. Damals jedoch habe ich es für mich so eingeordnet, dass ich es nicht verantworten konnte, eine Person im Grunde genommen nur als Forschungsgegenstand zu betrachten. Zudem wusste ich nicht, wie ich ein solches Gespräch hätte führen sollen, ohne die Person letztlich doch auf die Rolle eines Forschungsgegenstandes zu reduzieren oder ihr zumindest das Gefühl zu vermitteln, lediglich Objekt der Forschung zu sein. Ursprünglich hatte ich mir vorgenommen, mich insbesondere auf Menschen mit komplexen, mehrfachen Behinderungen in St. Pölten zu konzentrieren. Dabei stellte sich jedoch heraus, dass es in St. Pölten gar kein Wohnhaus für diese Personengruppe gibt. Das bedeutet, dass diese Menschen in der Regel bei ihren Eltern, einem Elternteil oder anderen Angehörigen leben. Und wenn das nicht möglich ist, dann leben sie schlichtweg nicht in St. Pölten. So einfach ist das.

In der gesamten Stadt existiert keine Wohnmöglichkeit für Menschen ab Pflegestufe 6, die nicht ‚zu Hause‘ wohnen können. Diese Personen sind gezwungen, St. Pölten zu verlassen. Die nächstgelegene theoretische Option wäre 20 Kilometer entfernt in Oberwölbling, doch die Wahrscheinlichkeit, dass dort ein Platz verfügbar ist, liegt nahezu bei null. Wird dort kein Platz gefunden, muss weitergesucht werden – etwa in Kilb, Krems, Lilienfeld, Chorchern oder sogar noch weiter entfernt.

Erst während des Interviews im Wohnhaus Domiziel wurde mir bewusst, dass dort ‚nur‘ Menschen bis maximal Pflegestufe 5 betreut werden können. Dies mag zwar keine zwingende Begründung dafür sein, weshalb ich nicht auch eine Person mit Pflegestufe 3 hätte interviewen können, doch ich hatte den Eindruck, dass dies ein verzerrtes Bild ergeben würde. Die Tatsache – oder zumindest der Anschein – ist, dass Menschen mit Behinderung ab einer bestimmten Pflegestufe, die nicht das „Privileg“ haben, von ihren Familien versorgt zu werden, sei es durch ausreichenden Wohnraum, finanzielle Mittel oder andere Ressourcen, in St. Pölten, unserem Forschungsfeld, schlichtweg nicht leben können. Die Frage, wie sichergestellt werden kann, dass Menschen mit Behinderung als Expert:innen ihrer eigenen Lebensrealität eingebunden werden, anstatt in einer passiven Rolle zu verbleiben, blieb somit unbeantwortet.

Ein weiteres zentrales Thema war die Frage, wie verhindert werden kann, dass Machtasymmetrien zwischen Forschenden und marginalisierten Gruppen die Ergebnisse oder die Teilhabe beeinflussen. Wie wird sichergestellt, dass die Teilnahme nicht mit der Erwartung verknüpft wird, finanzielle oder soziale Vorteile zu erhalten? In unserer Arbeitsgruppe haben wir intensiv diskutiert, ob und wie wir die Jugendlichen im Rahmen des Graffiti-Workshops ‚anlocken‘ sollten, um sicherzustellen, dass wir genügend Datenmaterial gewinnen können. Es gab Überlegungen, ihnen eine Gegenleistung für die Teilnahme anzubieten – etwa eine Geschenkkarte oder eine andere Form der Entschädigung. Alternativ stand die Idee im Raum, Snacks und Getränke bereitzustellen.

Schließlich entschieden wir uns bewusst für Letzteres. Wir wollten vermeiden, dass die ohnehin bestehenden Machtasymmetrien noch weiter verstärkt werden. Hätten wir uns als großzügige Gebende inszeniert, die den Jugendlichen Amazon-Geschenkkarten überreichen, hätten wir nicht nur die Beziehung verzerrt, sondern auch die Ergebnisse verfälscht. Unsere ursprüngliche Forschungsfrage „Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion von marginalisierten Gruppen in der Stadt St. Pölten?“ hätte sich dann ebenso gut in „Welche Potenziale bietet das Austeilen von Amazon-Geschenkkarten für die Inklusion von marginalisierten Gruppen in der Stadt St. Pölten?“ verwandeln können.

Auch wenn wir uns natürlich über die Sicherheit gefreut hätten, dass die Jugendlichen am Workshop teilnehmen, war diese Form des ‚Anreizes‘ für uns eine Grenze, die wir bewusst nicht überschreiten wollten. Daher wählten wir eine minimalinvasive Herangehensweise und entschieden uns dafür,

lediglich Snacks und Getränke bereitzustellen, um die Machtverhältnisse nicht weiter zu verzerren und die Authentizität der Ergebnisse bestmöglich zu bewahren.

4 Theoretische Grundlagen

Oblak, Dario Roman

Dieses Kapitel widmet sich der theoretischen Fundierung der zentralen Konzepte dieser Arbeit. Im Fokus dabei stehen die drei Bezugsrahmen 4.1.1 Gemeinwesenarbeit (GWA), 4.1.2 Partizipation und 4.1.3 Inklusion, die nicht nur das theoretische Fundament, jedoch zugleich den Handlungsrahmen der empirischen Untersuchung bilden. Das Ziel des Kapitels 4 ist es, ein tieferes Verständnis der Konzepte zu schaffen. Wichtig ist, dass die Relevanz für die Soziale Arbeit und für die gemeinwesenorientierte Praxis aufgezeigt werden. Darüber hinaus werden theoretische Perspektiven zur Lebensphase Jugend im Kapitel 4.2 sowie zur sozialräumlich orientierten Offenen Kinder- und Jugendarbeit eingebunden, um den thematischen Rahmen der Forschungsarbeit weiter zu kontextualisieren. Die folgenden Abschnitte gliedern sich wie folgt: Zu Beginn wird die Gemeinwesenarbeit als konzeptionelles Arbeitsprinzip innerhalb der Sozialen Arbeit behandelt. Im Anschluss daran folgt die Auseinandersetzung mit dem Partizipationsbegriff und seinen unterschiedlichen Dimensionen. Darauf aufbauend wird das Konzept der Inklusion diskutiert und kritisch beleuchtet. Ergänzt wird das Kapitel durch eine theoretische Betrachtung der Jugendphase, der Offenen Kinder- und Jugendarbeit so wie deren sozialräumlicher Ausrichtung.

4.1 Grundlegende Konzepte

In diesem Kapitel werden zunächst die grundlegenden theoretischen Konzepte der Gemeinwesenarbeit, der Partizipation und der Inklusion vorgestellt sowie deren Relevanz für diese Arbeit erörtert. Dies soll einem tieferen Verständnis für diese Konzepte dienen und Aufschluss über die Bedeutung dieser Forschung liefern.

4.1.1 Gemeinwesenarbeit

Anjali Siri Arthofer

Das folgende Kapitel widmet sich der Gemeinwesenarbeit (GWA) als Handlungsfeld und Arbeitsprinzip der Sozialen Arbeit sowie deren Entstehungsgeschichte, Stärken und Schwächen, den Unschärfen zu verwandten Begriffen sowie der Relevanz des Themas für diese Masterarbeit.

Vorweg sei zu erwähnen, dass GWA als Konzept nicht ausschließlich der Sozialen Arbeit zuzuschreiben ist, sondern sich in unterschiedlichen Fachbereichen wie der Pädagogik, der Architektur oder der Landschaftsplanung wieder findet. Dies hat zur Folge, dass in verschiedenen Disziplinen unterschiedliche Begriffe und Zugänge gewählt und umgesetzt werden, was die Unschärfe der Begrifflichkeit verdeutlicht und worauf an späterer Stelle noch näher eingegangen wird (vgl. Sing 2013:213). In dieser Arbeit wird der Blick auf Gemeinwesenarbeit jedoch aus sozialarbeiterischer Perspektive gerichtet.

GWA als großes Handlungsfeld der Sozialen Arbeit hat den Anspruch „die Entwicklung gemeinsamer Handlungsfähigkeit und kollektives Empowerment bezüglich der Gestaltung bzw. Veränderung von infrastrukturellen, politischen und sozialen Lebensbedingungen“ zu fördern (Stövesand / Stoik 2013:16). Besonders häufig werden dabei Themen wie Arbeit, Wohnen, Gesundheit, Existenzsicherung oder Bildung im Zuge von GWA behandelt. Politische Einflussnahme zu erlangen, um einen strukturellen Wandel herbeizuführen, ist daher ein wesentlicher Aspekt der GWA, um Veränderungsprozesse anzuregen. Primäres Ziel der GWA ist die Verbesserung sozioökonomischer Lebensumstände benachteiligter Bevölkerungsgruppen durch die aktive Beteiligung dieser an relevanten Entscheidungs- und Veränderungsprozessen. Partizipation, Empowerment und Selbstorganisation der Adressat:innen sind dabei als wesentliche Eckpfeiler der GWA zu verstehen (vgl. Stövesand 2019). Um diese Ziele zu erreichen, bedarf es nach Riede (vgl. Riede 2019:70) eines niederschweligen Zugangs in der Nachbarschaft. Sie führt dazu weiter aus:

„Im Rahmen der Gemeinwesenarbeit werden die Menschen vor Ort als Expert*innen ihrer eigenen Lebenssituation betrachtet. Gemeinwesenarbeiter*innen agieren präventiv, proaktiv und problemlösend durch die rechtzeitige Stärkung der Ressourcen Einzelner, von Beziehungen oder materiellen und infrastrukturellen Bedingungen“ (ebd.).

An dieser Stelle wird die Relevanz der Gemeinwesenarbeit für diese Masterarbeit sichtbar, da insbesondere benachteiligte Gruppen wie Jugendliche (siehe Kapitel 2.1), Menschen mit Behinderung

(siehe Kapitel 2.2) und geflüchtete Frauen (siehe Kapitel 2.3), mittels Gemeinwesenarbeit in ihrer Teilhabe gestärkt werden können.

Nachfolgend soll die Entstehung von GWA beleuchtet werden und aktuelle GWA-Projekte zur Veranschaulichung vorgestellt werden.

4.1.1.1 Historischer Bezug und aktuelle Projekte

Die Wurzeln der GWA liegen in den Settlements der USA und Großbritannien des 19. Jahrhunderts. Diese entstanden im Zuge der Industrialisierung und der damit einhergehenden Verelendung und der rasanten Veränderung der Städte. Die Settlements wurden in städtischen Armutsquartieren angelegt in denen sich vermehrt der bürgerliche Mittelstand niederließ. Toynbee Hall als erstes Settlement, gegründet 1884 in London, stand für die Idee der Durchmischung verschiedener Klassen durch die vermehrte Ansiedlung bürgerlicher Student:innen in den von Armut betroffenen Vierteln. Dieser Prozess sollte zu mehr gegenseitigem Verständnis führen sowie soziale Fragen aufwerfen. Ein weiterer Wegbereiter der GWA war das Hull House in Chicago, welches 1889 von Jane Addams mitbegründet wurde. Addams sah die Probleme nicht in den Menschen verortet, sondern in den vorherrschenden Gegebenheiten. Das Hull House zeichnete sich sowohl durch existenzielle Unterstützungsleistungen wie auch Bildungs- und Kulturangebote sowie infrastrukturelle Verbesserungen aus. Bis heute gilt das Hull House als besonders feministisches und interkulturelles Beispiel gelungener Gemeinwesenarbeit (vgl. Stövesand 2019).

In Österreich etablierte sich die GWA in den 1970er-Jahren und orientierte sich stark an den Settlements des 19. Jahrhunderts. Mit der 68er-Bewegung traten vermehrt Themen wie Feminismus, Umweltschutz und Menschenrechte in den Fokus, die zugleich die GWA beförderten und die unterschiedlichen Interessensgruppen ermächtigten. In den 1980er Jahren entstanden erste Nachbarschaftszentren, so wie das Stadtteilzentrum „Am Schöpfwerk“ in Wien, welches bis heute ein vorbildhaftes GWA-Modell in Österreich repräsentiert.

Auch wenn die Hochphase der GWA in den 70ern zu verorten ist, gewinnt GWA aktuell wieder zunehmend an Bedeutung in Österreich, wie sich in zahlreichen Projekten zeigt (vgl. Sing 2013:213f). Einige dieser Projekte finden sich in Wien und Umgebung wie die Caritas Stadtteilarbeit, die Grätzleltern, Community Cooking in der Brotfabrik sowie der Garten der Begegnung in Traiskirchen, um nur einige zu nennen (vgl. Brotfabrik o.A.; Caritas o.A., o.A.; Garten der Begegnung o.A.). Ebenso finden sich in der Stadt St. Pölten, dem dieser Arbeit zugrundeliegender Forschungsraum,

einige gemeinwesenorientierte Ansätze. Diese werden in Projekten wie dem „Büro für Diversität“, „KulturhauptSTART“, dem „Diversity Café“ (vgl. Drochter et al. 2020:340), dem Jugendzentrum Steppenwolf (vgl. St. Pölten o.A.), sowie dem Projekt „Miteinander leben - Werte teilen“ der Diakonie (vgl. Diakonie o.A.), auf welche im Kapitel 3.4 und 2.3.4 bereits näher eingegangen wurde, sichtbar. Wie sich zeigt existieren bereits einige gemeinwesenorientierte Ansätze, allerdings noch kein eindeutig etabliertes GWA-Projekt in St. Pölten (vgl. Drochter et al. 2020:341). Auch die FH St. Pölten nimmt eine wichtige Rolle in der Entwicklung und Förderung von Gemeinwesenarbeit in der Stadt St. Pölten ein. Dies zeigt sich besonders in unterschiedlichen (Master-)Projekten der letzten Jahre zum Thema Gemeinwesenarbeit, wie zum Beispiel „Gemeinwesenarbeit – neu gedacht und selbst-organisiert“ (ebd.) oder „Nachbarschaft stärken – Gemeinschaft leben“ (vgl. FHSTP o.A.). In die Forschung zu Gemeinwesenarbeit im Sozialraum St. Pölten reiht sich auch diese Masterarbeit ein.

Trotz dieser Zunahme an GWA-Ansätzen mangelt es nach Sing an unzureichender Vernetzung der unterschiedlichen GWA-Projekte. Sie plädiert für eine Plattform mit Lobbyarbeit für Gemeinwesenarbeit, wie sie bereits auch in Deutschland etabliert ist (vgl. Sing 2013:213-217). Diese Vernetzung unterschiedlicher Projekte in St. Pölten könnte durch ein GWA-Zentrum, wie es Vettori et. al. (vgl. 2022:296) in einem Konzept erarbeitet und vorgeschlagen haben, gefördert und umgesetzt werden. Dieses GWA-Konzept sieht drei Stadtteilzentren (in reduzierter Variante ein Stadtteilzentrum) mit ausreichenden Ressourcen vor, welches allen Bürger:innen in St. Pölten zugänglich sein und dem Ansatz der zielgruppenübergreifenden Selbstorganisation folgen soll (vgl. ebd.).

4.1.1.2 GWA als Handlungsfeld

In den 1960ern etablierte sich GWA als sogenannte „dritte Methode“ der Sozialen Arbeit, neben der bereits bestehenden Einzelfallarbeit und der Gruppenarbeit. Unabhängig von den unterschiedlichen Anwendungsfeldern und Fachbereichen, die in der GWA zur Anwendung kommen, ist sie jedoch keineswegs als Methode, sondern, wie bereits erwähnt, mehr als Handlungsfeld oder Arbeitsprinzip zu verstehen. Schließlich kommen in dem Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit selbst unterschiedliche Methoden, wie die „aktivierende Befragung“ oder Vernetzung und Moderation von „Bewohner:innen-Versammlungen“, zum Einsatz.

Weitere Begrifflichkeiten für GWA sind unter anderem „Arbeit am Gemeinwesen“ oder „Methode sozialraumorientierter Arbeit“. Die Charakterisierung von GWA sowie die Differenzierung der damit

verbundenen Begriffe ist, wie hier deutlich wird, nicht leicht zu treffen. Häufig werden Begrifflichkeiten synonym verwendet und sind daher nicht klar voneinander abgegrenzt (vgl. Stövesand / Stoik 2013:17f).

Um den Lesefluss dieser Arbeit nicht zu stören und eine gewisse Stringenz beizubehalten, werden wir uns in dieser Arbeit an den Begriffen GWA als „Arbeitsprinzip“ (nach Boulet, Krauss und Oelschlägel) sowie GWA als „Handlungsfeld“ orientieren (ebd.).

Weiters ist zwischen den Begriffen Gemeinwesen und Gemeinwesenarbeit zu unterscheiden.

„Mit Gemeinwesen bezeichnen wir einen sozialen Zusammenhang von Menschen, der über einen territorialen Bezug (Stadtteil, Nachbarschaft), Interessen und funktionale Zusammenhänge (Organisationen, Wohnen, Arbeit, Freizeit) oder kategoriale Zugehörigkeit (Geschlecht, Ethnie, Alter) vermittelt ist bzw. darüber definiert wird“ (ebd.:16).

Wohingegen die Gemeinwesenarbeit darauf abzielt, dieses Gemeinwesen in seiner Gesamtheit, sei es infrastruktureller, materieller oder immaterieller Natur, zu stärken. Gemeinwesenarbeiter:innen kommt dabei die Aufgabe zu sich an der Lebenswelt der Adressat:innen zu orientieren und deren Bedürfnisse und Probleme wahrzunehmen und präventiv zu handeln. In der Praxis verfolgt GWA daher einen niederschweligen und aufsuchenden Zugang, um die Bedürfnisse der Menschen abzufragen und sie in weiterer Folge bei der Umsetzung von Maßnahmen zu unterstützen (vgl. ebd.:21f). Gemeinwesenarbeit als langfristig angelegtes Arbeitsprinzip entfaltet seine Wirkung mit zunehmender Zeit und einem „interdisziplinären Kooperationsprozess“. Darin liegt eine wesentliche Stärke der GWA. Denn durch den sukzessiven Vertrauensaufbau werden auch Menschen erreicht, die womöglich von anderen Beteiligungsverfahren nicht angesprochen werden (vgl. Riede 2019:69ff).

Eine weitere begriffliche Abgrenzung ist ebenso zwischen Sozialraum und Sozialraumorientierung zu treffen. Sozialraum verhält sich zu Sozialraumorientierung ähnlich wie Gemeinwesen zu Gemeinwesenarbeit, jedoch mit einer gegensätzlichen theoretischen Verortung. Die Sozialraumorientierung stellt demnach ebenso ein uneinheitlich gehandhabtes Konzept dar, welches sich auf „unterschiedliche Theorien und gesellschaftstheoretische Kontextualisierungen“ bezieht. Auch der Begriff des Sozialraums lässt ein einheitliches Verständnis vermissen und wird unterschiedlich ausgelegt. So kann die Auslegung des Sozialraums sich an physischen Räumen oder an sozialen Aspekten orientieren, wie Stövesand und Stoik ausführen (vgl. Stövesand / Stoik 2013:21-25):

„Diesem territorial fixierenden steht ein relativer Raumbegriff gegenüber. Raum existiert demnach nicht an sich, sondern wird hergestellt durch Beziehungen zwischen Körpern. [...] Raum ist demnach immer schon Sozialraum“ (ebd.:25).

An diesem Verständnis über Sozialraum orientiert sich auch diese Arbeit und legt damit den Fokus auf die sozialen Aspekte des Raums, in welchem sich die jeweiligen Zielgruppen dieser Masterarbeit bewegen. Raum muss unserem Verständnis nach immer sozial gedacht werden, unabhängig davon, ob es sich um öffentliche oder private Räume handelt, damit Inklusion aller Menschen im Gemeinwesen gewährleistet werden kann. Um das Gemeinwesen in seiner Gesamtheit zu stärken bedarf es jedoch niederschwelliger, öffentlich zugänglicher und konsumfreier Räume, um den Austausch und die Vernetzung von Menschen zu fördern (vgl. ebd.:22). Auch dieser Aspekt ist für diese Forschung von zentraler Bedeutung und wird in den Kapiteln der jeweiligen Zielgruppen, Jugendliche (Kapitel 5.1), Menschen mit Behinderung (Kapitel 5.2) und Frauen mit Fluchterfahrung (Kapitel 5.3), näher beleuchtet.

Die Gemeinwesenarbeit lässt sich in die funktionale und die kategoriale Handlungsebene unterteilen. Während die funktionale GWA sich der Verbesserung von Bildung, Wohnen oder Verkehr widmet, zielt die kategoriale GWA auf bestimmte Bevölkerungsgruppen ab, wie in unserem Fall auf geflüchtete Frauen, Jugendliche oder Menschen mit Behinderung. Die Zielgruppen sollen dabei vernetzt und Handlungs- sowie Lernprozesse angeregt werden. GWA zeichnet besonders eine themenbezogene, fallunspezifische und zielgruppenübergreifende Arbeitsweise aus. (vgl. Stövesand / Stoik 2013:22). Neben dieser zielgruppenübergreifenden Orientierung bedarf es jedoch nach Vettori ebenso zielgruppenspezifischer Angebote, um die Teilhabe aller, unabhängig von Geschlecht, Klasse, Herkunft, Alter oder Behinderung, zu fördern (vgl. Vettori 2020:250). Da GWA den Anspruch hat Diskriminierung, soziale Probleme und Ungerechtigkeit entgegenzuwirken, ist es daher von entscheidender Bedeutung eine intersektionale Perspektive einzunehmen. Intersektionalität verweist auf „die Verwobenheit von Geschlecht mit anderen ungleichheitsgenerierenden Dimensionen, wie Ethnizität und Klasse“ (Stövesand / Stoik 2013:29).

Dieser Aspekt ist für die vorliegende Masterarbeit von besonderer Bedeutung, da Intersektionalität bei Frauen (Geschlecht) mit Fluchterfahrung (Ethnizität) gegeben ist und daher mitgedacht werden muss. Aber auch Menschen mit Behinderung oder Jugendliche können, im Sinne der Intersektionalität, von mehrfachen Diskriminierungsformen betroffen sein. Demnach muss GWA einen intersektionalen Blick einnehmen und sowohl zielgruppenübergreifend als auch zielgruppenspezifische Akzente setzen, wie Drochter et. al. ausführen:

„GWA muss ein Mittelmaß zwischen einem zielgruppenübergreifenden Ansatz und zielgruppenspezifischen Angeboten finden. Zielgruppenspezifische Aktivitäten sind im Sinne eines Intersektionalen Ansatzes und der Diversität eines Sozialraumes unverzichtbar“ (Drochter et al. 2020:455).

Ein weiterer wesentlicher Aspekt stellt für Riede der demokratiefördernde Anspruch von GWA dar. Sie versteht „Gemeinwesenarbeit als demokratiefördernde Brückenbauerin“ und plädiert für eine langfristige, präventive und nachhaltige Ausrichtung zunehmend heterogener Nachbarschaften (vgl. Riede 2019:73). Sie führt dazu weiter aus:

„Im Sinne einer Teilhabe für alle und angesichts aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen gilt es, die konzeptionellen Aspekte der Gemeinwesenarbeit zu einem innovativen, demokratiefördernden, nachhaltigen und inklusiven Ansatz im Gemeinwesen weiterzuentwickeln“ (ebd.:73f).

Diesem Verständnis von GWA als Brückenbauerin schließen auch wir uns an und beziehen uns daher im Titel dieser Masterarbeit „Brücken bauen: Gemeinwesenorientierte Ansätze für Inklusion in St. Pölten“ auf diesen, von Milena Riede geprägten, Begriff.

4.1.1.3 Fazit

Gemeinwesenarbeit stellt ein breites und wichtiges Handlungsfeld der Sozialen Arbeit dar. Wie deutlich wurde birgt der Begriff jedoch eine gewisse Unschärfe zu anderen Begrifflichkeiten und wird manchmal inkongruent verwendet. Dennoch gewinnt GWA wieder zunehmend an Bedeutung, wie sich an gemeinwesenorientierten Ansätzen, unter anderem in St. Pölten, zeigt. Der empowernde Ansatz der GWA sowie die Förderung der Teilhabe und Handlungsfähigkeit aller Menschen im Gemeinwesen kann einen wesentlichen Beitrag für ein gelingendes Miteinander leisten. Dies kann von besonderer Bedeutung für Menschen sein, denen gesellschaftliche Teilhabe erschwert wird und die von Ausgrenzung bedroht sind. Die Potenziale der Gemeinwesenarbeit für die hier vorgestellten Zielgruppen sollen mit dieser Arbeit näher beleuchtet werden. Unserem Verständnis nach soll GWA als Brückenbauerin agieren und den Fokus sowohl auf zielgruppenübergreifende als auch zielgruppenspezifische Ansätze richten, um auch besonders benachteiligte Bevölkerungsgruppen, wie Jugendliche, Menschen mit Behinderung oder Frauen mit Fluchterfahrung, zu erreichen und in ihrer Teilhabe zu stärken.

Nachdem in diesem Kapitel ein erster Überblick über das Handlungsfeld der Gemeinwesenarbeit und deren Potenziale vermittelt wurde, soll im nachfolgenden Kapitel Partizipation, als wesentliches Prinzip der GWA und weiteres theoretisches Gerüst dieser Masterarbeit erörtert werden.

4.1.2 Partizipation

Frotzler, Valentina

Partizipation ist zu einem zentralen Begriff im sozialarbeiterischen Diskurs geworden – sowohl in Theorie als auch in Praxis. Sie gilt heute als grundlegendes Prinzip einer demokratisch und inklusiv ausgerichteten Sozialen Arbeit. Doch was genau bedeutet Partizipation, welche Entwicklungen hat der Begriff durchlaufen, und wie lässt er sich in unterschiedlichen Kontexten konkret umsetzen?

Das vorliegende Kapitel beleuchtet zunächst die begrifflichen Grundlagen und historischen Entwicklungen partizipativer Ansätze. Anschließend werden zentrale theoretische Modelle vorgestellt, die verschiedene Stufen und Formen von Beteiligung systematisieren und damit eine Einschätzung über Qualität und Tiefe von Partizipationsprozessen ermöglichen. Im weiteren Verlauf werden sowohl das Konzept des Empowerments als auch partizipative Ansätze innerhalb der Sozialen Arbeit diskutiert, bevor das Kapitel mit einer kritischen Auseinandersetzung möglicher Herausforderungen und Grenzen schließt.

Ziel des Kapitels ist es, ein fundiertes Verständnis von Partizipation zu entwickeln, das als theoretische Grundlage für die im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführten gemeinwesenorientierten Praxisprojekte dient – insbesondere mit Blick auf die Frage, wie Beteiligung marginalisierter Gruppen nachhaltig gefördert und ermöglicht werden kann.

Was bedeutet Partizipation?

Der Begriff Partizipation geht etymologisch auf den lateinischen Begriff „participatio“ oder „particeps“ zurück, zusammengesetzt aus „pars“ (Teil) und „capere“ (nehmen, ergreifen) und umfasst aktive Mitgestaltung und Einflussnahme auf Lebensbedingungen (vgl. Nieß 2016:67). Auch Aspekte wie Selbstbestimmung, Eigenverantwortung und Demokratisierung sind zentrale Elemente partizipativer Prozesse (vgl. Moser 2010:73).

Meike Nieß ergänzt, dass dabei auch Elemente wie Demokratisierung, Eigenverwaltung, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit eine Rolle spielen (vgl. Nieß 2016:67).

Besonders prägnant definiert Schnurr den Begriff:

„Der Bedeutungsraum von Partizipation reicht von der Teilnahme am öffentlichen und kulturellen Leben über die Mitwirkung an Entscheidungen in und außerhalb des politischen Systems bis zur Teilhabe an Wohlstand, Sicherheit und Freiheit. Partizipation im vollen Sinne ist Teilnahme und Teilhabe an den sozialen, politischen und ökonomischen Prozessen einer Gesellschaft in Freiheit.“ (Schnurr 2018a:633)

Partizipation entfaltet sich sowohl im individuellen Erleben als auch im gesellschaftlichen Kontext und fungiert zugleich als verbindendes Element zwischen persönlicher Lebenswelt und strukturellen Rahmenbedingungen. Nieß unterstreicht, dass Partizipation ein relationales Konzept darstellt. Entscheidend sei das Verhältnis zwischen dem Individuum und seinem sozialen Umfeld (vgl. Nieß 2016:69). Schnurr betont, dass Partizipation eine Verbindung zwischen dem handlungsfähigen, mit Freiheitsrechten ausgestatteten Individuum und gesellschaftlich-politischen Strukturen herstellt. Darüber hinaus betont er, dass durch partizipatorisches Handeln sowohl die individuelle Identität als auch soziale Beziehungen entstehen und weiterentwickelt werden (vgl. Schnurr 2018b: 1127). Maria Anastasiadis greift zur Erläuterung von Schnurrs Aussage auf Anthony Giddens zurück und betont die wechselseitige Beziehung zwischen individuellem Handeln und sozialen Strukturen. Sie beschreibt, dass sich Gesellschaft in und durch partizipative Handlungen formt, wobei die dadurch entstehenden Strukturen wiederum Einfluss auf das Handeln der Individuen nehmen (vgl. Anastasiadis 2019:86, 107). Die Vielzahl an Perspektiven macht deutlich, dass Partizipation sowohl gesellschaftliche Teilhabe als auch individuelle Selbstwirksamkeit meint. Für die Soziale Arbeit ergibt sich daraus ein doppelter Auftrag: Menschen nicht nur in gesellschaftliche Prozesse einzubinden, sondern sie auch als Subjekte anzuerkennen, die ihre Lebenswelt aktiv gestalten können.

Ab den 1970er-Jahren rückte Partizipation verstärkt ins Zentrum öffentlicher und wissenschaftlicher Aufmerksamkeit – insbesondere innerhalb der Politik-, Sozial- und Erziehungswissenschaften (vgl. Scheu/Autrata 2013:11). Ausschlaggebend dafür waren die sozialen Bewegungen der 1960er- und 70er-Jahre, wie die Frauen-, Umwelt- oder Friedensbewegung, die eine stärkere demokratische Mitbestimmung forderten (vgl. ebd.:116). Diese Entwicklungen führten zu weiterführenden Diskussionen über die grundlegende Bedeutung und Ausgestaltung politischer Partizipation. Dabei standen insbesondere Fragen im Fokus, wie sich politische von allgemeiner sozialer Beteiligung abgrenzen lässt und welche Formen politischer Teilhabe künftig denkbar oder wünschenswert wären. Auch in der aktuellen wissenschaftlichen Auseinandersetzung wird politische Partizipation häufig als eine eigenständige und besonders hervorzuhebende Form gesellschaftlicher Beteiligung betrachtet. In der Regel bezieht sich der Begriff in diesem Zusammenhang auf die Mitwirkung an institutionellen

Prozessen der parlamentarischen Demokratie, wie etwa durch Wahlen (vgl. ebd.:13ff.). Ein erweitertes Verständnis politischer Teilhabe wird jedoch möglich, wenn man – wie der Politikwissenschaftler Thomas Meyer – Politik als Gesamtheit aller Aktivitäten begreift, die auf die Vorbereitung und Umsetzung allgemeinverbindlicher sowie gemeinwohlorientierter Entscheidungen abzielen (vgl. Meyer 2000:15). In diesem Sinne kann politische Mitgestaltung auch außerhalb formaler Wahlprozesse stattfinden. Auch alternative Formen der Partizipation wie Volksbegehren, Demonstrationen oder Bürger:innenräte können politische Wirkung entfalten. Im Laufe der Zeit hat sich der Begriff der Partizipation zunehmend erweitert. Nach Einschätzung von Wagner wird er heutzutage oftmals sehr breit und unscharf verwendet – nämlich für sämtliche Arten von Mitwirkung oder Engagement, selbst dann, wenn diese faktisch keinen Bezug zu realen Entscheidungsprozessen haben oder keinen direkten Einfluss darauf ausüben (vgl. Wagner 2017:44).

Laut Straßburger und Rieger nimmt Partizipation in der Sozialen Arbeit eine bedeutende Rolle im Wandel des professionellen Selbstverständnisses ein. Dieser Wandel reicht von einer vormals kontrollierenden, fürsorgeorientierten Praxis über ein paternalistisches Expertentum hin zu einem Berufsverständnis, das – zumindest theoretisch und in der Selbstdarstellung – Partizipation und deren Förderung als grundlegenden Anspruch an professionelles Handeln begreift (vgl. Straßburger/Rieger 2014:42f.) Unter einer kontrollierenden Fürsorgepädagogik versteht man Unterstützungsprozesse, wie sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts üblich waren, bei denen sämtliche Zielsetzungen und Rahmenbedingungen ausschließlich von den Helfenden festgelegt wurden – basierend auf der Annahme, dass Menschen in Armut nicht in der Lage seien, aktiv zur Lösung ihrer Situation beizutragen. Personen in prekären Lebenslagen oder mit Armutserfahrungen waren in ein stark hierarchisiertes Hilffsystem eingebunden, das sie bevormundete und weitgehend von Mitbestimmung ausschloss (vgl. Scheu/Autrata 2013:114). Die Betroffenen, damals häufig „Hilfsbedürftige“ genannt, sollten vor allem eines sein: dankbar dafür, dass ihnen überhaupt Unterstützung zuteilwurde (vgl. Straßburger/Rieger 2014:42f.). Zwar kam es in den 1950er- und 1960er-Jahren zu einem Professionalisierungsschub und einer stärkeren methodischen Auseinandersetzung innerhalb der Sozialen Arbeit, jedoch blieb die grundlegende Haltung vielfach erhalten – nämlich, dass Fachkräfte besser wüssten, was für die Betroffenen richtig sei. Diese Vorstellung wirkt zum Teil bis heute fort (vgl. Scheu/Autrata 2013:115; Straßburger/Rieger 2014:43). Im Zuge des Ausbaus wohlfahrtsstaatlicher und sozialarbeiterischer Unterstützungsangebote rückte verstärkt die Vorstellung in den Fokus, dass sich die Lebensführung der Bevölkerung an bestehenden gesellschaftlichen „Normalitätsvorstellungen“ orientieren sollte (vgl. Scherr 2014:265). Diese Entwicklungen spiegelten sich auch in den Diskussionen der 1970er-Jahre rund um Partizipation in der Sozialen Arbeit wider: Erstmals wurde

systematisch hinterfragt, inwieweit Menschen in schwierigen Lebenslagen selbst über ihre Lebensbedingungen mitentscheiden können und sollten (vgl. Scheu/Autrata 2013:116). Straßburger und Rieger (vgl. 2014:42f.) bezeichnen diese Entwicklung als einen Wendepunkt in der Profession: eine Abkehr vom fürsorglichen Top-down-Verständnis hin zu einem partizipativen Ansatz. Der Fokus verlagerte sich weg von individuellen Defiziten hin zur Analyse gesellschaftlicher Strukturen als Ursache sozialer Ungleichheit. In diesem Kontext begann die Soziale Arbeit, ihre eigenen hierarchischen Praktiken und Machtverhältnisse zunehmend kritisch zu reflektieren – ein Prozess, der sich auch in der fachlichen Auseinandersetzung mit repressiven Elementen der eigenen Geschichte widerspiegelte (vgl. Straßburger/Rieger 2014:43; Wagner 2017:44).

Gerade im Kontext der Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in Heimen wurde in den 1970er-Jahren zunehmend kritisch hinterfragt, ob und in welchem Ausmaß junge Menschen – trotz ihrer rechtlichen Unmündigkeit – ein Mitspracherecht in Bezug auf ihre Lebensgestaltung haben sollten. Inspiriert von Konzepten wie der antiautoritären Erziehung entstand eine Debatte über die Selbstbestimmung von Heranwachsenden (vgl. Scheu/Autrata 2013:116f.). Daraus entwickelten sich zahlreiche partizipative Modelle und Projekte, die auf mehr Autonomie und Mitgestaltung abzielten – darunter selbstverwaltete Jugendzentren im Rahmen der Jugendzentrumsbewegung, basisnahe Stadtteilinitiativen sowie alternative Wohnformen wie autonome Wohngruppen. Diese Entwicklungen gelten als Ausdruck eines Paradigmenwechsels hin zu mehr Mitbestimmung und demokratischer Selbstorganisation im Alltag (vgl. Scheu/Autrata 2013:116; Moser 2010:72; Wagner 2017:43ff.).

Die Jugendforscherin Sonja Moser (vgl. 2010:72) schätzt die tatsächlichen Wirkungen der partizipativen Bewegungen jener Zeit als eher begrenzt ein. Ihrer Einschätzung nach verlor das Thema Partizipation in den 1980er-Jahren wieder an Bedeutung. Erst ab den 1990er-Jahren erfuhr Partizipation eine stärkere konzeptionelle Verankerung innerhalb der Sozialen Arbeit. Seither gilt sie – zumindest auf theoretischer Ebene – als grundlegendes Leitprinzip, das sowohl als methodisches Mittel als auch als Ziel sozialarbeiterischer Praxis verstanden wird (vgl. Moser 2010:172; Schnurr 2018a:632f.).

Seit den 1990er-Jahren werden sozialarbeiterische Angebote zunehmend als personenbezogene Dienstleistungen verstanden. Um deren Wirksamkeit langfristig zu sichern, wird die aktive Beteiligung der Adressat:innen – etwa in Form von Mitwirkung oder Co-Produktion – als zentral angesehen (vgl. Scheu/Autrata 2013:118f.). Diese Entwicklungen spiegeln sich auch in den gegenwärtigen

Diskursen zur Partizipation wider, die sich seit den 2000er-Jahren verstärkt mit der gesellschaftlichen und politischen Beteiligung spezifischer Zielgruppen befassen – etwa von Jugendlichen, Menschen mit Behinderung oder Menschen mit Migrations- und Fluchterfahrung (vgl. Moser 2010:71). Gerade diese Gruppen stehen häufig vor besonderen strukturellen Hürden, wenn es um gleichberechtigte Teilhabe geht. Die Debatten sind daher eng mit transdisziplinären Inklusions- und Integrationsdiskursen verknüpft und liefern wichtige theoretische Bezüge für die vorliegende Masterarbeit, die sich mit gemeinwesenorientierten Potenzialen für die Inklusion eben jener Zielgruppen in der Stadt St. Pölten beschäftigt.

Der Begriff der Partizipation hat sich im Laufe der Zeit stark gewandelt – mal wurde er sehr eng, mal äußerst breit interpretiert. Trotz dieser Schwankungen lässt sich ein gemeinsamer Kern ausmachen, der auch als begriffliche Grundlage für die vorliegende Masterarbeit dient: Partizipation beschreibt die Möglichkeit von Menschen, auf die Bedingungen und Entscheidungen Einfluss zu nehmen, die ihr eigenes Leben betreffen. Genau an diesem Verständnis knüpft auch die gemeinwesenorientierte Soziale Arbeit an – und somit auch das Forschungsinteresse dieser Arbeit.

Im Fokus steht dabei die Frage, wie marginalisierte Gruppen – insbesondere Jugendliche, Menschen mit Behinderung sowie geflüchtete Frauen – über kreative, sozialräumliche und partizipative Zugänge gestärkt werden können, selbst Einfluss auf ihre Lebensrealitäten zu nehmen. Partizipation bedeutet in diesem Sinne nicht nur Mitwirkung an konkreten Projekten, sondern die Erweiterung von Handlungsspielräumen und die Anerkennung als aktiv gestaltende Subjekte im sozialen Raum. Gemeinwesenarbeit zielt folglich nicht auf stellvertretende Fürsorge, sondern auf die Förderung von Selbstbestimmung, Mitsprache und Mitgestaltung – eine Haltung, die auch die partizipativen Formate unsere Masterarbeit grundlegend prägt.

Empowerment als zentrale Dimension partizipativer Praxis

Der Empowerment-Ansatz ist eng mit dem Konzept der Partizipation verbunden. Ursprünglich aus der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung hervorgegangen (vgl. Wendt 2020:44), zielt Empowerment darauf ab, Menschen zur aktiven Gestaltung ihrer Lebensrealität zu befähigen. Dabei geht es um den Ausbau von Selbstbestimmung, die Nutzung eigener Ressourcen und das Erleben von Wirksamkeit.

In der Sozialen Arbeit bedeutet Empowerment eine bewusste Abkehr von defizitorientierten Sichtweisen hin zu einem Verständnis, das die Autonomie und Handlungskompetenz der Betroffenen in

den Mittelpunkt rückt (vgl. Herriger 2022). Entscheidungsprozesse sollen nicht für, sondern mit den Adressat:innen gestaltet werden.

Wirksam wird Empowerment dann, wenn es auf drei Ebenen gleichzeitig ansetzt – individuell, gemeinschaftlich und strukturell (vgl. Seckinger 2018:307). Ziel ist es, bestehende Machtasymmetrien zu hinterfragen und Handlungsspielräume zu erweitern (vgl. Bröckling 2013:55ff.).

Partizipation ist dabei sowohl Voraussetzung als auch Bestandteil von Empowerment: Sie ermöglicht nicht nur Mitwirkung, sondern stärkt auch Autonomie und gesellschaftliche Teilhabe (vgl. Herriger 2022). Diese Verbindung wird auch in den partizipativen Formaten unserer Masterarbeit sichtbar: Sowohl der Graffiti-Workshop mit Jugendlichen, das partizipative Spielplatzprojekt mit Menschen mit Behinderung als auch der Photovoice-Workshop mit geflüchteten Frauen zielten darauf ab, Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen, Perspektiven sichtbar zu machen und soziale Wirksamkeit erfahrbar werden zu lassen.

Modelle zur Einordnung von Partizipation

In bestimmten Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit ist es gängige Praxis, mit sogenannten Stufenmodellen der Partizipation zu arbeiten. Diese Modelle bilden unterschiedliche Ausprägungen und Intensitäten von Beteiligung ab und zeigen auf, in welchem Maße Menschen Einfluss auf Entscheidungen und Prozesse nehmen können, die ihre Lebensrealität betreffen. Wie Nieß beschreibt, wurden viele dieser Modelle entwickelt, um partizipative Ansätze theoretisch zu fundieren und deren praktische Umsetzung gezielt zu gestalten (vgl. Nieß 2016:80ff.). Aus diesem Grund finden solche Modelle besonders häufig Anwendung in kommunalen Beteiligungsprozessen sowie im Kontext der Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Da sich die vorgestellten Modelle hinsichtlich ihrer Strukturierung und Definition der Beteiligungsstufen in vielen Aspekten ähneln und teils gegenseitig aufeinander aufbauen, bietet sich ein vergleichender Zugang eher an als eine isolierte Darstellung jedes einzelnen Modells. Im Rahmen dieser Gegenüberstellung werden sowohl Übereinstimmungen als auch Unterschiede herausgearbeitet. Darüber hinaus werden die möglichen Anwendungspotenziale solcher Typologien sowie praxisrelevante Schlussfolgerungen für die Soziale Arbeit aufgezeigt. Zuvor sollen jedoch kurz jene vier Modelle skizziert werden, auf die im sozial- und fachwissenschaftlichen Diskurs am häufigsten verwiesen wird.

Ein besonders einflussreiches Modell innerhalb der Partizipationsforschung ist die sogenannte „Ladder of Citizen Participation“, entwickelt von Sherry Arnstein. Die US-amerikanische Sozialarbeiterin veröffentlichte ihr Modell 1969 im *Journal of the American Institute of Planners*. Arnstein, die unter

anderem als Beraterin für gemeinwesenorientierte Vorhaben im Gesundheitsbereich tätig war, stellte Beteiligung als hierarchisch gegliedertes System dar: Ihre Partizipationsleiter besteht aus acht Stufen, die jeweils einen spezifischen Grad an Macht und Einfluss verdeutlichen, der Bürger:innen innerhalb politischer oder planerischer Entscheidungsprozesse zugeschrieben wird – von reiner Scheinbeteiligung bis hin zu echter Mitbestimmung (vgl. Arnstein 1969:216).

Ein anderes Modell stammt von der deutschen Diplom-Sozialpädagogin Maria Lüttringhaus, die sich intensiv mit Sozialraumorientierung und Gemeinwesenarbeit befasst. In ihrem Buch „Stadtentwicklung und Partizipation“ (2000) präsentiert sie ein fünfstufiges Modell, das zwischen Teilhabe und Teilnahme unterscheidet. Besonderes Augenmerk legt sie auch auf Formen der Nichtbeteiligung, etwa durch Manipulation oder Desinteresse. Das Modell wurde im Kontext stadtteilbezogener Projekte entwickelt und findet heute vielfach Anwendung in der Gemeinwesenarbeit (vgl. Lüttringhaus 2000).

Ein weiteres, stärker im gesundheitsbezogenen Bereich verortetes Modell wurde von Wright, Block und Unger vorgestellt. Es wurde ursprünglich im Kontext von Gesundheitsförderung entwickelt, bietet aber übertragbare Impulse auch für andere Felder Sozialer Arbeit. Die neun Beteiligungsstufen reichen von „Instrumentalisierung“ bis hin zu „Selbstständiger Organisation“ – also einer vollständigen Übernahme von Verantwortung durch die Adressat:innen selbst (vgl. Wright et al. 2007).

Auch das Modell der Partizipationspyramide von Straßburger und Rieger (2014) hat sich als hilfreiche Systematisierung erwiesen. In ihrem Werk „Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe“ beschreiben sie sieben Beteiligungsstufen, die zwischen einer institutionell-professionellen und einer bürgerschaftlich-subjektorientierten Perspektive unterscheiden. Für die Soziale Arbeit – insbesondere im Kontext gemeinwesenorientierter und partizipativer Projekte wie jenen dieser Masterarbeit – bietet das Modell eine hilfreiche Grundlage zur Einordnung und Weiterentwicklung von Beteiligungsformaten entlang unterschiedlicher Handlungsebenen (vgl. Straßburger/Rieger 2014:23ff.).

Diese vier Modelle werden im fachwissenschaftlichen Diskurs besonders häufig aufgegriffen und dienen auch in dieser Masterarbeit als theoretische Orientierung. Ihre vergleichende Betrachtung erlaubt es, sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede herauszuarbeiten und praxisrelevante Ableitungen für die Soziale Arbeit zu treffen – ein Ziel, das auch für die gemeinwesenorientierten Forschungszugänge dieser Arbeit zentral ist.

Trotz unterschiedlicher Ausdifferenzierungen – je nach Modell reichen die Stufen von fünf bis neun – beginnt Partizipation in sämtlichen Konzepten mit der Ebene der Information. Diese wird übereinstimmend als ein einseitiger Kommunikationsprozess beschrieben, bei dem den Adressat:innen zwar noch keine Mitbestimmung oder Einflussnahme auf Entscheidungen eingeräumt wird, jedoch eine gewisse Transparenz durch die Offenlegung und Begründung der Vorgehensweise seitens der Entscheidungsträger:innen geschaffen wird (vgl. Arnstein 1969:219; Lüttringhaus 2000:39; Wright et al. 2007:3; Straßburger/Rieger 2014:24). Lüttringhaus (2000:44) ergänzt, dass auf dieser Stufe auch die aktive Beobachtung durch Bürger:innen eine Rolle spielt – im Unterschied zu gänzlicher Passivität oder Desinteresse stellt dies bereits eine erste Form der Beteiligung dar.

Die jeweils höchste Stufe der Beteiligung wird in den verschiedenen Modellen zwar unterschiedlich bezeichnet – etwa als „Bürgerkontrolle“ bei Arnstein (1972:195), „Eigenständigkeit“ bei Lüttringhaus (2000:44), „Selbstorganisation“ bei Wright et al. (2007:2) oder „Zivilgesellschaftliche Eigenaktivität“ bei Straßburger und Rieger (2014:233). Gemein ist diesen Begriffen jedoch, dass sie eine Form der Partizipation beschreiben, in der die beteiligten Bürger:innen vollständige Entscheidungsmacht über Inhalte, Abläufe und Ergebnisse eines Vorhabens innehaben. In diesem Stadium gestalten sie Prozesse eigenverantwortlich und unabhängig von institutionellen Vorgaben.

Da sowohl Lüttringhaus als auch Straßburger und Rieger ihre Modelle konsequent in zwei Perspektiven gliedern – einerseits das institutionell-professionelle System, andererseits die Bürger:innen – wird besonders deutlich, dass die höchste Form von Partizipation nicht an die Zustimmung eines externen Systems oder an institutionell gesetzte Rahmenbedingungen gebunden ist (vgl. Lüttringhaus 2000:43; Straßburger/Rieger 2014:28–29, 33). An dieser Stelle handelt es sich nicht um die Beteiligung an einem bereits vorstrukturierten Projekt, zu dem man eingeladen wird. Vielmehr liegt die gesamte Verantwortung – von der Problemdefinition über die Ideenfindung bis hin zur Umsetzung – bei den beteiligten Zielgruppen selbst (vgl. Straßburger/Rieger 2014:28–29, 33). Das schließt jedoch nicht aus, dass externe Unterstützung, etwa von sozialen Einrichtungen oder staatlichen Stellen, in Anspruch genommen wird. Wesentlich bleibt, dass Initiative und Entscheidungshoheit vollständig bei den handelnden Personen selbst liegen.

Zwischen den Einstiegsstufen der Information und den höchsten Formen wie Selbstorganisation befinden sich je nach Modell drei bis fünf Zwischenstufen. Trotz unterschiedlicher Begriffe verdeutlichen sie alle eine schrittweise Verlagerung von Entscheidungsbefugnissen – weg von

institutionellen Akteuren und Fachkräften hin zu jenen Bürger:innen, die direkt von den jeweiligen Maßnahmen und Rahmenbedingungen betroffen sind. Mit Ausnahme des Modells von Lüttringhaus erfolgt in den übrigen Modellen eine Gruppierung dieser Stufen: So sprechen Straßburger und Rieger sowie Wright et al. von „Vorstufen der Partizipation“ bzw. „Stufen der Beteiligung“, während Arnstein den Begriff „Degrees of Tokenism“ verwendet – was sinngemäß symbolische oder lediglich scheinbare Beteiligung bedeutet (vgl. Arnstein 1969:217; Straßburger/Rieger 2012:232f.; Wright et al. 2007:2).

Der Übergang von diesen vorbereitenden oder symbolischen Beteiligungsformen hin zu echter Partizipation ist in allen Modellen dort angesiedelt, wo Bürger:innen erstmals die Möglichkeit erhalten, in zumindest einzelnen Aspekten aktiv und direkt Einfluss auf Entscheidungsprozesse zu nehmen. Die höchste Stufe – etwa als „Selbstorganisation“ oder „Selbstständige Organisation“ bezeichnet – wird von Wright, Block und Unger als ein eigenständiger Bereich betrachtet, der über klassische Beteiligung hinausgeht (vgl. Wright et al. 2007). Auch Straßburger und Rieger (vgl. 2014:33) verstehen ihn als qualitativ eigenständigen Bereich, der über formale Beteiligung hinausgeht.

Ein bemerkenswerter Aspekt im Vergleich der vier Modelle ist, dass in drei davon auch Formen der Nicht-Partizipation als eigenständige Stufen berücksichtigt werden. Dies wirft die Frage auf, wie solche Formen eingeordnet werden können – und warum sie überhaupt Bestandteil der Darstellung sind. Offenbar wurden bestimmte Varianten der Nichtbeteiligung bewusst in die Systematisierungen aufgenommen, da Personen aus der Zielgruppe formal in Beteiligungssettings eingebunden erscheinen, obwohl sie tatsächlich keinen Einfluss auf Entscheidungsprozesse haben. Es handelt sich also um eine Art Scheinpartizipation, bei der etwa durch reine Anwesenheit der Eindruck von Mitwirkung entsteht – nach außen, möglicherweise aber auch für die Zielgruppe selbst.

Ein besonders deutliches Beispiel liefert das Modell von Wright, Block und Unger, in dem von Instrumentalisierung gesprochen wird, wenn Personen lediglich als Dekoration fungieren – ihre Anliegen werden ignoriert, während Entscheidungsträger:innen versuchen, eigene Zielsetzungen durchzusetzen, ohne transparent über Inhalte oder Absichten zu informieren (vgl. Wright et al. 2007:3). Auch Lüttringhaus (vgl. 2000:39) und Arnstein (vgl. 1969:218) weisen darauf hin, dass *Information* zur Manipulation verkommen kann, wenn sie einseitig, unzureichend oder bewusst abschreckend vermittelt wird – etwa mit dem Ziel, bereits beschlossene Maßnahmen im Nachhinein zu legitimieren.

Für die Praxis Sozialer Arbeit – und auch für unsere Masterarbeit – verdeutlicht diese Einordnung, wie wichtig es ist, nicht nur den Anschein von Beteiligung zu erzeugen, sondern echte Mitgestaltung

zu ermöglichen. Andernfalls laufen partizipative Formate Gefahr, bestehende Machtverhältnisse zu zementieren, statt sie zu hinterfragen oder zu transformieren

Bezeichnungen wie „Erziehen und Behandeln“ oder „Anweisung“ im Modell von Wright, Block und Unger (2007) sowie „Therapie“ bei Arnstein (1969:218f.) beschreiben im Kern eine Praxisform, die sich auch im historischen Überblick zur Partizipation als paternalistische Fürsorgepädagogik erkennen lässt: Fachkräfte oder andere Entscheidungsträger:innen definieren dabei eigenmächtig, welche Probleme innerhalb einer Zielgruppe bestehen und entscheiden zugleich über die angemessenen Lösungen. Die betroffenen Personen werden in diesen Prozess lediglich instruiert: Sie erhalten Anweisungen, wie sie sich zu verhalten haben, um ein vorgegebenes Ziel zu erreichen, das angeblich in ihrem eigenen Interesse liegt (vgl. ebd.).

Besonders die Modelle von Lüttringhaus sowie Straßburger und Rieger zeichnen sich dadurch aus, dass sie Beteiligung als Wechselspiel zwischen zwei Akteur:innengruppen auffassen – einerseits die Institutionen oder Fachkräfte, die Partizipation ermöglichen und andererseits die Bürger:innen oder Adressat:innen, die sich einbringen wollen. Damit machen sie deutlich, dass Beteiligung immer auf Gegenseitigkeit beruht: Sie kann nur dann gelingen, wenn beide Seiten bereit sind, sich auf einen offenen Prozess einzulassen. Verweigert eine der beiden Seiten diesen Dialog – sei es durch mangelnde Bereitschaft zur Mitbestimmung oder durch fehlende Anerkennung der Perspektiven der Zielgruppen – kann kein echter partizipativer Prozess entstehen.

Erkenntnisse aus Partizipationsmodellen für die Praxis

Die dargestellten Modelle bieten eine hilfreiche Grundlage zur Einschätzung und Strukturierung von Verfahren und Projekten, die entweder tatsächlich partizipativ gestaltet sind oder sich zumindest als solche präsentieren. Eine solche Einordnung kann aufzeigen, dass vermeintliche Beteiligung in der Praxis eher einer symbolischen Einbindung oder gar einer Instrumentalisierung gleichkommt. Ebenso kann deutlich werden, dass in bestimmten Fällen ein höheres Maß an Partizipation möglich gewesen wäre – dieses jedoch aus bestimmten, zu hinterfragenden Gründen nicht umgesetzt wurde.

In diesem Zusammenhang betonen Straßburger und Rieger (vgl. 2014:231), dass die in den Modellen dargestellten Stufen zwar in ihrer Abfolge aufsteigend geordnet sind – gemessen am Grad der Einflussnahme – dies jedoch nicht automatisch bedeutet, dass höhere Stufen grundsätzlich als „besser“ oder „wünschenswerter“ zu bewerten sind. Auch niedrigere Beteiligungsformen – etwa in vorbereitender oder informierender Funktion – haben je nach Rahmenbedingungen, Zielgruppe oder Vorhaben ihre Berechtigung und können sinnvoll sein. Entscheidend ist vielmehr die Offenlegung,

in welchem Umfang die eingebrachten Meinungen und Perspektiven der Teilnehmenden tatsächlich in Entscheidungsprozesse einfließen.

In ähnlicher Weise verstehen auch Wright, Block und Unger (vgl. 2007:2) Partizipation als schrittweisen Prozess der Entwicklung. In vielen Fällen sei es notwendig, zunächst niederschwellige Formen der Beteiligung zu etablieren, um langfristig eine echte Mitbestimmung zu ermöglichen. Denn ohne grundlegende Information und Orientierung ist eine fundierte Beteiligung an Entscheidungsprozessen nicht möglich.

Für die Soziale Arbeit erweist sich besonders die von Lüttringhaus sowie von Straßburger und Rieger eingeführte Unterscheidung zwischen zwei Handlungsebenen – der institutionell-professionellen und der bürgerschaftlichen Seite – als äußerst aufschlussreich. Diese doppelte Perspektive macht zum einen deutlich, dass die Fachkräfte oder Institutionen in der Regel darüber entscheiden, ob und in welchem Ausmaß Partizipation zugelassen wird – ausgenommen davon sind Prozesse der Selbstorganisation. In allen anderen Fällen wird der Handlungsspielraum der Beteiligung bereits im Vorfeld durch die Entscheidungsträger:innen abgesteckt. Der bürgerschaftliche Teil der Modelle zeigt, dass Partizipation auch dann scheitern kann, wenn potenziell Beteiligte nicht über die nötige Motivation, Zeit oder Ressourcen verfügen. Für die Soziale Arbeit bedeutet das, nicht nur Beteiligungsräume zu eröffnen, sondern aktiv daran zu arbeiten, strukturelle Barrieren – wie sprachliche Hürden, Mobilitätsprobleme oder fehlendes Vertrauen – zu erkennen und abzubauen. Gerade im Kontext gemeinwesenorientierter Inklusionsarbeit, wie sie im Rahmen dieser Masterarbeit untersucht wird, ist dieser Aspekt besonders relevant: Die Arbeit mit marginalisierten Gruppen wie Jugendlichen, Menschen mit Behinderung oder geflüchteten Frauen erfordert gezielte Überlegungen dazu, wie Partizipationsprozesse so gestaltet werden können, dass sie an bestehende Lebensrealitäten anschlussfähig sind und tatsächliche Mitgestaltung ermöglichen.

Partizipation in der Praxis Sozialer Arbeit

Der Begriff *Partizipation* – verstanden als Mitwirkung oder Beteiligung von Adressat:innen – hat mittlerweile in nahezu allen Feldern der Sozialen Arbeit Eingang gefunden. Besonders zentrale Bedeutung kommt partizipativen Zugängen in der sozialraumorientierten, lebensweltorientierten Sozialen Arbeit sowie in der Gemeinwesenarbeit zu.

Sozialraumorientierte Soziale Arbeit richtet ihren Fokus auf die Bedürfnisse und Interessen der Menschen in einem bestimmten Wohngebiet. Sie zielt darauf ab, Eigeninitiative zu fördern und

Lebensbedingungen in einem konkreten Sozialraum zu verbessern (vgl. Hinte & Kreft 2005:869f.; Galuske 2013:301).

Lebensweltorientierte Soziale Arbeit betont die Bedeutung der alltäglichen Lebensrealitäten von Menschen. In der von Straßburger und Rieger entwickelten Pyramide für Partizipation (vgl. 2014:23) wird hervorgehoben, dass partizipative Prozesse auf der Expertise der Zielgruppen über ihre eigene Lebenswelt basieren müssen. Grunwald und Thiersch (vgl. 2016:46) sehen Partizipation als zentrales Prinzip lebensweltorientierter Praxis, das eng mit den Zielen sozialer Gerechtigkeit, Anerkennung und demokratischer Teilhabe verknüpft ist. Beteiligung und Mitbestimmung gelten hierbei als wesentliche Voraussetzungen für die Entwicklung wirksamer Hilfeformen (vgl. Thiersch 2002:137).

Gemeinwesenarbeit legt ihren Schwerpunkt auf die aktive Einbindung von Personen als handelnde Subjekte mit politischer Wirksamkeit. Sie verfolgt eine kritisch-analytische Herangehensweise, indem sie gesellschaftliche und historische Kontexte einbezieht (vgl. Möller 2002:43). GWA nutzt sowohl lebensweltliche als auch sozialräumliche Perspektiven und strebt dabei nach einer zielgruppenübergreifenden Ausrichtung. Ziel ist es, Ressourcen im Gemeinwesen zugänglich zu machen, um Menschen in die Lage zu versetzen, Kontrolle über ihre Lebensbedingungen zurückzugewinnen oder zu stärken (vgl. ebd.: 44). Empowerment und Partizipation bilden somit zentrale Säulen gemeinwesenorientierter Ansätze und stehen damit im Fokus unserer Masterarbeit. Die theoretischen Grundlagen und Arbeitsweisen der Gemeinwesenarbeit wurden ausführlich in Kapitel 4.1.1 dargestellt.

Kritische Auseinandersetzungen mit Partizipation

Neben den bisher dargelegten positiven Aspekten lohnt sich ein Blick auf kritische Reflexionen zum Konzept der Partizipation, wie sie von verschiedenen Autor:innen formuliert wurden. So weist Moser (vgl. 2010: 71–72) darauf hin, dass partizipative Projekte nicht zwangsläufig auf Emanzipation oder Widerstand gegen gesellschaftliche Ungleichheiten abzielen. Vielmehr könne hinter dem Begriff auch ein Bestreben stehen, Menschen an vorgegebene gesellschaftliche Normen anzugleichen – im Sinne einer sozialen Assimilation.

In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Anastasiadis, die den ambivalenten Charakter von Partizipation hervorhebt. Demnach kann Partizipation sowohl transformativ-emanzipatorisch als auch systemstabilisierend wirken – also zur Aufrechterhaltung bestehender Verhältnisse beitragen (Anastasiadis 2019:79ff.). Beide Autorinnen kritisieren, dass in manchen Beteiligungsformaten nicht

das Aushandeln von Differenzen oder das gemeinsame Gestalten im Vordergrund steht, sondern die Anpassung individueller Sichtweisen an dominante Strukturen.

Darüber hinaus wird von mehreren Fachautor:innen, etwa erneut Moser, problematisiert, dass Partizipation auch dazu genutzt werden kann, Verantwortung zu verlagern. Dies zeigt sich beispielsweise in Formen bürgerschaftlichen Engagements, bei denen staatliche Institutionen Aufgaben zunehmend an ehrenamtlich tätige Bürger:innen delegieren – mit der Folge, dass öffentliche Verantwortung schleichend abgebaut wird. Auch sogenannte Alibi-Partizipation wird kritisch diskutiert: Hierbei werden Betroffene zwar scheinbar in Entscheidungsprozesse eingebunden, haben aber letztlich keinen tatsächlichen Einfluss auf das Ergebnis (vgl. Moser 2010:94).

Gelingsbedingungen für Partizipation von Jugendlichen

Damit Partizipationsprozesse mit Jugendlichen erfolgreich verlaufen, sind – wie Arzt (2003) beschreibt – bestimmte Rahmenbedingungen zu beachten. Diese Anforderungen orientieren sich an zentralen Prinzipien wie Freiwilligkeit, Anerkennung und professioneller Unterstützung. Im Kontext dieser Masterarbeit lassen sich die Qualitätskriterien insbesondere auf den Graffiti-Workshop im Jugendzentrum Steppenwolf theoretisch beziehen, der als partizipatives Projekt konzipiert war und jugendliche Perspektiven im Stadtraum sichtbar machen sollte.

Ein entscheidendes Merkmal ist die Freiwilligkeit des Engagements. Die Teilnahme junger Menschen muss aus eigenem Antrieb erfolgen – ohne Druck oder Verpflichtung. Zwar kann ihr Interesse durch geeignete Impulse gestärkt werden, jedoch darf eine Beteiligung niemals erzwungen werden. Gerade kreative Ausdrucksformen wie Graffiti bieten hier einen niederschweligen Zugang, der die Eigenmotivation fördert und zugleich Raum für individuelle Themen öffnet – eine Überlegung, die auch in der Planung des Workshops berücksichtigt wurde. Eng damit verknüpft ist das Prinzip der Wertschätzung. Jugendliche sollen in Entscheidungsfindungen als gleichrangige Akteur:innen ernst genommen und aktiv einbezogen werden. Ihre Sichtweisen, Vorstellungen und Bedürfnisse verdienen es, gehört und berücksichtigt zu werden. Die Community Map als Ergebnis des Workshops kann in diesem Zusammenhang als Instrument verstanden werden, mit dem jugendliche Lebenswelten und Orte von Bedeutung sichtbar gemacht und dokumentiert wurden. Die Begleitung durch qualifizierte Fachpersonen ist ein weiterer entscheidender Aspekt. Diese sollten nicht nur fachlich versiert sein, sondern auch über Einfühlungsvermögen und kommunikative Kompetenz verfügen. Ihre Rolle besteht darin, die Jugendlichen zur aktiven Auseinandersetzung mit Themen zu ermutigen, deren Beiträge zu reflektieren und unterschiedliche Perspektiven in den Prozess einzubringen. Auch wenn die Umsetzung im Rahmen eines studentischen Projekts erfolgte, so war die Rolle der

Jugendarbeiter:innen des Steppenwolfs entscheidend dafür, dialogische Prozesse zu ermöglichen und kreative Ideen ernst zu nehmen. Darüber hinaus ist es von zentraler Bedeutung, dass junge Menschen die Möglichkeit erhalten, eigeninitiativ aktiv zu werden. Dies umfasst sowohl die Mitbestimmung über Themen als auch das Mitgestalten und Umsetzen von Vorhaben – von der Planung bis zur Umsetzung. Auf diese Weise erfahren sie sich als handlungsfähig und wirksam. Der Workshop bot hierzu einen ersten Rahmen: Die Wahl von Motiven, das Erkunden des Sozialraums sowie das Festhalten subjektiv bedeutsamer Orte in der Community Map können als partielle Selbstgestaltung gedeutet werden. Die gemeinsame Festlegung von Zielen zwischen allen Beteiligten – also Jugendlichen, Fachpersonen und Projektverantwortlichen – stellt sicher, dass alle Interessen und Erwartungen berücksichtigt und transparent benannt werden. Auch wenn dieser Aspekt im Workshop nicht voll ausdifferenziert wurde, zeigt sich die Relevanz dieser Zielklärung besonders deutlich in der Herausforderung, projektinterne Vorstellungen mit den Bedürfnissen der Teilnehmenden zu verbinden. Auch die Unabhängigkeit des Prozesses ist wesentlich: Beteiligung darf nicht für parteipolitische oder weltanschauliche Zwecke instrumentalisiert werden. Vielmehr soll sie dem Ziel dienen, die Lebensrealität junger Menschen zu verbessern – möglichst im Zusammenspiel vielfältiger Gruppen und Institutionen. Gerade bei einem offenen Kulturformat wie dem Graffiti-Workshop, der Raum für individuelle Anliegen ließ, zeigt sich dieses Prinzip in der Offenheit des methodischen Zugangs. Die Zusammenarbeit zwischen den Generationen sollte durch gleichwertigen Austausch geprägt sein. Beiträge von Erwachsenen und jungen Menschen sollen auf Augenhöhe diskutiert und gemeinsam weiterentwickelt werden. In unserem Projekt im Steppenwolf wurde dies durch die dialogische Prozessbegleitung angestrebt, wobei die Beziehungsgestaltung zwischen begleitenden Personen und Jugendlichen einen zentralen Einfluss auf die Beteiligungsqualität hatte. Ein weiterer Aspekt betrifft die Verständlichkeit und Nachvollziehbarkeit der Informationen. Inhalte und Abläufe müssen altersgerecht aufbereitet sein, damit sich Jugendliche gut orientieren und sinnvoll mitwirken können. Dies ist besonders relevant für kreative Projekte, bei denen visuelle, handlungsorientierte und intuitive Methoden – wie beim Graffiti – den Zugang erleichtern. Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit trägt ebenfalls zur Anerkennung gelungener Beteiligungsprozesse bei. Die Präsentation von Ergebnissen – etwa durch Ausstellungen, Berichte oder mediale Beiträge – kann dazu beitragen, das Engagement junger Menschen gesellschaftlich aufzuwerten. Die im Rahmen der FH St. Pölten organisierte Projektvernissage (vgl. Kapitel 5.4) griff dieses Prinzip auf, indem sie die von den Jugendlichen gestaltete Community Map in den Mittelpunkt rückte und deren Perspektiven öffentlich sichtbar machte – unter anderem durch mediale Berichterstattung in einem Zeitungsartikel. Auch die Verlässlichkeit der Rahmenbedingungen spielt eine wesentliche Rolle: Bevor Beteiligungsvorhaben starten, sollten finanzielle, personelle und räumliche Ressourcen gesichert sein, damit das Projekt

tragfähig und nachhaltig umgesetzt werden kann. Für temporäre, studienbezogene Projekte wie das vorliegende stellt diese Anforderung eine strukturelle Herausforderung dar – eine Erkenntnis, die auch in der Auswertung der Ergebnisse kritisch reflektiert wurde. Nicht zuletzt ist die dokumentierte Rückmeldung ein zentrales Qualitätskriterium. Die Prozesse sollten nachvollziehbar festgehalten werden – beispielsweise durch Fotos, Videos oder schriftliche Berichte – und die Beteiligten haben ein Recht auf Rückmeldung. Diese Rückschau dient nicht nur der Transparenz, sondern auch der gemeinsamen Weiterentwicklung zukünftiger Projekte. Die im Workshop entstandene Community Map sowie die abschließende Präsentation können in diesem Sinne als erste Schritte partizipativer Dokumentation verstanden werden – auch wenn Rückmeldeschleifen stärker hätten institutionalisiert werden können (vgl.: Arzt 2003).

Die Auseinandersetzung mit Partizipation hat verdeutlicht, dass gesellschaftliche Teilhabe nicht nur als politisches oder methodisches Prinzip zu verstehen ist, sondern als grundlegende Voraussetzung für soziale Gerechtigkeit. Partizipative Prozesse eröffnen Räume der Mitgestaltung und Selbstermächtigung – besonders für Menschen, deren Stimmen im öffentlichen Diskurs häufig marginalisiert bleiben. Genau an dieser Schnittstelle zwischen Beteiligung und gesellschaftlicher Teilhabe knüpft der Inklusionsbegriff an.

Das folgende Kapitel widmet sich daher der Frage, wie Inklusion als gesellschaftliches Leitprinzip verstanden und praktisch umgesetzt werden kann – insbesondere in Bezug auf Menschen mit Behinderung, Jugendliche und geflüchtete Frauen. Dabei wird beleuchtet, inwiefern partizipative Zugänge ein zentraler Schlüssel zur Förderung inklusiver Sozialräume sein können.

4.1.3 Inklusion

Schut, Pascal

Graumann definiert Inklusion als den Zustand des „gesellschaftlichen Einbezogenseins“ (2011:14). Dabei wird Inklusion als Antonym zu Exklusion verstanden. Laut Niklas Luhmanns organisiert die Gesellschaft sich nicht durch eine übergeordnete Repräsentanz, sondern vielmehr durch eine differenzierte Struktur autonomer Systeme, die sich durch ihre spezifischen Codes und Kommunikationsmedien voneinander abgrenzen und zugleich miteinander verknüpfen. Für ihn ist ein Individuum dann inkludiert, wenn es an diesen verschiedenen sogenannten Funktionssystemen teilhaben kann. Luhmann argumentiert außerdem, dass Inklusion und Exklusion ausschließlich im Kontext der Art und Weise relevant sind, wie Individuen innerhalb von Kommunikationsprozessen bezeichnet

werden und welche Relevanz ihnen zugeschrieben wird (vgl. 1995:241). Diese unterschiedliche Relevanz zeigt sich in der Praxis auf vielfältige Weise: durch Institutionalisierung und Segregation, die embryopathische Indikation und Pränataldiagnostik, Darstellungen in Kultur und Medien sowie die Ungleichbehandlung auf dem Arbeitsmarkt. Die Absonderung von der Gesellschaft und die Behandlung als "Sonderfälle" tragen zu einer Entwertung ihres Lebenswertes und ihrer Rechte bei.

Die unterschiedlichen Funktionssysteme strukturieren die sozialen Interaktionen und Kommunikationsprozesse zwischen Individuen. Diese Funktionssysteme sind Politik, Wirtschaft, Recht, Wissenschaft, Erziehung, Intimbeziehungen, Gesundheit, Massenmedien, Sport/Kunst und Religion. Jedes dieser Systeme operiert als autopoietisches System, das sich selbst erschafft und erhält, und sind durch strukturelle Kopplungen miteinander vernetzt, wobei jedes System spezifische Leistungen für die anderen Systeme bereitstellt (vgl. Runkel / Burkart 2005:7). Das Prinzip der Inklusion besagt, dass eigentlich jeder Mensch in all diese einzelne Subsysteme aufgenommen werden kann. Bohmeyer (2009:69) nennt dies eine „totalitäre Logik der Vollinklusion“, welche nicht gewährleistet werden kann, weil jedes Funktionssystem nur seiner eigenen Funktionslogik folgt und kein gemeinsames, übergeordnetes Ziel verfolgt (vgl. ebd.). Im Gegensatz zu den Konzepten von „Integration“ und „Teilhabe“ argumentiert Grauman, dass Inklusion den Fokus nicht auf die Anpassung von Individuen an bestehende Lebensbereiche legt, sondern vielmehr auf die Umgestaltung dieser Lebensbereiche, um eine umfassende Einbeziehung aller Menschen von Beginn an zu gewährleisten (vgl. 2011:14).

Das Trilemma der Inklusion von Mai-Ahn Boger beschreibt die drei zentralen und oft widersprüchlichen Grundprinzipien der Inklusion. Diese Grundprinzipien stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander und es ist unmöglich alle drei gleichzeitig zu erreichen. Laut Boger (2017) umfassen die drei Grundprinzipien der Inklusion Empowerment, Normalisierung und Dekonstruktion. Es sortiert „[...] verschiedene Inklusionsbegriffe entlang des ontologischen Status von Andersheit*[...]“ (Boger 2020a) in ein Dreieck, wobei an alle drei Ecken des Dreiecks jeweils ein Grundprinzip steht. Ganz oben steht Normalisierung, links steht Empowerment und rechts Dekonstruktion. Normalisierung (N) bezeichnet die Teilhabe an der gesellschaftlichen Normalität (vgl. Vieth 2021). Unter anderem behauptet Bengt Nirje im Rahmen des Normalisierungsprinzips, dass durch die Interaktion und Teilnahme an gemeinsamen Aktivitäten Vorurteile abgebaut und ein Verständnis für die Bedürfnisse und Stärken von Menschen mit Behinderung entwickelt werden können (vgl. 1999:27.28). Im Kontext von Inklusion versteht Boger (vgl. 2017) unter Empowerment (E) die Ermächtigung von Individuen, sich aktiv in gesellschaftliche Strukturen einzubinden und ihre Stimmen in

Entscheidungsprozesse einzubringen. Im Rahmen von Inklusion als Dekonstruktion (D) geht es darum, bestehende Dichotomien (wie Normalität versus Abweichung, oder krank versus gesund) aufzubrechen und eine neue, differenzierte Sprache zu erlernen, die alle Perspektiven berücksichtigt (vgl. ebd.). Die Seiten des Dreiecks befinden sich zwischen drei mögliche Kombinationen von Grundprinzipien; EN, ND und DE.

Die DE Linie, die Dekonstruktion (D) und Empowerment (E) verbindet, veranschaulicht, wie sich zB. Menschen mit Behinderungen durch Selbstbezeichnung und alternative Repräsentationen von der dominanten Wahrnehmung abgrenzen und eine selbstbestimmte Identität entwickeln können. Auf diese Linie nehmen betroffene Menschen durch die Annahme ihrer betroffenen Identität und die kritische Neuinterpretation davon eine selbstbestimmte und empowernde Position ein. Dies erfolgt durch die Dekonstruktion gesellschaftlicher Normen und das Entwickeln neuer, selbstverantwortlicher Narrative. Ein berühmtes Beispiel ist die Deutsche Krüppelbewegung, bei der die Bezeichnung „Krüppel“ bewusst gewählt wird, um sich von der gesellschaftlichen Normalität abzugrenzen und eine eigene Identität zu formulieren (vgl. Boger 2020b:44f).

Auf der EN-Linie, die Empowerment (E) und Normalisierung (N) verbindet, geht es darum, sich das Recht auf eine selbstbestimmte und würdige Teilhabe an der Welt der "Normalen" zu erkämpfen. Hier spielt der Affekt der Trauer über das Ausgeschlossen- und Unverstanden-Sein eine zentrale Rolle (vgl. ebd.:48). Die Betroffenen streben nach einer gleichberechtigten Teilhabe an der Welt der "Normalen". Sie akzeptieren die gesellschaftliche Pathologisierung und die Zuschreibung von Andersartigkeit, um innerhalb dieses Rahmens für ihre Rechte zu kämpfen. Auf der EN-Linie wird die herrschende Pathologisierung und die Dichotomie zwischen "Normalen" und "Anderen" nicht hinterfragt, sondern als strategische Grundlage genutzt, um Rechte zu erstreiten.

Auf der ND-Linie, die Normalisierung (N) und Dekonstruktion (D) verbindet, geht es darum, sich als selbstverständlicher Teil einer vielfältigen Normalität zu verstehen, bei der die Bedeutung von „Normalität“ aufgelöst wird. Es geht darum, die Zuschreibung von Andersartigkeit zu verweigern und die Macht der Normalitätsvorstellungen zu zerstören (vgl. ebd.:50f). Die Betroffenen verstehen sich als Teil einer unendlich vielfältigen Normalität, in der das Konzept von „Normalität“ seine Bedeutung verliert.

„Die volle und wirksame Teilhabe sowie Inklusion in die Gesellschaft“ ist einer der acht allgemeinen Grundsätze der UN-BRK, dessen Umsetzung von den unterzeichnenden Ländern angestrebt werden soll:

„Die Vertragsstaaten dieses Übereinkommens anerkennen das gleiche Recht aller Menschen mit Behinderungen, mit gleichen Wahlmöglichkeiten wie andere Menschen in der Gemeinschaft zu leben, und treffen wirksame und geeignete Maßnahmen, um Menschen mit Behinderungen den vollen Genuss dieses Rechts und ihre volle Inklusion in der Gemeinschaft und Teilhabe an der Gemeinschaft zu erleichtern (...)“ (Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz 2016).

Auch Jugendliche sind in besonderem Maße von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen und Inklusionsprozessen betroffen. Daher widmet sich das folgende Kapitel der Jugendphase und ihrer Bedeutung im Kontext der Offenen Kinder- und Jugendarbeit.

4.2 Jugendliche, die Jugendarbeit und der Sozialraum

Oblak, Dario Roman

Die Jugendphase ist eine dynamische Lebensphase, die in verschiedenen gesellschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Kontexten unterschiedlich definiert wird. Sie markiert den Übergang vom Kindes- zum Erwachsenenalter und ist geprägt von individuellen Entwicklungsaufgaben, sozialer Einbindung und gesellschaftlichen Erwartungen. Hauptsächlich in der sozialräumlichen Jugendarbeit spielt die Gestaltung von Unterstützungsangeboten und Partizipationsmöglichkeiten eine zentrale Rolle. Dieses Kapitel beleuchtet den Begriff „Jugend“, dessen historische Entwicklung sowie demografische und sozialräumliche Aspekte der Jugendarbeit. Dabei wird insbesondere auf die Bedeutung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Sozialraumorientierung eingegangen, um die Relevanz des Untersuchungsfeldes zu verdeutlichen.

4.2.1 „Jugend“

Es gibt keinen einheitlichen Begriff für „Jugend“, weder im wissenschaftlichen Diskurs noch in der österreichischen Rechtsordnung. Deswegen finden sich in der Rechtsordnung von Österreich verschiedene Altersdefinitionen für Kinder und Jugendliche (vgl. Bundeskanzleramt o.A.). In der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen steht, dass jede Person, die ihr 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, als Kind gilt (vgl. ebd.). Im österreichischen Gesetz werden Kinder und Jugendliche in unmündige Minderjährige und mündige Minderjährige eingeteilt. Unmündige Minderjährige sind Personen, die das 14. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Mündige Minderjährige sind Personen, die das 14. Lebensjahr vollendet haben, aber nicht das 18. Lebensjahr. Um die Definitionen abzurunden, sind Personen, die das 30. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, als Jugendliche

oder junge Erwachsene zu bezeichnen (vgl. Weber-Schigutt 2024:5). Auf europäischer Ebene gilt dasselbe für Menschen, die das 30. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Förderfähigkeit von EU-Programmen wie z.B. das Erasmus+-Programm (vgl. bOJA 2021:28).

Rechtlich gesehen sind Altersgrenzen von großer Bedeutung. Diese werden vor allem bei Unterstützungsleistungen relevant. Minderjährige Kinder und Jugendliche, die bis zum 24. Lebensjahr in Ausbildung sind, haben Anspruch auf Kinderbeihilfe. Die Volljährigkeit (18. Lebensjahr) ist auch die Grenze für Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe. In Ausnahmefällen kann diese Grenze bis zum 21. Lebensjahr angehoben werden. „Care Leaver“ sind Jugendliche, die einen Großteil ihres Lebens in sozialpädagogischen oder sonstigen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, verbracht haben. Diese sind mit 18 Jahren oft nicht in der Lage ein selbstständiges Leben zu führen, deswegen wird die Kinder- und Jugendhilfe zur Verfügung gestellt (vgl. ebd.:29).

Es gibt Unterschiede in den wissenschaftlichen Disziplinen wie der Psychologie, Soziologie und Medizin, wenn es um den Begriff „Alter“ geht. In der Psychologie, genauer im entwicklungspsychologischen Zugang, wird die mentale-kognitive Entwicklung in den Blick genommen. In der Soziologie wird Alter als soziale Dimension der Gesellschaftsstruktur betrachtet. In dieser Dimension gehen ein gewisser Status, Rechte, Pflichten, Teilhabemöglichkeiten und Ressourcen einher (vgl. ebd.).

4.2.1.1 Geschichte

Wenn die Lebensphase „Jugend“ historisch betrachtet wird, dann ist dieses Phänomen ein junges, das einem stetigen Wandel ausgesetzt ist. Die Industrialisierung im globalen Norden am Ende des 19. Jahrhunderts erforderte es, dass junge Menschen für Schule und Ausbildung für einige Zeit freigestellt werden. Seit diesem Ereignis erweiterte sich die „Lebensphase Jugend“ immens (vgl. ebd.:32).

Die Jugendphase beginnt mit dem Einsetzen der Pubertät. Diese wird auch als Adoleszenz bezeichnet. Diese Entwicklungsphase beginnt ca. im Alter von 10 Jahren und dauert bis in die späten Teenager- oder frühen 1920er Jahre. Kinder durchlaufen körperliche, geistige und emotionale Entwicklungsphasen (vgl. Graber 2023). Im globalen Norden ist zu beobachten, dass die Pubertät zunehmend früher einsetzt und finanzielle Unabhängigkeit und Gründung einer Familie sich weiter nach

hinten verschieben. Für Jugendliche ist es oft schwierig gesellschaftliche Erwartungen mit individuellen Zielen und Vorstellungen zu vereinbaren (vgl. bOJA 2021:31).

Wichtig für die „Lebensphase Jugend“ ist das Konzept der Entwicklungsaufgaben, welches aus der Sozialisationstheorie stammt und von Robert J. Havighurst in den 1940er-Jahren entwickelt wurde. Dieses wurde im Kontext der US-amerikanischen Mittelschicht für alle Lebensabschnitte erarbeitet (vgl. ebd.:31).

Das Konzept wurde immer wieder weiterentwickelt und Klaus Hurrelmann formulierte die Entwicklungsaufgaben folgendermaßen:

- Die Entwicklung intellektueller und sozialer Kompetenz, um ökonomische Selbstständigkeit zu erlangen
- Die Entwicklung einer Geschlechteridentität um den Aufbau sozialer und sexueller Bindung
- Die Entwicklung eines kontrollierten und bedürfnisorientierten Umgangs mit dem individuellen Konsumverhalten sowie Freizeitgestaltung
- Die Entwicklung eines eigenen Norm- und Wertesystems, das ein ethisches und politisches Bewusstsein förderte (vgl. ebd.:32).

Bei ca. einem Fünftel der Jugendlichen mit einem niedrigen sozioökonomischen Status treten Probleme auf, die dauerhaft sein können. Dabei sind Faktoren wie Bildungskonkurrenz, Ängste in Bezug auf die eigene berufliche Entwicklung, sowie erlebte Arbeitslosigkeit der Eltern und die daraus folgende soziale Ausgrenzung sehr prägnant (vgl. ebd.:31).

4.2.1.2 Demographie

In diesem Absatz wird ein Blick auf die Demographie von Jugendlichen in Österreich gelegt. Zu Beginn des Jahres 2023 gab es 1.036.425 Jugendliche im Alter von 14 bis 24 Jahren. Das bedeutet wiederum, dass Jugendliche 11,4 % der Gesamtbevölkerung in Österreich ausmachten. Der Wert bei Jugendlichen ohne österreichische Staatsbürger:innenschaft lag bei 22,4 % in Österreich.

Migrationshintergrund hatten ca. 293.000 Jugendliche, was bedeutet, dass mindestens einer oder beide Elternteile im Ausland geboren sind. Im Jahr 2022 sind etwas über 40.000 Jugendliche ausgewandert, wobei rund 95.500 Jugendliche zugewandert sind (vgl. Lamei / Karacam 2023:18).

4.2.2 Offene Kinder- und Jugendarbeit

Die Offene Kinder- und Jugendarbeit gilt in Österreich als ein Handlungsfeld der Sozialen Arbeit. Dazu werden zum einen Arbeitsprinzipien und Methoden der Sozialarbeit sowie der Sozialpädagogik verwendet. Grundlegend weist sie einen Bezug zum Sozialraum auf und orientiert sich an den Bedürfnissen und Lebensrealitäten von jungen Menschen. Sie arbeitet parteilich für die Zielgruppe, unabhängig von Geschlecht, religiöser oder politischer Gesinnung sowie Bildungsgrad oder sozialem Status. Die Hauptzielgruppe der Offenen Jugendarbeit sind 12- bis 18-Jährige. Die Nutzer:innen sind zu zwei Drittel männlich. Der Grund dafür ist, dass männliche Jugendliche einen größeren Aktionsradius außerhalb des Elternhauses haben und ein höheres Rauman eignungs- und Eroberungsverhalten haben. Wichtig ist, dass in der Praxis diesem Phänomen mit einer geschlechterspezifischen Angebotsplanung entgegengesetzt wird, damit für Mädchen ein „Raum“ geschaffen wird (vgl. BOJA 2021:11).

Hier sollte betont werden, dass die Offene Jugendarbeit ohne Konsumzwang auskommt und keine kommerziellen Ziele verfolgt. Der Zugang ist niederschwellig und freiwillig was Jugendliche auf ihrem Weg in die erwachsene Selbstständigkeit fördern und begleiten soll. Offene Jugendarbeit steht für alle jungen Menschen zur Verfügung, dennoch nehmen sie insbesondere Jugendliche aus bildungs- und sozioökonomischen Mileus sie in Anspruch (vgl. . Im Unterschied zu Erwachsenen, die sich über Arbeit, Familie, Ehrenamt etc. definieren, „[...] sind Kinder und Jugendliche viel mehr auf Orte und Situationen angewiesen, in denen sie sich abbilden, in denen sie Identität entwickeln und sich identifizieren können“ (Deinet / Krisch 2021:1064). Deswegen halten sich Kinder und Jugendliche in Parks, Bahnhöfen, Einkaufszentren oder Skateparks auf. Das ist der Grund, dass der Jugendarbeit im öffentlichen und halböffentlichen Raum eine ebenso gleiche Gewichtung zukommt, wie der standortbezogenen Jugendarbeit (vgl. bOJA 2021:11).

4.2.3 Sozialraum und Jugendarbeit

Deinet / Krisch (2021) beschreiben den Sozialraum als eine Struktur, welche durch gesellschaftliche Verhältnisse strukturiert ist. Dabei werden Handlungsräume eröffnet und gleichzeitig beschränkt. Das Konzept der Sozialraumorientierung wird für diese Arbeit verwendet, weil sie eine sozialräumlich-reflexive Haltung aufweist und die Thematisierung handlungseinschränkender sozialer Verhältnisse in den Fokus nimmt. Es werden sozialräumliche Aspekte, wie z.B. das Image eines Stadtteils oder die Verteilung von Ressourcen berücksichtigt und eine zielgruppenspezifische Ausgestaltung des Handlungsraums aufgezeigt. Zudem stehen die Erweiterung und die Unterstützung der Handlungsfähigkeiten sowie Handlungskompetenzen von Menschen im Vordergrund. Das führt zu einem Bindeglied zwischen diesen beiden Aspekten und befähigt zur politischen Partizipation. Dadurch werden Prozesse des Empowerments und der Emanzipation eingeleitet und an der Bearbeitung sozialer Verhältnisse mitgewirkt (vgl. ebd.:1056-1057). Kessl / Reutlinger (2013) beschreiben eine erweiterte Auffassung von Arbeit im Sozialraum:

„Als Sozialraumarbeit wird die professionelle Soziale Arbeit bestimmt, die reflexiv Bezug auf die räumliche Dimensionierung von Erziehungs-, Bildungs- und Care-Verhältnissen insgesamt nimmt. Im Unterschied zu einem territorialisierten Verständnis, wie es in den Modellen einer sozialraumorientierten Sozialen Arbeit vorherrscht – der Sozialraum wird hier als spezifisches geografisches Gebiet vermessen und als solcher vorausgesetzt – geht die Sozialraumarbeit von einem Verständnis des Sozialraums als spezifischer historischer Ordnung des Räumlichen aus“ (ebd.:128-129).

Die Sozialraumarbeit stellt kein fertiges Handlungskonzept dar. Dennoch wurde sie erwähnt, da hier ein Bezug zur sozialräumlichen Jugendarbeit hergestellt werden kann. Diese bezieht sich ebenfalls nicht auf ein spezifisches Handlungskonzept, wobei dies nur für die Kinder- und Jugendarbeit gilt. Der Begriff versteht sich eher als ein Grundverständnis der Kinder- und Jugendarbeit, „[...] das immer von den Sozialräumen und Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen ausgeht und sich von daher entwickeln will“ (Deinet / Krisch 2021:1059). Das bedeutet, dass eine sozialräumliche Konzeptentwicklung sich nicht an den institutionellen Rahmenbedingungen orientiert, „[...] sondern an den Bedarfen, die über die Anwendung besonders von qualitativen Methoden, aber auch der Auswertung quantitativer Daten interpretiert und formuliert werden können“ (ebd.:1059). Infolgedessen interessiert sich die sozialräumliche Jugendarbeit für die gesamte Lebenswelt von Jugendlichen, was den öffentlichen Raum miteinschließt (vgl. ebd.:1059).

Diese beschriebenen Konzepte und Methoden zeigen, warum die Sozialraumorientierung und die sozialräumliche Jugendarbeit für diese Arbeit von Bedeutung sind. Insbesondere die Verdrängung von Jugendlichen aus dem öffentlichen Raum, der seit der Corona-Pandemie zugenommen hat, sind ausschlaggebend für das Forschungsinteresse (vgl. ebd.:1059). Dazu kommt, dass die

Jugendforschung und Jugendkulturforschung sich primär auf die lebensweltlichen Realitäten von Jugendlichen in größeren Städten fokussiert. Was bisher fast außer Acht gelassen wurde, sind mögliche Differenzen und soziale Ungleichheiten im Hinblick auf Lebenslagen, Orientierungen und jugendkulturelle Praktiken in regionalen Gebieten (vgl. Grunert et al. 2023:143).

Die Sozialraumarbeit stellt daher eine gemeinsame Aufgabe für Jugendarbeit und Gemeinwesenarbeit. Der normative Anspruch an die Kinder- und Jugendarbeit ist, dass sie in drei Ebenen sozialräumlich aktiv ist. Hierbei werden drei Zugänge unterschieden, auf welche sich sozialräumliches Arbeiten bezieht.

Die erste Ebene ist die **Sozialraumarbeit als Arbeit an Strukturen** (Kooperation und Vernetzung). Hier geht es um die Schaffung von Strukturen in bestimmten Stadtteilen, um eine bessere Vernetzung und Kooperation zwischen bestehenden Einrichtungen sowie deren sozialpolitischen Steuerung zu ermöglichen. Für die Offene Kinder- und Jugendarbeit besteht eine gute Möglichkeit, da sie durch ihre sozialräumliche Kompetenz als Experte für die verschiedenen Akteure in einem Sozialraum zur Verfügung steht. Im Allgemeinen stellt die Kooperation mit der Schule eine Herausforderung dar. Neue Organisationsformen wären z.B. die Jugendförderung, die stationäre oder mobile Arbeit beinhaltet. Diese Formen könnten zusammengefasst werden, weil diese in der Vergangenheit einzeln gedacht wurden. Aus dieser Perspektive kann die Bearbeitung der Sozialräume veränderte Organisationsstrukturen sowie Steuerungs- und Veränderungsprozesse ermöglichen. Dabei wird der Blick nicht nur auf die Soziale Arbeit gerichtet, sondern auch die größere Zusammenarbeit von Jugendhilfe oder Schule. Wenn der Blick auf die Sozialraumarbeit an Strukturen gerichtet wird, dann wird klar, dass eine sozialräumliche Jugendarbeit und eine Gemeinwesenarbeit ideale Partner wären (vgl. Deinet 2010).

„Dies zeigt sich insbesondere in solchen Stadtteilen, wo der eine oder andere Partner fehlt und Gemeinwesenarbeit auch sozialräumliche Projekte der Jugendarbeit initiiert und aufbaut und umgekehrt eine sozialräumlich orientierte Jugendarbeit auch Bereiche der Gemeinwesenarbeit abdeckt und die Funktion eines Motors für Kooperation und Vernetzung übernimmt“ (ebd.).

In Zukunft wird es wichtig sein, dass die beschriebenen Einrichtungen für die Bedarfe von Stadtteilen geöffnet werden. Derzeit ist die Kinder- und Jugendarbeit nämlich kein Partner der Sozialraumarbeit. Von der sozialräumlichen Jugendarbeit wird lediglich eine Scharnierfunktion zwischen der Welt der Erwachsenen und der Jugendkulturen übernommen. Eine Mandatsfunktion für die Interessen von Kindern und Jugendlichen besteht ebenfalls. Die Mediationsfunktion darf nicht vergessen werden, denn in Zukunft werden Interessen anderer Gruppen aufgrund des demographischen Wandels

deutlich stärker, was bedeutet, dass ein jugendpolitisches Mandat übernommen wird. Die Unterschiede zwischen der Gemeinwesenarbeit und der sozialräumlichen Jugendarbeit werden nicht kleiner, sind aber vermutlich zu überwinden (vgl. ebd.).

Die zweite Ebene ist die **Sozialraumarbeit als Gestaltung von Orten**. Hierbei geht es um die Orte der Jugendarbeit selbst und wie Einrichtungen gestaltet werden. Diese zeigen auch die Strukturmerkmale und pädagogischen Prinzipien der Offenen Arbeit. Der „Offene Bereich“ von Einrichtungen, z.B. der Eingangsbereich, das Cafe oder der Spielbereich, wird durch das Prinzip der „Freiwilligkeit“ prägnant. Kinder und Jugendliche können sich jederzeit zurückziehen. Die „Offene Tür“ ist ein traditioneller Begriff, der den konzeptionellen Kern von Jugendeinrichtungen beschreiben soll. Diese Räume sind wiederum Orte des öffentlichen Raums für Kinder und Jugendliche, weil diese frei zugänglich sind. Es entsteht ein Übergang zwischen der allgemeinen Öffentlichkeit und den spezifischen Räumen der Jugendarbeit. Es braucht eine notwendige Verknüpfung zwischen baulicher und innenarchitektonischer Gestaltung, sowie konzeptionellen Schwerpunkten. Die konzeptionelle Gestaltung einer Einrichtung hängt von ihren räumlichen Gegebenheiten und Möglichkeiten ab. Faktoren wie Größe, Ausstattung, Lage, Zugänglichkeit und die Möglichkeit zur Veränderung von Räumen beeinflussen, wie Kinder und Jugendliche die Einrichtung nutzen und wahrnehmen können. Die Sozialraumarbeit in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit bedeutet, dass Einrichtungen wichtige Funktionen für das Gemeinwesen übernehmen können. Das zeigt sich in ihrer architektonischen Gestaltung und der Öffnung für verschiedene Altersgruppen, z.B. durch Elterncafes oder Angebote für Senioren. Solche intergenerativen Ansätze stärken die Infrastruktur und erweitern das klassische Profil von Einrichtungen, wie es auch in Mehrgenerationenhäusern sichtbar wird (vgl. ebd.).

Die dritte Ebene ist die **Sozialraumarbeit als die Gestaltung der pädagogischen Arbeit**. Es geht darum, den weit verbreiteten Begriff der Beziehungsarbeit, mit den normativen Ansprüchen an eine professionelle Rolle in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit zu vergleichen. Die pädagogische Arbeit stellt ein zentrales Element der Sozialraumarbeit dar. Wichtig ist, wie Fachkräfte die Aneignungsprozesse von Kindern und Jugendlichen in der Einrichtung und im Stadtteil und sich selbst in der Sozialraumarbeit positionieren. Nicht nur in den Einrichtungen soll der Raum von Fachkräften gestaltet werden, sondern auch im Stadtteil des Sozialraums. Die Hauptaufgabe besteht darin, den Raum für Jugendliche gezielt zu gestalten, Umgangsformen und Konfliktlösungen zu fördern und Angebote zu schaffen. Diese Gestaltung wirkt sich sowohl auf das Klima in den Einrichtungen als auch auf das Verhalten der Jugendlichen aus. Um einen Blick auf sozialraumorientierte Jugendarbeiter:innen zu bekommen, wird in der Literatur davon gesprochen, dass sich diese als Teil ihres

Sozialraums sehen und über ihre Einrichtung hinauswirken sollten. Im Sozialraum soll es Angebote geben, sei es an Spielplätzen, Schulhöfen oder anderen jeweiligen Orten, besonders im Sommer. Es entsteht eine Unterstützung für die Jugendlichen, damit sie sich den Raum leichter aneignen können. Das kann zu Konflikten mit anderen Gruppen führen. Die Mobile Jugendarbeit schafft eine Präsenz im Gemeinwesen und bewirkt dadurch, dass gewissen Konflikte sichtbar werden. Durch Vernetzung mit anderen Institutionen können so Konflikte gelöst werden. Die Schnittmenge zwischen Gemeinwesenarbeit (GWA) und sozialräumlich orientierter Jugendarbeit wächst. Aufgrund des demographischen Wandels und veränderter Rahmenbedingungen sollte die Offene Jugendarbeit, neben der Arbeit mit Jugendlichen auch gemeinwesenorientierte Ansätze entwickeln. Sie passt sich an die Lebenslagen und die sozialen Räume an und berücksichtigt dabei andere Perspektiven, wie die von Senioren oder Eltern. Eine enge Zusammenarbeit mit der Gemeinwesenarbeit ist sinnvoll, besonders wenn diese als koordinierende Instanz im Sozialraum fungiert und die Jugendarbeit unterstützt (vgl. ebd.).

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Jugendphase eine vielschichtige Lebensphase ist, die rechtlich und gesellschaftlich unterschiedlich definiert wird. Speziell die sozialräumliche Jugendarbeit spielt eine entscheidende Rolle dabei, jungen Menschen Räume zur Entwicklung, Teilhabe und Selbstbestimmung zu ermöglichen. Die enge Verbindung zwischen Jugend, Sozialraum und Offener Jugendarbeit verdeutlicht die Notwendigkeit, diesen Bereich weiter zu erforschen und gezielt zu fördern. Insbesondere im ländlichen Raum, da die Forschung noch nicht ausreichend ist. Im nächsten Abschnitt wird der Begriff Mensch mit Behinderung erläutert, der ein weiterer zentraler Begriff dieser Forschung ist.

4.3 Begriffserklärung Untersuchungsfeld Menschen mit Behinderung

Schut, Pascal

Im Folgenden werden Begriffe erläutert, wie sie im Kontext dieser Masterarbeit verwendet werden. Diese Begriffserklärungen dienen dazu, ein einheitliches Verständnis der zentralen Konzepte im Untersuchungsfeld "Menschen mit Behinderung" zu gewährleisten. Ziel ist es, die verschiedenen Dimensionen und Aspekte von Behinderung klar zu definieren und Missverständnisse zu vermeiden. Dazu wird auf die historische Entwicklung der Begriffe eingegangen sowie deren Bedeutung in aktuellen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskursen beleuchtet.

4.3.1 Mensch mit Behinderung

„Invalid“, „Krüppel“, „Behinderte“, „besondere Bedürfnisse“, „Handicap“ – die Terminologie hat sich im Laufe der Geschichte bis heute massiv verändert. Jemanden als „behindert“ oder „invalide“ zu bezeichnen, ohne dabei das Wort „Mensch“ zu verwenden, reduziert seine/ihre gesamte Existenz auf ein Defizit. Solche Begriffe spiegeln nicht nur ein veraltetes Verständnis von Behinderung wider, sondern tragen auch zur Stigmatisierung und Entmenschlichung bei. Es ist daher essenziell, eine Sprache zu verwenden, die die Würde und Individualität von Menschen mit Behinderungen respektiert und anerkennt.

Die Person-zuerst-Sprache (Person-first Language) betont den Menschen vor der Behinderung und beschreibt ihn beispielsweise als „Mensch mit Behinderung“. Dieser Ansatz legt den Fokus auf die Person und betrachtet die Behinderung als einen von vielen Aspekten ihrer Identität. Im Gegensatz dazu stellt die Identität-zuerst-Sprache (Identity-first Language) die Behinderung in den Vordergrund der Beschreibung, etwa durch Begriffe wie „behinderte Person“. Dieser Ansatz rückt die Behinderung als wesentlichen Bestandteil der Identität hervor und kann, wenn die betreffende Person oder Gemeinschaft dies selber verwendet, Ausdruck von Stolz auf diese Identität und die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Gemeinschaft sein.

Die Identity-first Language sollte nur verwendet werden, wenn die betreffende Person oder Gemeinschaft dies ausdrücklich wünscht oder bevorzugt. Ohne eine solche Präferenz ist es ratsam, die Person-first Language zu verwenden.

Wer ist weswegen überhaupt als Mensch mit Behinderung zu bezeichnen? Eine pragmatische Definition, von wer als Mensch mit Behinderung gilt, ist im UN-BRK, Artikel 1 zu finden. Hier steht, dass zu den Menschen mit Behinderungen Menschen zählen, „[...] die langfristige körperliche, psychische, intellektuelle oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, die sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen und wirksamen Teilhabe, gleichberechtigt mit anderen, an der Gesellschaft hindern können“. Im Behindertendiskurs werden primär zwei Modelle der Behinderung unterschieden: das medizinische Modell und das soziale Modell. Diese beiden Perspektiven bieten unterschiedliche Ansätze zur Erklärung und Interpretation von Behinderung.

Das medizinische Modell von Behinderung betrachtet Behinderung als ein individuelles, körperliches oder geistiges Defizit, das primär durch medizinische Interventionen behandelt oder geheilt werden soll (vgl. Graumann 2011:13). In diesem Modell wird Behinderung als eine Störung oder Schädigung des Körpers oder Geistes angesehen, die weitestgehend durch medizinische Maßnahmen behoben werden soll. Es geht davon aus, dass die Behinderung eine individuelle Anomalie darstellt, die durch ärztliche Diagnosen und therapeutische Interventionen korrigiert oder minimiert werden kann. Dieses Modell legt den Fokus auf die „Reparatur“ des Einzelnen und ignoriert weitgehend die sozialen und strukturellen Barrieren, die zur Behinderung beitragen.

Sara Goering (vgl. 2015:135) schreibt, dass sich das soziale Modell zwischen Beeinträchtigung und Behinderung unterscheidet: Beeinträchtigung ist ein nicht standardmäßiger Zustand des Körpers, der vom Individuum neutral wahrgenommen werden kann, während Behinderung der Nachteil ist, der durch gesellschaftliche Strukturen verursacht wird, die Menschen mit Beeinträchtigungen ausschließen. Dieses Modell hebt die Notwendigkeit von gesellschaftlichen und umweltbedingten Veränderungen hervor und spricht die Haltungsbarrieren an, die die Selbstwahrnehmung und gesellschaftliche Teilhabe von Individuen beeinflussen. Sowie am Medizinischen Modell gibt es auch Kritik am Sozialen Modell der Behinderung. Unter Anderem Anne Waldschmidt kritisiert das soziale Modell der Behinderung, weil es laut ihr eine einfache Trennung zwischen Natur und Kultur sowie zwischen „impairment“ und „disability“ vornimmt (vgl. 2005:21). Sie argumentiert, dass das Soziale Modell Beeinträchtigung als biologisch-medizinisch und unproblematisch betrachtet, während Behinderung als gesellschaftliches Problem angesehen wird.

Laut Schwantje Köbsell hat sich der behinderungspolitische Diskurs inzwischen dahingehend entwickelt, dass Behinderung als gesellschaftliche Konstruktion verstanden wird. Ähnlich wie die Konzepte von Rasse und Geschlecht unterliegt auch das Verständnis von Behinderung einem kontinuierlichen Wandel (vgl. 2016:89). In dieser Masterarbeit wird innerhalb der heterogenen Gruppe „Menschen mit Behinderung“ so weit wie möglich der Fokus auf Menschen mit schweren, komplexen Behinderungen gelegt, die in allen Aspekten des täglichen Lebens Unterstützung benötigen. Es handelt sich um Menschen, bei denen die Welt sich „[...] konzentriert auf die unmittelbare Körpersphäre und ein ganzheitliches, körperlich-seelisches Leben“ (Fröhlich 2014:229). Eine Lebensweise, die in vielerlei Hinsicht Ähnlichkeiten mit der eines Säuglings aufweist (vgl. ebd.). Dies wird einerseits unternommen, um die gigantische Gruppe der „Menschen mit Behinderung“ zumindest ansatzweise homogener zu gestalten. Da fast jeder Mensch in seinem Leben vorübergehend oder dauerhaft eine Behinderung erfahren wird (vgl. World Health Organisation 2020), ist es von Bedeutung, diese

Gruppe klar zu spezifizieren. Zudem werden Menschen mit schweren, komplexen Behinderungen segregiert, indem sie in Institutionen untergebracht, in Sonderschulen unterrichtet und in Werkstätten beschäftigt werden (vgl. Wurzinger 2016:7).

4.3.2 Diskriminierung

Köbsell behauptet, dass Menschen mit Behinderung, anders als andere Diversitätsgruppen, oft als biologisches Defizit betrachtet werden (vgl. 2016:100). Das Prinzip der Nichtdiskriminierung verlangt eine gleichwertige Behandlung von Individuen unabhängig von ihren persönlichen Merkmalen. Dies bedeutet, dass vergleichbare Situationen gleichbehandelt werden sollten (zum Beispiel gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit), während unterschiedliche Situationen unterschiedlich behandelt werden müssen (zum Beispiel notwendige Anpassungen für Arbeitnehmer mit Behinderungen) (vgl. Farkas / O'Dempsey 2011:32). Nach EU-Recht gibt es fünf Arten von Diskriminierung, die verboten sind (vgl. EUR-lex o.A.):

- Unmittelbare (direkte) Diskriminierung (Diskriminierung, bei der eine Person aufgrund gewisser Charakteristika in einer vergleichbaren Situation ungünstiger behandelt wird als eine andere Person)
- Mittelbare (indirekte) Diskriminierung (Diskriminierung die auftritt, wenn eine neutrale Richtlinie eine bestimmte Gruppe im Vergleich zu einer anderen benachteiligt).
- Belästigung (Unangemessenes Verhalten, das darauf abzielt oder bewirken kann, die Würde einer Person zu verletzen und eine unsichere Umgebung zu schaffen).
- Viktimisierung (der Prozess, zum Opfer gemacht zu werden)
- Aufforderung zur Diskriminierung (Eine Handlung, die Personen zur Diskriminierung anderer ermutigt).

Nicht jede Form der ungerechten Behandlung ist im rechtlichen Sinne als Diskriminierung zu werten; Direkte und indirekte Diskriminierung können in bestimmten Situationen rechtlich gerechtfertigt sein. Belästigung, Viktimisierung und Aufforderungen zur Diskriminierung hingegen können niemals gerechtfertigt werden (vgl. Farkas / O'Dempsey 2011:41f). Darüber hinaus ist nicht jede unterschiedliche Behandlung per se diskriminierend. Ein Beispiel hierfür sind Frauenhäuser, die ausschließlich Frauen aufnehmen. Diese Einrichtungen sind gezielt auf die speziellen Bedürfnisse von Frauen in Notlagen ausgerichtet und stellen daher eine rechtlich zulässige Form der geschlechtsspezifischen Unterstützung dar.

4.3.3 UNBRK

Im Rahmen der Menschenrechtsinstrumente der Vereinten Nationen gibt es neun Kernverträge (vgl. Vereinte Nationen 2024). Einer dieser Kernverträge, das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, wurde von den Vereinten Nationen am 13. Dezember 2006 verabschiedet. Österreich ratifizierte dieses Übereinkommen am 2. September 2008, und es trat am 26. Oktober 2008 in Kraft. Ziel dieses Übereinkommens ist die volle Teilhabe und Inklusion von Menschen mit Behinderungen in die Gesellschaft. Mit der Ratifizierung des Übereinkommens durch Österreich entstand eine rechtliche Bindung, was bedeutet, dass ein Gericht nach einer Beschwerde eine/r Bürger:in den österreichischen Staat zur Einhaltung der im Übereinkommen festgelegten Bestimmungen verpflichten kann (vgl. Meierschitz 2023a).

Das Übereinkommen der Vereinten Nationen steht nicht isoliert da, sondern stellt einen weiteren Schritt in einer langen Reihe internationaler Vereinbarungen zur Behandlung von Menschen mit Behinderungen dar. Es schafft keine neuen Rechte, sondern präzisiert allgemein geltende Menschenrechte im Kontext von Behinderungen, sodass auch Menschen mit Behinderungen diese Rechte in vollem Umfang genießen können. Das Übereinkommen behandelt zahlreiche Bereiche, in denen Menschen mit Behinderungen bis heute diskriminiert werden und in denen Anpassungen erforderlich sind, um ihre Rechte ausüben zu können. Darüber hinaus enthält das Übereinkommen der Vereinten Nationen besondere Schwerpunkte, die in anderen Menschenrechtsverträgen noch nicht berücksichtigt wurden, wie Bewusstseinsbildung (Art. 8), angemessene Vorkehrungen (Art. 2), Barrierefreiheit (Art. 9), Unterstützung für ein unabhängiges Leben in der Gemeinschaft (Art. 19) und persönliche Mobilität (Art. 20). Sigrid Graumann betont in ihre Dissertation "Assistierte Freiheit", dass die gesamte Konvention von dem Anliegen durchzogen ist, eine defizitorientierte Sichtweise auf Behinderung durch einen respektvollen Ansatz zu ersetzen, der von Anfang an die individuelle Unterschiedlichkeit von Menschen sowie ihre jeweiligen Stärken und Schwächen anerkennt (vgl. 2011:40).

Die UN-Behindertenrechtskonvention umfasst 50 Artikel, die in drei Hauptbereiche unterteilt sind. Der erste Bereich, der die Artikel 3 bis 9 umfasst, befasst sich mit den Zielsetzungen, allgemeinen Grundsätzen und Verpflichtungen. Besonders bedeutsam ist Artikel 3, der die acht allgemeinen Grundsätze dieses Übereinkommens darlegt. Der zweite Bereich, der die Artikel 10 bis 30 umfasst, beschreibt die verschiedenen Rechte von Menschen mit Behinderungen sowie die Verpflichtungen

der Staaten. Der dritte und abschließende Bereich behandelt die Einrichtung von Überwachungsmechanismen auf verschiedenen Ebenen sowie die Berichterstattung über die erzielten Fortschritte. Österreich hat zudem das Fakultativprotokoll unterzeichnet, das festlegt, dass Einzelpersonen oder Interessengruppen beim UN-Ausschuss Beschwerde einreichen können, wenn die Regierung ihres Landes das Übereinkommen nicht einhält. Das Fakultativprotokoll regelt auch die Bearbeitung dieser Beschwerden durch den Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen (vgl. Meerschütz 2023a).

Am 22. und 23. August 2023 fand eine umfassende Überprüfung der Republik Österreich durch die Vereinten Nationen statt, um die Fortschritte bei der Umsetzung der Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) zu evaluieren. Im Rahmen dieser Evaluierung wurden zentrale Themenbereiche eingehend behandelt. Dazu zählten insbesondere die De-Institutionalisierung von Menschen mit Behinderungen, die Verbesserung der Barrierefreiheit in verschiedenen Lebensbereichen sowie die Verantwortung der einzelnen Bundesländer für die konsequente Umsetzung der UN-BRK. Ein weiteres bedeutendes Thema war die Qualität und Zugänglichkeit der Bildung für Menschen mit Behinderungen, die als wesentliches Element der Inklusion betrachtet wird. Diese Überprüfung hatte zum Ziel, die Fortschritte und Herausforderungen in diesen Bereichen zu identifizieren und Empfehlungen für weitere Maßnahmen zur Stärkung der Rechte von Menschen mit Behinderungen in Österreich zu formulieren (vgl. Verein zur Unterstützung des Unabhängigen Monitoringausschuss 2023).

Die Vereinten Nationen haben im Rahmen ihrer Überprüfung der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) durch Österreich einige positive Entwicklungen anerkannt. Dazu zählen das Inkrafttreten des Zweiten Erwachsenenschutz-Gesetzes im Juli 2018, die Änderung des Bundes-Behindertengleichstellungsgesetzes sowie die Verabschiedung des Nationalen Aktionsplans Behinderung 2022–2030 im Juli 2022. Zusätzlich würdigte der Ausschuss die Überarbeitung und Veröffentlichung der neuen deutschen Übersetzung des Übereinkommens sowie ihre Zugänglichkeit im Leichter-Lesen-Format (vgl. Vereinte Nationen 2023:2f). Wo es einige positive Entwicklungen gab, gab es auch 69 „Hauptproblembereiche und Empfehlungen“ (vgl. ebd.:2ff). Der Monitoringausschuss hob hervor, dass Österreich in mehreren Bereichen, darunter unter anderem die inklusive Bildung und Barrierefreiheit, Rückschritte verzeichnet. Ferner werden die Lebensrealitäten von Frauen mit Behinderungen häufig vernachlässigt, und die Bemühungen zur De-Institutionalisierung stagnieren. Die nächste Staatenprüfung ist für das Jahr 2030 angesetzt, wobei der

Monitoringausschuss die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention fortlaufend überwachen wird (vgl. Verein zur Unterstützung des Unabhängigen Monitoringausschuss 2023).

4.3.4 Barrierefreiheit

Gemäß der UN-BRK Artikel 9 hat jede Person das Recht auf ungehinderten Zugang zu allen gestalteten Wohngebieten, unabhängig von ihrer persönlichen Situation. Barrierefreiheit soll ein autonomes Leben auf Grundlage von Gleichheit ermöglichen, ohne auf externe Hilfe angewiesen zu sein. Obwohl Barrierefreiheit und Inklusion untrennbar miteinander verbunden sind, gibt es einen Unterschied in der Auslegung beider Begriffe. Barrierefreiheit bedeutet lediglich Zugänglichkeit, ohne die gleichwertige Nutzung zu garantieren, während Inklusion die gleichwertige Nutzung aller Ressourcen für Menschen mit und ohne Behinderungen anstrebt. (vgl. Maaß / Rink 2020:39).

Für Christiane Maaß und Isabel Rink gibt es drei verschiedene Sorten der Barrierefreiheit (vgl. 2020:40ff). Neben physischen und Kommunikationsbarrieren nennen sie Diskursbarrieren als Barrieren die der Inklusion im Weg stehen. Diskursbarrieren beziehen sich auf Hindernisse in der gesellschaftlichen Kommunikation und im Verständnis, die Menschen mit Behinderungen daran hindern, in bestimmten Rollen oder Positionen akzeptiert zu werden. Zum Beispiel können Annahmen über die Kompetenz und den Status von Personen mit Behinderungen dazu führen, dass sie für bestimmte Rollen nicht in Betracht gezogen werden, selbst wenn sie die physischen oder kommunikativen Fähigkeiten dafür besitzen. Diese Barrieren entstehen oft aus einer langjährigen kulturellen Konzeption, die Menschen mit Behinderungen in bestimmten gesellschaftlichen Rollen nicht vorsieht oder sie dort nicht akzeptiert.

4.3.5 Sonderpädagogik

Obwohl Österreich die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) ratifiziert hat, fehlt es nach wie vor an einem inklusiven Bildungssystem. Artikel 24 der UN-BRK garantiert das Recht auf Bildung für Menschen mit Behinderungen und fordert von den Vertragsstaaten die Sicherstellung eines diskriminierungsfreien und chancengleichen inklusiven Bildungssystems auf allen Ebenen (vgl. BSGPK 2016:19ff).

In Österreich führt das gegenwärtige segregierte Bildungssystem dazu, dass eine erhebliche Anzahl von Kindern und Jugendlichen mit sonderpädagogischem Förderbedarf (SPF) weiterhin in Sonderschulen, einer spezialisierten Form der Primar- und Sekundarbildung, unterrichtet wird. Der SPF wird von der Bildungsdirektion festgestellt, entweder auf Antrag der Erziehungsberechtigten oder von Amts wegen. Laut dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung muss dieser Antrag eingereicht werden, wenn absehbar ist, dass ein Kind aufgrund einer Beeinträchtigung ohne gezielte Unterstützung dem Unterricht nicht folgen kann, und kann sowohl vor dem Schuleintritt als auch während der Schulzeit gestellt werden. Eltern berichten häufig von unzureichenden Beratungen bei der Entscheidung zwischen Sonderschule und Regelschule und empfinden die Informationslage als mangelhaft. Oft stehen ihnen keine gleichwertigen Alternativen zur Sonderschule zur Verfügung, da Regelschulen in Bezug auf Ausstattung und Ressourcen benachteiligt sind (vgl. Meierschitz 2023).

Im Schuljahr 2018/2019 gab es in Österreich 287 Sonderschulen mit insgesamt 14.630 Schüler:innen (vgl. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung o.A.). Obwohl Stimmen, insbesondere von der damaligen SPÖ Bildungsministerin Sonja Hammerschmid, für eine Umwandlung von Sonderschulen in inklusive Mittelschulen bis 2020 plädierten (vgl. Ladstätter 2017), wurde dieser Prozess bislang nicht umgesetzt.

Nach der hoffentlich nachvollziehbaren Klärung relevanter Begriffe im Bereich Menschen mit Behinderung folgt nun die Auseinandersetzung mit zentralen Begrifflichkeiten im Themenfeld Flucht und Migration.

4.4 Menschen mit Fluchterfahrung – Eine begriffliche Einordnung

Arthofer, Anjali Siri

Das folgende Kapitel widmet sich einer Klärung der Begrifflichkeiten in Bezug auf Geflüchtete und ihrer Rechte im Allgemeinen sowie von Frauen im Speziellen. Anhand unterschiedlicher Menschenrechtsverträgen sollen die Rechte und Pflichten von Geflüchteten veranschaulicht werden. Weiters soll die historische und rechtliche Dimension des Begriffs „Flüchtling“ beleuchtet sowie dessen Konnotationen erörtert werden.

Vorweg möchte ich auf die in dieser Arbeit bevorzugten Begriffe verweisen. Demnach schreiben wir in dieser Masterarbeit von „Geflüchteten“ sowie von „Menschen mit Fluchterfahrung“ und vermeiden den Begriff „Flüchtling“, da dieser mittlerweile eine umstrittene Konnotation innehat. Eine häufige Kritik gegenüber dem Begriff „Flüchtling“ ist die infantilisierende Konnotation der Endung „ling“ und dem damit einhergehenden abwertenden Beigeschmack. Neben kritischen Stimmen finden sich jedoch auch positive Argumente den Begriff zu verwenden, mit Verweis auf die „Gründung der Flüchtlings(!)räte“, sowie dessen politische Dimension (vgl. Kersting 2020:2). Nichtsdestotrotz hat der Begriff „Flüchtling“ historische sowie rechtliche Relevanz und wird daher in diesem Abschnitt des Öfteren Verwendung finden.

4.4.1 „Der Flüchtling“ als umstrittener Begriff

„Vor allem mögen wir es nicht, wenn man uns >>Flüchtling<< nennt. Wir selbst bezeichnen uns als >>Neuankömmlinge<< oder als >>Einwanderer<<“ (Arendt 2016).

Dieses einleitende Zitat von Hannah Arendt veranschaulicht, dass der Begriff „Flüchtling“ keineswegs neutral ist, sondern verschiedenen Bedeutungsdimensionen unterliegt, die es anschließend freizulegen gilt. Der Flüchtlingsbegriff folgt keiner rein „deskriptiven“ Logik, sondern legt vielmehr eine „normative Dimension“ offen. Man verbindet demnach mit dem Begriff gewisse rechtliche und moralische Verpflichtungen gegenüber Geflüchteten aber auch soziale Praktiken, den Entzug von Rechten wie auch Handlungsfähigkeiten (vgl. Kersting 2020:2).

Fluchtbewegungen haben in den letzten Jahrzehnten massiv zugenommen und damit stieg auch die Anzahl an Geflüchteten weltweit (siehe Kapitel 2.3). Flucht stellt jedoch kein neues Phänomen dar, sondern findet sich in verschiedenen Epochen der Menschheitsgeschichte wieder. Allerdings handelte es sich in vergangenen Zeiten mehr um eine sittliche Pflicht Geflüchteten Asyl zu gewähren und weniger um ein Recht welches allen Menschen zusteht (ebd.:5). Dies änderte sich jedoch 1948 mit der Verabschiedung der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ (AEMR) durch die Vereinten Nationen. Die AEMR ist die direkte Folge des Zweiten Weltkrieges und der Gräueltaten des Nationalsozialismus. Darin steht unter Artikel 14 geschrieben: „Jeder hat das Recht, in anderen Ländern vor Verfolgung Asyl zu suchen und zu genießen“ (Amnesty International o.A.). Nach juristischer Auffassung ist die Wirksamkeit der AEMR jedoch nur begrenzt gegeben, da unter anderem unklar bleibt, wie Geflüchtete konkret von ihrem Recht auf Asyl Gebrauch machen können, ohne Recht brechen zu müssen (vgl. Kersting 2020:8). Die Migrationsforscherin Judith Kohlenberger spricht in

dem Zusammenhang von dem Asylparadox und führt dazu weiter aus: „Flüchtende müssen Recht brechen, um zu ihrem Recht zu gelangen“. Sie beschreibt die Unmöglichkeit Schutzsuchender legal in ein Land einzureisen beziehungsweise deren Grenze zu passieren und verdeutlicht damit die „inhärente Illegalisierung“ von Geflüchteten (Kohlenberger 2022:33). Die AEMR stellt zwar noch kein rechtlich bindendes Dokument dar, dennoch legte sie den Grundstein für weitere Abkommen, die die Rechte von Geflüchteten weltweit stärken sollten, wie in weiterer Folge die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) (vgl. Kersting 2020:8).

Der Begriff „Flüchtling“ ist zunächst aus rechtlicher und historischer Sicht zu betrachten und geht, in seinem heutigen Verständnis, auf die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 zurück. Diese stellt bis heute die wichtigste rechtliche Grundlage für die Schutzgewährung Geflüchteter dar, welche in einer Generalversammlung der Vereinten Nationen verabschiedet wurde. Die GFK entstand in Folge des zweiten Weltkrieges sowie der vorausgegangenen Verfolgung und Vertreibung verschiedener Gruppen und der damit einsetzenden Fluchtbewegungen innerhalb Europas und trat 1954 in Kraft. In dem Dokument ist geregelt, wer als sogenannter „Flüchtling“ gilt und welche Rechte und Pflichten damit im Ankunftsland einhergehen. Als „Flüchtling“ gilt demnach eine Person, welche:

„aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann [...]“ (UNHCR 1951).

Wesentlicher Bestandteil der GFK ist das Non-Refoulement-Prinzip, welches das Verbot vorsieht, Menschen in Herkunftsländer zurückzuweisen, wo ihnen Menschenrechtsverletzungen drohen würden. Die Umsetzung der Genfer Flüchtlingskonvention wurde in weiterer Folge „dem Hochkommissariat für Flüchtlinge“ (UNHCR) aufgetragen, welches bis heute den Rechtsschutz von Geflüchteten weltweit überwacht und verteidigt (vgl. Kersting 2020:8f).

1967 folgte ein zusätzliches Protokoll, um den geografischen Wirkungsbereich zu erweitern, da sich die ursprüngliche Konvention auf Geflüchtete aus dem europäischen Raum begrenzte. Weltweit sind bisher 149 Staaten der Konvention beigetreten (vgl. UNHCR 1951).

Mit dem Einsetzen der Fluchtbewegungen während und nach des Zweiten Weltkrieges hat sich die Bedeutung des Begriffs „Flüchtling“, nach Hannah Arendt, radikal gewandelt. Sie sieht in seiner Bedeutung eine „totale Exklusion“ und in weiterer Folge den „Verlust der Menschenrechte“. Arendt sieht eine gewisse Paradoxie in den Menschenrechten, da die universellen Rechte eines Menschen

gerade in dem Moment nicht mehr greifen, wenn Menschen ihre politische Gemeinschaft verlieren. Sie sind dann auf sich selbst zurückgeworfen, ohne eine Instanz wie einen Staat, der ihre Rechte gewähren könnte (vgl. Kersting 2020:7). Giorgio Agamben spinnt Arendts Gedanken weiter und schreibt:

„Das Paradox, von dem sie hier ausgeht, besteht darin, daß die Figur – der Flüchtling –, die den Menschen der Menschenrechte schlechthin hätte verkörpern sollen, statt dessen die radikale Krise dieser Konzeption bezeichnet“ (Agamben 2020:198).

Der durch die GFK geprägte Begriff „Flüchtling“ unterlag in der Vergangenheit einem „männlichen Paradigma“ und war keineswegs geschlechtsneutral. Ausgehend vom historischen Kontext, orientierte man sich damals nämlich an dem männlichen Geflüchteten und ließ damit die Lebensrealität weiblicher Geflüchteter außen vor. Während männliche Geflüchtete als politisch aktiv betrachtet wurden, verstand man weibliche Geflüchtete häufig als apolitisch und hilfsbedürftig (vgl. Krause 2017:79ff). Der Begriff wurde daher auch aus einer feministischen Perspektive heraus kritisiert, da die Menschenrechte zunächst vor allem öffentliche Bereiche betrafen, von welchen vorwiegend Männer betroffen sind, wohingegen Unrechtserfahrungen im privaten Bereich, wie häusliche Gewalt oder Vergewaltigung, lange Zeit nicht als menschenrechtsrelevante Straftaten anerkannt wurden (vgl. Kersting 2020:20).

Um der systematischen Diskriminierung von Frauen und Mädchen entgegenzuwirken, wurde 1979 die CEDAW (Convention on the Elimination of All Forms of Discrimination Against Women) von den Vereinten Nationen unterzeichnet. Die CEDAW stellt das wichtigste internationale Abkommen für den Schutz und die Rechte von Frauen und Mädchen dar. Der Fokus liegt dabei auf sämtlichen Lebensbereichen wie Familie, Arbeit, Bildung, Gesundheit sowie politisches und öffentliches Leben. Teil der Konvention ist eine Berichterstattung der Vertragsstaaten, welche alle vier Jahre zu erfolgen hat. 1999 folgte das Fakultativprotokoll welches Beschwerden von einzelnen Frauen an das CEDAW-Komitee innerhalb des innerstaatlichen Instanzenzugs ermöglicht. Österreich trat 1980 der CEDAW bei und ratifizierte diese 1982. 2000 folgte die Ratifizierung des Fakultativprotokolls und damit die alle vier Jahre stattfindende Berichterstattung. 2019 fand die letzte Staatenprüfung durch das CEDAW-Komitee statt, in welchem Empfehlungen zur Nachbesserung an Österreich geäußert wurden (vgl. Bundeskanzleramt o.A.).

4.4.2 Fazit

Wie sich anhand dieser kurzen Begriffsklärung gezeigt hat, unterliegt der Begriff „des Flüchtlings“ multipler Spannungen, Paradoxien und unterschiedlicher Konnotationen. Der Begriff ist keineswegs neutral und muss daher stets im Kontext historischer, rechtlicher und sozialer Verhältnisse betrachtet sowie analysiert werden. Zwar werden in dieser Arbeit die Begriffe Geflüchtete oder Menschen mit Fluchterfahrung verwendet, dennoch ist es wichtig den Begriff „Flüchtling“ aufgrund seiner historischen und rechtlichen Dimensionen zu beleuchten. Wie sich zeigt findet sich die rechtliche Grundlage für Geflüchtete sowohl in der Erklärung der Allgemeinen Menschenrechte wie auch in der Genfer Flüchtlingskonvention wieder. Aus feministischer Perspektive griff die GFK jedoch für Rechte von Frauen und Mädchen in der Vergangenheit zu kurz. Der Versuch diese Lücke zu schließen, findet sich in der Verabschiedung der CEDAW und der Bestrebung gegen Diskriminierung von Frauen und Mädchen aktiv entgegenzuwirken.

Anschließend an diese begrifflichen Klärungen zu den Themen rund um Jugendliche, Menschen mit Behinderung und Geflüchtete, soll das nachfolgende Kapitel die empirischen Erkenntnisse dieser Masterarbeit veranschaulichen und die eingangs gestellten Forschungsfragen beantworten.

5 Forschungsergebnisse – Inklusion durch gemeinwesenorientierte Ansätze in St. Pölten

Frotzler, Valentina

Das vorliegende Kapitel bündelt die empirischen Erkenntnisse, die im Rahmen dieser Masterarbeit in der Stadt St. Pölten gewonnen wurden. Grundlage bilden sowohl die drei durchgeführten Teilprojekte – Community mapping mit Jugendlichen, der Photovoice-Workshop mit Frauen mit Fluchterfahrung sowie das Konzept eines inklusiven Spielplatzes – als auch vertiefende Expert:inneninterviews mit Fachpersonen aus den Bereichen Soziale Arbeit, Bildung und Gemeinwesenarbeit.

Ziel war es, zu untersuchen, welche Potenziale gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion marginalisierter Gruppen bieten – und welche strukturellen Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit gesellschaftliche Teilhabe im urbanen Kontext langfristig wirksam werden kann.

Die ausgewählten Zielgruppen – Jugendliche, Menschen mit Behinderung und Frauen mit Fluchterfahrung – stehen exemplarisch für unterschiedliche Formen sozialer Marginalisierung. Gleichzeitig verbindet sie das gemeinsame Bedürfnis nach Sichtbarkeit, Zugehörigkeit und aktiver Mitgestaltung ihres Lebensumfelds. Durch partizipative Formate wie Community mapping, Photovoice sowie durch die Einbindung lokal verankerter Expert:innenperspektiven konnten vielfältige Erfahrungen, Bedarfe und Einschätzungen sichtbar gemacht werden.

Während sich die Kapitel 5.1 bis 5.3 den drei Zielgruppen und den jeweils angewandten partizipativen Methoden widmen, dokumentiert Kapitel 5.4 die Projektvernissage an der FH St. Pölten als öffentliches Schaufenster der Forschung und als Raum der Sichtbarmachung.

Kapitel 5.5 führt alle empirischen Erkenntnisse vergleichend und übergreifend zusammen. Es systematisiert die Ergebnisse entlang von Zielgruppen, benennt zentrale Herausforderungen und analysiert strukturelle Gelingensbedingungen gemeinwesenorientierter Praxis. Abschließend werden Potenziale herausgearbeitet, die für eine inklusive Gestaltung des städtischen Gemeinwesens in St. Pölten wegweisend sein können.

5.1 Die Graffiti-Community map von St. Pölten powered by Jugendlichen aus St. Pölten

Oblak, Dario Roman

Das folgende Kapitel widmet sich der Darstellung und Analyse der erhobenen Daten dieser Forschungsarbeit, die sich mit der Teil-Frage „Welche Möglichkeiten bieten partizipative und künstlerische Ausdrucksformen für die Inklusion von Jugendlichen im Gemeinwesen in St. Pölten?“ auseinandersetzt. Im Fokus dabei stehen die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2022) der gesammelten Daten aus der Community map, den Expert:inneninterview sowie den teilnehmenden Beobachtungen während des Graffiti-Workshops im Jugendzentrum Steppenwolf in St. Pölten. Im Mittelpunkt des Workshops stand die Bedeutung spezifischer Orte für Jugendliche im Sozialraum St. Pölten sowie auf den Auswirkungen partizipativer Methoden innerhalb der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Zur Auswertung der gewonnenen Daten wird die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2022) herangezogen, um zentrale Kategorien und wiederkehrende Muster herauszuarbeiten. Zunächst wird die Vorbereitung des Workshops beschrieben, gefolgt von der Vorstellung der teilnehmenden Jugendlichen, Expert:innen und dem Ablauf der durchgeführten Methodeneinheit. Anschließend erfolgt die detaillierte Analyse der erhobenen Daten. Es sei darauf hingewiesen, dass das vorliegende Datenmaterial exemplarischen Charakter hat und keinen Anspruch auf die Vollständigkeit der Allgemeingültigkeit hat. Dieses Kapitel bietet somit einen fundierten Einblick in die Schnittstelle von partizipativen und künstlerischen Ausdrucksformen sowie deren Potenzial zur Förderung von Inklusion und sozialräumlicher Teilhabe in der Jugendarbeit.

5.1.1 Community map & Graffiti-Workshop

Im Rahmen der Forschung wurde ein Graffiti-Workshop als Methode des Community mapping durchgeführt. Im Kapitel 3.2.1 Community mapping wird passend dargestellt, dass Kartographie sowohl Wissenschaft als auch Kunst sein kann. Das Ziel war es, jene Orte zu identifizieren, die für Jugendliche in St. Pölten eine besondere Bedeutung haben. Die Idee, eine Community map in Form eines Graffiti-Workshops umzusetzen, wurde von der Forschungsgruppe eigenständig eingebracht. Die Kombination aus künstlerischem Ausdruck und partizipativer Raumanerkennung sollte eine niederschwellige und kreative Möglichkeit bieten, jugendliche Perspektiven sichtbar zu machen. Die Methode wurde deswegen gewählt, da diese sowohl gestalterische Freiheit als auch dialogische Prozesse anregen kann. Konkret bedeutet das, dass die Jugendlichen die Möglichkeit erhielten, ihre Lieblingsorte sowie identitätsstiftenden Plätze an zwei mobilen Wänden zu verewigen. Die

Untersuchung zeigte, dass das Jugendzentrum eine zentrale Rolle für die Jugendlichen spielt. Im Kapitel 5.1.2.1 Jugendzentrum Steppenwolf wird genau dieses Ergebnis konkret beschrieben.

Am 4. Oktober 2024 fand der Graffiti-Workshop statt. Start war um 14:00 Uhr. Die Veranstaltung wurde um 18:30 Uhr beendet. Insgesamt nahmen 25 Jugendliche teil. Die Jugendlichen waren im Alter von 13 bis 25 Jahren. Der Workshop begann mit einer Einführung in die Graffiti-Technik und einer gemeinsamen Reflexion über Orte im Sozialraum der Zielgruppe. Im Mittelpunkt standen die Lieblingsorte und identitätsstiftenden Orte. Diese sollten die Jugendlichen an eine der zwei mobilen Wände sprayen. Zur Unterstützung wurden von den Jugendarbeiter:innen Schablonen für das Sprayen zur Verfügung gestellt, wie zum Beispiel das Logo des Steppenwolfs. Es standen die Partizipation, die Graffiti-Kunst und vor allem die Orte der Zielgruppe, die in St. Pölten für sie von Bedeutung sind im Mittelpunkt. Die ersten Sprayversuche wurden zögerlich unternommen, entwickelten sich jedoch rasch zu einer kreativen und selbstbewussten Ausdrucksform. Die linke Wand wurde zuerst zu einer „stummen“ Karte von St. Pölten gesprayed. Das eigentliche Vorhaben war, dass die Karte mit den Jugendlichen angefertigt wird, was aber nicht gelungen ist und somit von uns selbst als Anstoß für den Workshop genutzt wurde. Infolgedessen haben wir die „stumme“ Karte selbst an die Wand gesprayed. Die Karte sollte als Grundlage für die spätere Community map dienen. Da zu Beginn der Workshop spärlich besucht war, wurden die Forschungsgruppe und die Jugendarbeiter:innen aktiv. Die Jugendarbeiter:innen haben den Workshop teilweise begleitet, was eine unterstützende Atmosphäre geschaffen hat und die Jugendlichen zur aktiven Teilnahme motivierte. Es wurden FFP3-Masken und Handschuhe als Schutzkleidung zur Verfügung gestellt. Die ersten Versuche waren auf der Rückwand, dabei konnten sich die Jugendlichen mit den Spraydosen ausprobieren.

Die Aufgabe war es, dass jede/r Teilnehmer:in einen Ort auf die linke „stumme“ Karte sprayt und auf der rechten Seite das Logo und den Namen. Die rechte Wand sollte als Legende dienen. Jede/r der Teilnehmer:innen konnte die Symbole und die Orte komplett frei wählen, nur die Orte durften nicht zwei Mal vorkommen. Unter anderem war das Symbol des Jugendzentrum Steppenwolf, das einen Wolf und die Schrift zeigt, auf der Wand dargestellt. Weitere Logos waren, das Fußball-Logo des Fußballvereins in Pottenbrunn, ein Hai-Logo für den Ratzersdorfer See, ein Kleeblatt-Logo für einen weiteren Fußballverein und ein Skater-Logo für den Skate-Park beim Badensee in Ratzersdorf. Das EKZ (Einkaufszentrum Traisenpark) wurde ohne Logo, sondern nur mit den drei Buchstaben gekennzeichnet. Die Krone steht für die Chillarea und das PH steht für das Parkhaus. Der Ratzersdorfer See wurde als Hai-Logo dargestellt, da die Hai-Schablone die einzige verfügbare war, die die Jugendlichen mit Wasser assoziierten. Die Legende stellt sich folgendermaßen zusammen:

Legende:

- JZ – Jugendzentrum Steppenwolf
- K – Arbeitsplatz eines Jugendlichen
- EKZ – Einkaufszentrum Traisenpark
- PH – Parkhaus
- Fitfabrik – Fitnessstudio
- Hai Logo – Badensee
- Skater Logo – Dropin Skate Park
- Fußball Logo – Fußballverein Pottenbrunn
- Krone Logo – Chillarea
- Kleeblatt Logo – Fußballverein SC
- Palme - Heimatgefühle

Die Legende zeigt die Vielfalt der Orte der Jugendlichen in St. Pölten. Dennoch ergab sich, dass das Jugendzentrum Steppenwolf der zentrale Ort für die Mehrheit der Teilnehmer:innen ist. Sie verbringen dort am liebsten ihre Freizeit. Spontan gab die Mehrheit der Jugendlichen an, dass das

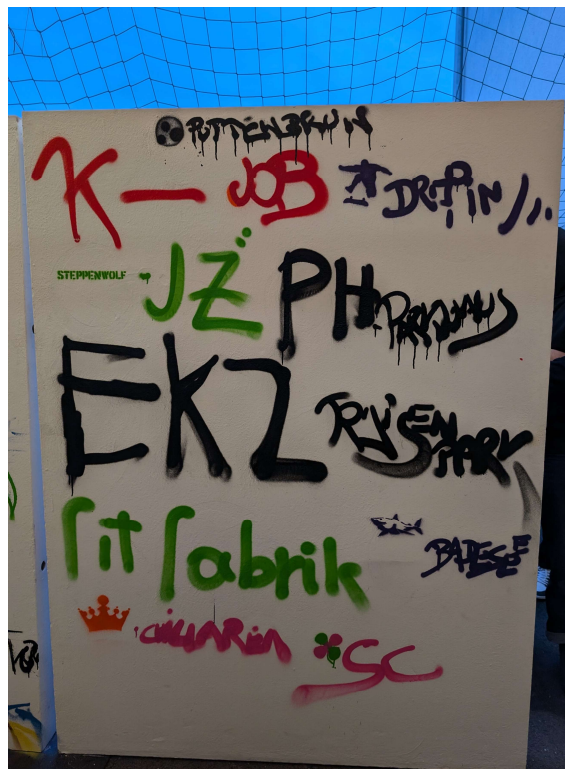


Abbildung 14: Legende Community Map (eigene Aufnahme)

Jugendzentrum ihr Lieblingsort ist. Im Rahmen dessen stand nicht nur das Treffen von Freunden an vorderster Front, sondern die vielen Freizeitmöglichkeiten waren ebenso wichtig. Doch nicht nur Lieblingsorte in der Freizeit wurden eingezeichnet, denn ein Jugendlicher entschied sich dafür, seinen Arbeitsplatz auf die Karte zu sprayen. Er gab an, dass er in einem Elektrobetrieb arbeitet, was die Arbeit als einen sozialen und identitätsstiftenden Ort für ihn persönlich ausmacht. Parallel wurden Gespräche mit den Jugendlichen geführt, in denen sie über ihre Sozialräume sprachen und reflektierten.

Generell gab es eine hohe Fluktuation, wobei dies in den konkreten Ergebnissen unter 5.1.2.5 Gruppendynamik/Teilhabe näher betrachtet wird. Viele Jugendliche hatten zu Beginn etwas Berührungsängste mit den Spraydosen und wahrscheinlich auch mit uns als Forschende, da sie uns nicht kannten. Das war für uns als Forschungsgruppe eine zu bewältigende Aufgabe, da zu den Jugendlichen überhaupt keine Beziehung bestand. Wie bereits erwähnt, halfen uns die Jugendarbeiter:innen, mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen und sie für den Workshop zu sensibilisieren. Dadurch, dass es am Ende 25 Teilnehmer gab, zeigte es die Offenheit und die Zugänglichkeit des Jugendzentrums und der Jugendarbeit im Allgemeinen. Viele Jugendliche waren zu Beginn nur Zuschauer:innen, was sich aber im Laufe des Nachmittages änderte, da sie sahen, was andere Jugendlichen auf die Wand sprayten und somit ihr Interesse gestärkt wurde. Als ein vorläufiges Ergebnis kann gezeigt werden, dass öffentliche konsumfreie Räume für die Jugendlichen von hoher Relevanz sind, wie dies im Kapitel 4.2.2 beschrieben ist, da diese Räume im Grunde kein kommerzielles Ziel verfolgen.

In der Abbildung 15 des Codebaumes ist die Hierarchie bei den Kategorien und Unterkategorien absichtlich verkehrt dargestellt. Gewöhnlich wird Hierarchie als von oben herabgesehen, doch da der Begriff „Baum“ im Titel enthalten ist, wurde die Hierarchie wie folgt dargestellt: Die Hauptkategorien symbolisieren den Stamm des Baumes, deswegen sind diese Kreise auch braun dargestellt. Die verknüpften Unterkategorien sind grün dargestellt, da sie die Baumkrone darstellen sollen. Durch die Verknüpfungslinien soll simpel erkennbar sein, welche Unterkategorie zu welcher Hauptkategorie gehört. Die Bedeutung der Orte für die Zielgruppe wurde extra groß dargestellt, da diese in der Auswertung der Ergebnisse eine große Rolle eingenommen haben. Dieses Bild wird sich schließen, wenn die Ergebnisse im nächsten Teil genauer betrachtet werden.

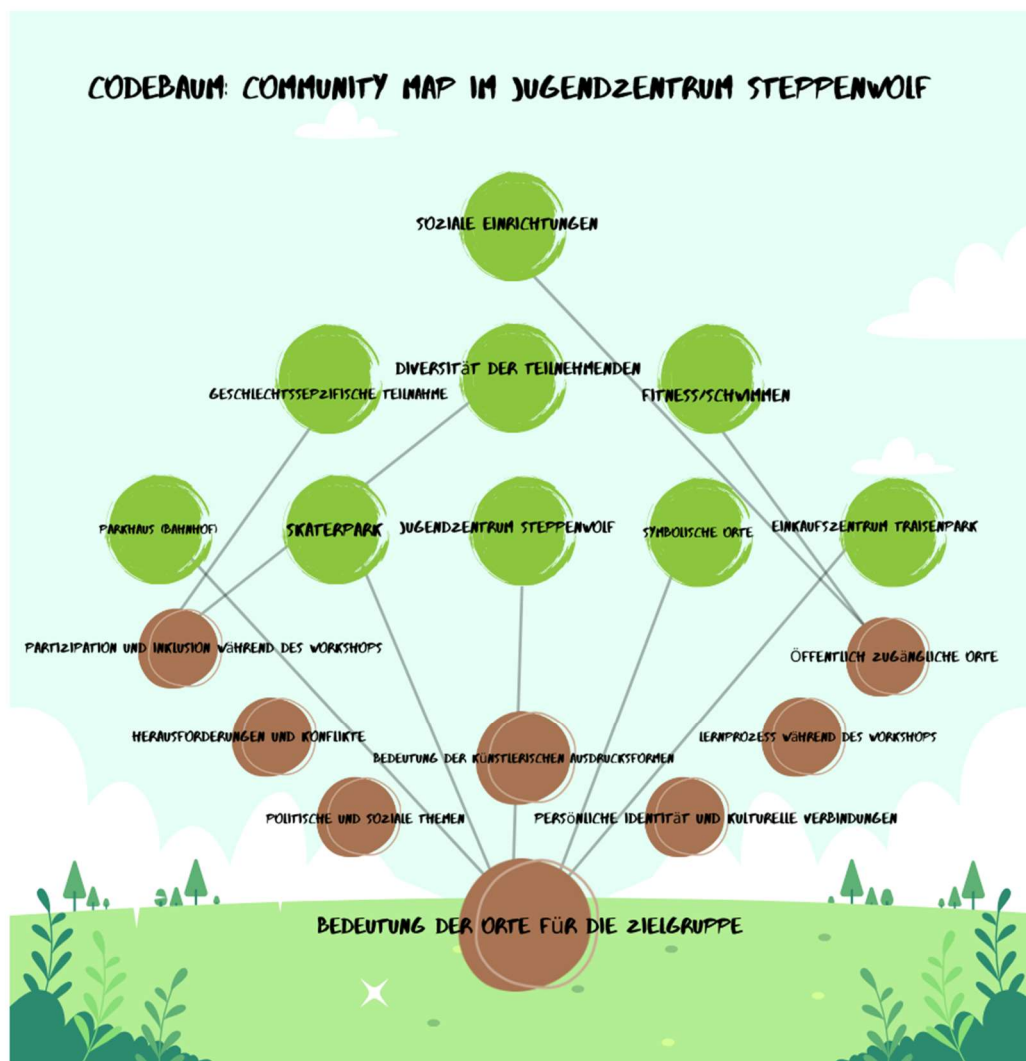


Abbildung 15: Codebaum - Community Map (eigene Darstellung)

5.1.2 Ergebnisse

In diesem Abschnitt werden die Lieblingssorte der Jugendlichen sowie ihre sozialen und sinnstiftenden Treffpunkte hierarchisch dargestellt, basierend auf ihrer Häufigkeit und Bedeutung innerhalb der Kategorien des Codebaums, wie diese im Kapitel 3.3.3.2 beschrieben wurden. Im Gegensatz zur Darstellung in Abbildung 3 wird hier eine klassische Hierarchisierung gewählt, wobei das Jugendzentrum Steppenwolf als zentraler Ausgangspunkt dient. Die Ergebnisse zeigen, dass neben konsumfreien Räumen auch Orte der Begegnung und kreativen Entfaltung eine wichtige Rolle für die Jugendlichen spielen. Im Speziellen die soziale Interaktion, sportliche Betätigung und künstlerische Ausdrucksformen sind zentrale Faktoren für ihre Rauman eignung. Zudem wird sichtbar, dass partizipative Ansätze, wie der Graffiti-Workshop, nicht nur persönliche Identifikation ermöglichen, sondern auch zu einer Vernetzung innerhalb der Offenen Jugendarbeit und des Gemeinwesens beitragen.

5.1.2.1 Jugendzentrum Steppenwolf:

Der Großteil der Jugendlichen, die am Graffiti-Workshop teilgenommen haben, haben angegeben, dass das Jugendzentrum ihr Lieblingssort und der zentrale Ort ihrer Freizeit ist. Nicht nur Freizeitangebote waren von Bedeutung, sondern ebenso ein sicherer Raum und soziale Interaktionen stehen dabei im Vordergrund. Das Jugendzentrum deckt gleichzeitig einen Großteil der Interessen der Jugendlichen ab. Insbesondere der sportliche Aspekt, der das Skaten, Fußball und auch eine kleine Fitnesssecke beinhaltet, kann im Vergleich zu den anderen Orten als signifikant betrachtet werden. Der Grund dafür ist, dass die Jugendlichen den Skaterpark, Fußballvereine und das Fitnesscenter oft als zweite Wahl sprachen wollten, als sie bemerkten, dass das Jugendzentrum bereits an der Wand war. Während des Workshops wurden die Skaterhalle, der Fußballplatz und die Fitnesssecke benutzt, was einen realistischen Blick in die Praxis des Jugendzentrums ermöglichte und so das Ergebnis erheblich beeinflusste. Weiters wurden die PlayStation-Ecke und der Billard-Tisch durchgehend bespielt.

Das zeigt, dass das Jugendzentrum ein Kommunikationsraum ist, der offen und leicht zugänglich ist. Wichtig ist, dass es keinen Konsumzwang gibt und alles auf Freiwilligkeit basiert (vgl. Verein Wiener Jugendzentren 2020). Im Gegensatz zu einem Fitnesscenter oder einem Fußballverein, die einen gewissen Konsumzwang als Zugang erfordern, kann das Jugendzentrum eine konsumfreie Alternative bieten, wenn auch nicht dieselbe Vereinsstruktur (Beispiel Fußballverein) vorhanden ist

oder die gleichen Fitnessgeräte (Beispiel Fitnesscenter). Dennoch können gewisse Aspekte davon im Jugendzentrum abgedeckt werden. Die Niederschwelligkeit steht hierbei im Vordergrund. Die Begriffe Konsumfreiheit und Niederschwelligkeit sind Ziele, die von der Offenen Kinder- und Jugendarbeit verfolgt werden und im Kapitel 4.2.2 als einer der Grundpfeiler beschrieben werden.

Bei der Skaterhalle im Jugendzentrum (vgl. st-poelten 2024e), kann davon ausgegangen werden, dass vor allem die Wetterunabhängigkeit im Gegensatz zu dem beliebten Skaterpark ein Vorteil ist. Dazu kommt, dass neben dem Skaten ebenfalls andere Bedürfnisse der Jugendlichen befriedigt werden können. Das wären die bereits beschriebenen Angebote des Jugendzentrums im oberen Absatz.

Allgemein stellt die Offene Kinder- und Jugendarbeit, wie im Kapitel 4.2.2 beschrieben, nicht nur Sportangebote, sondern auch Musik und Medienproduktion für die Jugendlichen zur Verfügung. Das bedeutet, dass die Zielgruppe ein großes, selbstgestaltbares Probierfeld für sich beanspruchen kann. Dadurch können sie ihre eigenen Interessen entdecken und ihre Stärken ausbauen. Das zeigt, welchen hohen Stellenwert das Jugendzentrum bei den Besucher:innen genießt. Individuell wird im Rahmen dessen das Selbstbewusstsein entwickelt, Verantwortung geübt und das allgemeine psychische und physische Wohlbefinden gestärkt (vgl. bOJA 2021:71-72). Wichtig hierbei ist, dass keine kommerziellen Ziele verfolgt werden, was einen weiteren Grundpfeiler der Offenen Kinder- und Jugendarbeit darstellt, wie bereits im Kapitel 4.2.2 erwähnt.

Für Jugendliche und somit auch für die Jugendlichen im Steppenwolf ist die Peergroup von großer Bedeutung. Das wird hier klar, denn das Bedürfnis, mit Gleichaltrigen zusammen zu sein, Zugehörigkeit zu erleben und Anerkennung sowie Rückhalt zu bekommen, ist hoch einzuschätzen. Es kann also interpretiert werden, dass in der Zusammenarbeit mit anderen Jugendlichen an der Community map Kontakte zu anderen Jugendlichen und soziale Lernerfahrungen in der Gruppe ermöglicht wurden (vgl. ebd.:73).

Das Jugendzentrum stellt aber ebenso einen wichtigen Aspekt in der Sozialraumarbeit und der Gemeinwesenarbeit dar, denn der offene Bereich des Steppenwolfs bildet durch die freie Zugänglichkeit einen Teil des öffentlichen Raums (vgl. Deinet 2010). Wie der Graffiti-Workshop gezeigt hat, nicht nur für die Jugendlichen, da ebenso andere Personen aus anderen Einrichtungen und Vereinen eingeladen wurden, um mitzuwirken. Das zeigt wiederum eine Schnittstelle zwischen Offener

Jugendarbeit und Gemeinwesenarbeit, auch wenn dies als Beispiel nicht aussagekräftig ist. Das Beispiel Graffiti-Workshop hat sich als gutes Vernetzungstool herausgestellt.

5.1.2.2 Individuelle & symbolische Orte

Einige wenige Jugendliche sprayten nicht sehr offensichtliche Orte, wie z.B. den Arbeitsplatz oder das Parkhaus am Bahnhof. Das Parkhaus wird z.B. als Rückzugsort genutzt oder als Schutz vor schlechtem Wetter. Die Jugendlichen gaben das Einkaufszentrum an, da sie dort „chillen“ können und sich mit Freunden treffen. In den kalten Wintermonaten können die Jugendlichen das beheizte und konsumfreie Einkaufszentrum gut nutzen. Sie gaben keine weiteren Angaben an.

Der Skaterpark stellt einen konsumfreien Ort dar, der von den Jugendlichen besonders in den warmen Monaten als bedeutender Treffpunkt genannt wird. Im Zuge dessen geht es um sportliche Aktivitäten und soziale Begegnungen. Der Skaterpark wurde im Jahr 2012 beim Ratzersdorfer See, der von den Jugendlichen auch mehrfach genannt wurde, angelegt (vgl. Stritzl 2021). Bei der Zielgruppe stehen vor allem die sportliche Komponente und die Konsumfreiheit im Vordergrund.

Außergewöhnlich war die Darstellung einer Palme eines Jugendlichen, die für ihn Heimatgefühle darstellen soll. Das zeigt, dass die Community map nicht nur geografische, sondern ebenfalls emotionale und kulturelle Dimensionen der Lebenswelten der Jugendlichen darstellt. Siehe dazu Abbildung 16. Die individuellen und symbolischen Orte für Jugendliche zeigen, dass es den Jugendlichen wichtig ist, dass sie sich an konsumfreien Orten aufhalten. Außerhalb des Jugendzentrums werden Orte genutzt, die als Rückzugsort oder Wetterschutz dienen. Doch gleichzeitig stellen Räume wie z.B. der Skaterpark einen funktionalen Mehrwert dar. Doch nicht allein der funktionale Nutzen steht im Vordergrund. Vielmehr spielen Gemeinschaft, Zugehörigkeit und die Pflege von Beziehungen innerhalb der Peer-Group eine bedeutende Rolle.



Abbildung 16: Community Map 1 (eigene Aufnahme)

5.1.2.3 Symbolische & künstlerische Ausdrucksformen

Die Jugendlichen hatten einige vorgefertigte Symbole (Schablonen) zur Auswahl, die vom Jugendzentrum Steppenwolf für den Workshop zur Verfügung gestellt wurden. Der Fußballverein wurde als Ball dargestellt, der Ratzersdorfer See mit einem Hai-Logo und die Chillarea mit einem Kronesymbol. Das zeigt und unterstreicht die Kreativität der Teilnehmer des Graffiti-Workshops. Die Symbole,

seien es die vorgefertigten oder selbstgemachten, ermöglichten es den Jugendlichen abstrakte Konzepte wie Zugehörigkeit oder Heimat visuell darzustellen. Durch den Graffiti-Workshop wurde eine Plattform geboten, individuelle Geschichten und kulturelle Wurzeln künstlerisch darzustellen. Wie im Kapitel 2.3.10 bereits erwähnt, ist die Graffiti-Kunst ein Medium, dass das Gefühl in der Gemeinschaft stärken kann. Die Einzigartigkeit und die Kreativität waren bei den teilnehmenden Jugendlichen stark ausgeprägt, wie die Abbildung 8 zeigt. Das in Kapitel 2.3.10 beschriebene Ziel, den Jugendlichen in St. Pölten eine Stimme zu geben, wurde unser Erachtens erreicht.

Die Map zeigt der Peer-Group Orte, die für Jugendliche in St. Pölten interessant sein könnten. Die Graffiti-Wand steht seit Oktober 2024 im Jugendzentrum und kann für die heranwachsende Generation als Freizeitkarte zur Verfügung stehen. Die dauerhafte Installation der Graffiti-Map im Jugendzentrum sowie die Möglichkeit, sie laufend zu modifizieren, zeigt den partizipativen und dynamischen Charakter des Forschungsprojekts. Für die Zielgruppe wurde nicht nur ein Raum für individuellen und gemeinschaftlichen Ausdruck geschaffen, sondern ebenfalls ein nachhaltig nutzbares Instrument zur Stärkung jugendlicher Teilhabe. Das Ziel, dass wir Jugendlichen in St. Pölten eine Stimme geben, wurde nicht nur erreicht. Vielmehr entstand ein dauerhaft sichtbares und weiterentwickelbares Kunstwerk.

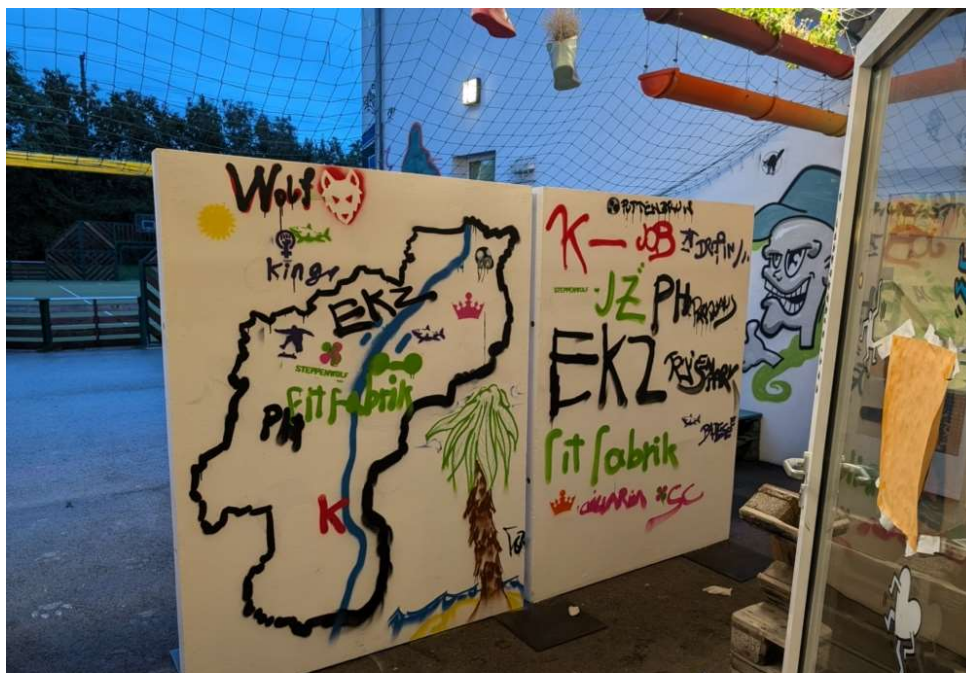


Abbildung 17: Community Map 2 (eigene Aufnahme)

5.1.2.4 Gruppendynamik & Teilnahme

Der Graffiti-Workshop und das Erstellen der Community map war zu Beginn schleppend. Es gab eine hohe Fluktuation und die Gruppe stellte sich als heterogen dar. Fast alle Jugendlichen waren zuerst nur Zuschauer*, wobei sie sich im Verlauf des Workshops trauten etwas zu sprayen.

Ein Merkmal des Workshops, das sehr auffallend war, ist der geschlechterspezifische Aspekt, denn es gab ausschließlich männliche Teilnehmer. Das könnte auf mögliche geschlechterspezifische Barrieren hinweisen, wobei dies nicht völlig klar ist, denn in der Skaterhalle „Drop in“ waren sehr wohl Mädchen anwesend. Diese wollten aber nicht am Graffiti-Workshop teilnehmen, den Grund dafür konnten wir nicht identifizieren. Dies wurde von der Leitung des Jugendzentrums bestätigt: „Also es braucht noch Raum für Mädels und als Rückzug“ (TI3, Z 192). Im Interview wurde weiter beleuchtet, dass dafür mehr Ressourcen von der Stadt St. Pölten zur Verfügung gestellt werden sollten. Konkret bedeutet, dass für den Steppenwolf, dass sie durch mehr Budget einen Raum für Mädchen als Rückzugsort der Zielgruppe zur Verfügung stellen könnten. Der Leiter des Jugendzentrums betont genau das im Interview: „Als Rückzugsort, genau, so ein Mädelsraum, das wäre noch super, ja? Oder, ja, wir haben ja nur zwei. Wenn wir aufstocken könnten, wäre super, ja?“ (TI3, Z 190-191). Wie in Kapitel 4.2.2 dargestellt, lässt sich dieser Punkt weiter untermauern, da dort erörtert wird, dass gut zwei Drittel der Jugendlichen in der Offenen Jugendarbeit männlich sind. Es wird beschrieben, dass diesem Phänomen entgegengearbeitet werden sollte, in dem „Räume“ zur Verfügung gestellt werden. Der hypothetische oder erwünschte Mädchenraum im Steppenwolf würde die Anführungszeichen des Begriffs Räume aufheben und einen realen Raum für Mädchen machen, in dem sie in einen geschützten Rahmen die Vorteile des Jugendzentrums nutzen könnten. Aus dem Datenmaterial konnte kein weiterer Hinweis dazu gefunden werden, wieso so wenige Mädchen im Jugendzentrum anwesend waren. Das könnte für weitere Projekte im Jugendzentrum oder für die Modifikation der Community map, wie im Kapitel 5.1.2.3 darauf Bezug genommen wurde, ein wichtiger Bestandteil sein, um geschlechtersensibler zu arbeiten und Mädchen in die Praxis besser zu integrieren.

Ein weiterer Aspekt ist die Inklusion und Diversität, da ein hoher Anteil der Besucher:innen eine Migrationsbiografie haben sowie einige Jugendliche mit Behinderung, die von der ASO kamen. Im Kapitel 5.2.2.7 wird darauf hingewiesen, dass der Impuls dafür ursprünglich von dem Forschenden ausging, der das Feld Menschen mit Behinderung untersucht hat. Die Teilnehmer untermauern die integrative Rolle des Jugendzentrums sowie den Raum als Treffpunkt für unterschiedliche soziale

und kulturelle Gruppen. Der Leiter des Jugendzentrums bestätigt diese Annahme in dem er folgendes im Expert:inneninterviews sagte: „B: Ja, das Jugendzentrum ist prinzipiell ein Platz, wo jeder willkommen ist, ja? Wurst, was für eine Herkunft, was für einen Glauben, was für ein Handicap, was auch immer, ja? Also, es soll offener Raum sein für alle“ (TI3, Z 106-108). Da Jugendliche mit Behinderung am Workshop teilgenommen haben zeigt, dass eine Zugänglichkeit für Menschen mit Behinderung gegeben ist. Von kompletter Barrierefreiheit kann in der Situation nicht gesprochen werden, was aus dem Interview mit der Leitung des Jugendzentrums deutlich wird: „Wir haben auch so Geschichten für / also zum Beispiel die Bar dahinten hat so einen / ein bisschen eine Vertiefung und einen Einlass, dass wirklich ein Rollstuhlfahrer sich an die Bar sitzen kann. Wir haben ein behindertengerechtes WC zum Beispiel auch“ (TI3, Z 109-112). Im Kapitel 4.3.4 Barrierefreiheit wird der Zusammenhang vertieft dargestellt, da Barrierefreiheit auf drei verschiedenen Sorten basiert. Neben physischen und Kommunikationsbarrieren gibt es dazu die Diskursbarrieren, welche der Inklusion im Weg stehen. Was jedoch konkret bedeutet, dass eine Zufahrt zur Bar für einen Rollstuhlfahrer und ein behindertengerechtes WC keine völlige Barrierefreiheit für Menschen mit Behinderung darstellt. Dennoch ist in Bezug auf St. Pölten die Barrierefreiheit in diesem Kontext hoch, was im nächsten Teil 5.2 der Ergebnisse detailliert analysiert wird.

Ein signifikanter Anteil der Workshop-Teilnehmenden hatte eine Migrationsbiografie, was die kulturelle Diversität innerhalb der Zielgruppe darstellt. Als Beispiel kann hierbei die Palme in Erinnerung gerufen werden, welche in Kapitel 5.1.2.2 präzise dargestellt wird und auf der Abbildung 16 gut zu erkennen ist. Im Interview mit dem Leiter des Steppenwolfs wurde dies verdeutlicht: „Aber schon natürlich auch, ja, wie gesagt, dass man den Raum, wurscht, woher wer kommt und wie wer herkommt, ja, dass er da willkommen ist und dass er eine gute Zeit haben kann, ja? Da sehen wir schon, dass wir da alles irgendwie inkludieren, was so Bedarf hat an einem Platz im Jugendzentrum“ (TI3, Z 112-115). Im Kapitel 4.2.2 wird der Zusammenhang behandelt, warum Jugendliche die Offene Jugendarbeit in Anspruch nehmen und dabei wird illustriert, dass es vor allem Jugendliche aus bildungs- und sozioökonomischen Mileus sind. Das muss nicht unbedingt mit den Migrationsbiografien von Jugendlichen zusammenhängen, dennoch wurde dies im Expert:inneninterview erwähnt: „Also, Jugendzentrum müsst ihr euch vorstellen, zehn Burschen, sage ich mal, mit Migrationshintergrund und dann kommt ein Typ rein, mit (...) Blut und Ehre, tätowiert, Wappenzeichen, Hakenkreuz“ (TI3, Z 125-127). Das zeigt, dass in der Praxis sehr wohl überwiegend Jugendliche mit Migrationsbiografie das Jugendzentrum besuchen.

Die Gruppendynamik und Teilhabe heben hervor, wie wichtig es ist, wie bereits in Kapitel 4.1.3. zum Thema Inklusion beschrieben, einen Raum so zu gestalten, dass alle Menschen aktiv in den Prozess einbezogen werden können, wie es am Beispiel des Workshops sichtbar wurde. Durch die Partizipation, die wiederum im Kapitel 4.1.2 beschrieben wird, werden die gewonnenen Erfahrungen an der Teilnahme des Graffiti-Workshops nicht nur erlebt, sondern zum Ziel des partizipatorischen Bildungsziels. Dieses Projekt war männlich dominiert, doch es hat gezeigt, welche Lücken es gibt, um den „Raum“ inklusiver und diverser zu gestalten. Es weist darauf hin, dass es geschlechterspezifische Barrieren gibt, für die es Lösungen geben könnte, wobei die Offene Jugendarbeit nur wenig Einfluss nehmen kann, wie das Budgetloch, welches von der Stadt und der Politik geändert werden könnte. Der hohe Anteil von Jugendlichen mit Migrationsbiografie zeigt, dass das Jugendzentrum eine integrative Funktion einnimmt. Die Teilnahme von Jugendlichen mit Behinderung verdeutlicht eine grundsätzliche Offenheit sowie Teilhabemöglichkeit, auch wenn keine vollkommene Barrierefreiheit gegeben ist. Die Gruppendynamik zeigt, dass das Jugendzentrum Steppenwolf einen wichtigen Raum für marginalisierte Gruppen darstellt. Um dieser bedeutenden Rolle gerecht zu werden, sollte es aber gezielt an Weiterentwicklung in Richtung Gendersensibilität, Inklusion und struktureller Chancengleichheit nicht fehlen.

5.1.2.5 Kreative Ausdruck als Brücke zur Teilhabe

Die Praxis der Forschung hat gezeigt, dass partizipative Methoden gemeinwesenorientierter Ansätze wie Community mapping eine förderliche Möglichkeit darstellen, um jugendliche Perspektiven sichtbar zu machen. Die Teilnehmer:innen konnten sich nicht nur kreativ ausprobieren, sondern sie konnten sich während des Workshops in Dialog und Reflexion üben. Das stellt eine wertvolle Erfahrung dar, sowohl für die Co-Forschenden aber auch für die Forschenden. Der Gedanke war, dass Jugendliche mit Behinderung am Workshop mitwirken könnten. Es haben einige Jugendliche von der ASO teilgenommen, was als Teilerfolg angesehen werden kann. Teilerfolg deswegen, weil die Frauen aus dem Photovoice-Workshop nicht teilgenommen haben. Im Ergebniskapitel Menschen mit Behinderung werden unter anderem die soziale und kulturelle Teilhabe im Kapitel 5.2.2.4 aufgezeigt. Ein Ergebnis davon ist, dass sich die kulturelle Teilhabe für Menschen mit Behinderung in den letzten Jahren verbessert hat, dennoch ist immer wieder die Barrierefreiheit ein wesentlicher Faktor, warum die kulturelle Teilhabe für Menschen mit Behinderung nur schleppend vorangeht. Der Graffiti-Workshop hat gezeigt, dass ein weiterer Schritt in Richtung Verbesserung der kulturellen Teilhabe vorgenommen wurde, da einige Jugendliche mit Behinderung teilgenommen haben. Dazu kommt, wie bereits im Kapitel 2.3.3 beschrieben wurde, dass die Kulturelle Bildung als ein Menschenrecht

angesehen wird und bereits in der Sozialen Arbeit verankert ist. Davon sind Menschen mit Behinderung nicht ausgenommen. Wenn zur selben Zeit die Barrierefreiheit von der Mehrheitsgesellschaft stärker forciert werden würde, dann könnte der Zugang für Kulturelle Bildung für Menschen mit Behinderung erleichtert werden. Die Offene Kinder- und Jugendarbeit stellt hierbei einen Teil des Gemeinwesens dar, um Inklusion zu fördern, in Zusammenhang mit partizipativen und künstlerischen Ausdrucksformen.

Gleichzeitig verdeutlicht das Ergebnis, dass das Jugendzentrum Steppenwolf als sozialer Kernpunkt dient und für die Besucher:innen eine identitätsstiftende Funktion übernimmt. Es ist für die Zielgruppe ein Ort der Begegnung und Teilhabe. Das Jugendzentrum zählt somit zu den öffentlichen Räumen der Kinder und Jugendlichen, weil sie frei zugänglich sind, wie das im Kapitel 2.4.3 dargestellt wurde. Die Integration von kreativen und partizipativen Methoden in der Offenen Jugendarbeit, wie die Community map und Graffiti, können zur Förderung von Selbstwirksamkeit und sozialer Einbindung beitragen. Das Jugendzentrum Steppenwolf stellt einen Raum dar, der nicht nur von den Kindern und Jugendlichen geöffnet werden kann, denn durch die Sozialraumarbeit kann davon ausgegangen werden, dass der Steppenwolf ebenso eine wichtige Funktion für das Gemeinwesen übernehmen kann, da eine mögliche Öffnung für verschiedene Altersgruppen Sinn machen würde. Beispiele dafür wären Elterncafes oder Angebote für Senior:innen. Dies könnte unabhängig von den Öffnungszeiten der Jugendlichen passieren, denn Senior:innen könnte der Raum im Grunde in der Früh oder am Vormittag geöffnet werden. Neben dem Jugendzentrum gibt es einen großen Wohnkomplex, bei dem die Bewohner:innen nicht immer ganz begeistert sind, dass das Jugendzentrum an die Wohnungen angrenzt. Dies wurde besonders im Expert:inneninterview hervorgehoben und zeigt, dass hier ein guter Kontakt besteht:

„Bei uns jetzt ganz konkret im Jugendzentrum, Gemeinwesenarbeit, ja? Ich habe es ja schon kurz vorher schon angerissen, durch diese Nähe zu dieser doch oft problematischen Nachbarschaft oder auch dieser Situationen, die entstehen, dass der Fußballplatz da ist, ja, braucht es da auch eine gewisse Gemeinwesenarbeit. Das heißt, wir schauen, dass wir einen guten Connect zu den Nachbarn haben“ (TI3, Z 3-7).

Das Beispiel zeigt, dass es positive Verknüpfungspunkte gibt. Im Interview mit der Leitung des Jugendzentrums wurde erklärt, dass die Jugendarbeiter:innen einige Veranstaltungen in St. Pölten besuchen, um präsent zu sein und um aus ihren „Schneckenhaus“ zu kommen, wie das im Interview mit der Leitung des Jugendzentrums erwähnt wird (vgl. TI3:298-300). Eine Möglichkeit wäre, wenn es einmal im Jahr einen Nachbarschaftstag oder ein Fest geben könnte, zu dem Nachbar:innen, Eltern und generell alle Leute, die in St. Pölten leben ins Jugendzentrum eingeladen werden.

Dadurch könnten die Jugendlichen partizipativ das Programm für so einen Nachbarschaftstag mitgestalten. Das Programm dafür könnte Essen, Unterhaltung und Spiele beinhalten. Dies könnte die Sichtbarkeit der Jugendlichen im Gemeinwesen in St. Pölten erhöhen und Voreingenommenheit gegenüber der Gruppe minimieren, wenn dies notwendig sein sollte. Wichtig ist hierbei zu erwähnen, dass oft von Gemeinwesenarbeit gesprochen wird, wie das hier im Interviewabschnitt der Fall ist. Hier ist klar eine Trennung zwischen Gemeinwesenarbeit und Offener Kinder- und Jugendarbeit zu machen. Im Kapitel 2.4.3 wurde klar, dass insbesondere die sozialräumliche Jugendarbeit und die Gemeinwesenarbeit ideale Partner sein könnten. Gemeinwesenarbeit könnte daher sozialräumliche Projekte der Jugendarbeit initiieren. Die Erstellung einer Community map stellt zum einen, einen effektiven gemeinwesenorientierten Ansatz in der sozialräumlichen Jugendarbeit dar, um die Sichtbarkeit von Jugendlichen und deren bevorzugten Orten hervorzuheben, zum anderen ist bereits ein Calisthenicspark als partizipatives Projekt mit Jugendlichen aus St. Pölten entstanden, wie dies im Interview publik wurde:

„B: Partizipative Projekte, genau, ja. Und eben, genau, das kann sehr viel / sie planen den Calisthenicspark, sie zeichnen es aus, wie es ausschauen soll. Kümmern betroffene Firmen / wer kann das zusammenschweißen? Kümmern sich um Sponsoring. Wir haben darinnen zum Beispiel, beim Calisthenicspark, da haben wir über / nach wie heißt das alles? Höhle der Löwen oder / zwei Millionen oder so, ja? Da haben sie einen Pitch gemacht für die Arbeiterkammer. Also, dass die Arbeiterkammer Sponsor gewinnen, ja?“ (TI3, Z 259-264).

„Also das war ein Prozess von zwei Jahren, aber das Teil steht jetzt seit zwei Jahren da unten am See. Und ist nicht nur für die Kids jetzt super, sondern auch für alle anderen, ja?“ (TI3, Z 270-272).

Das zeigt, dass die Jugendlichen nicht nur partizipativ, sondern selbstständig Projekte entwickeln können, was hier als Paradebeispiel der Partizipation angesehen werden kann. Im Kapitel 4.1.2 Partizipation findet sich eine vertiefende Betrachtung des Sachverhalts, dennoch sollte ein Aspekt daraus kurz aufgegriffen werden. Nämlich, dass Partizipation allgemein Menschen durch ihre aktive Teilnahme und Teilhabe in die Gesellschaft einbindet, wodurch sie zum Teil der Gesellschaft werden. Durch die Partizipation der Jugendlichen im Zusammenhang mit der Gemeinwesenarbeit wurde hier ein sozialräumliches Projekt umgesetzt, von dem nicht nur die Jugendlichen profitieren, sondern die gesamte Stadt St. Pölten. Im Bezug darauf kann hervorgehoben werden, dass solche partizipativen Methoden ein großes Potenzial für zukünftige Projekte haben können. Das führt dazu, dass unter anderem eine breitere Beteiligung der Jugendlichen, marginalisierte Gruppen sowie der Mehrheitsgesellschaft, zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts beitragen kann, wie im Kapitel 4.1.2 näher erläutert wird.

Im Hinblick auf die eingangs formulierte Forschungsfrage lassen sich somit zentrale Erkenntnisse ableiten, die das Potenzial partizipativer und künstlerischer Ausdrucksformen für die Inklusion von Jugendlichen im Gemeinwesen verdeutlichen. Partizipative und künstlerische Methoden bieten vielfältige Möglichkeiten, um die Inklusion von Jugendlichen in St. Pölten im Gemeinwesen zu fördern. Im Mittelpunkt stehen ein niederschwelliger Zugang, die Stärkung der Selbstwirksamkeit, Eröffnung von Räumen für soziale, kulturelle und emotionale Ausdrucksformen. Darüber hinaus wird die Sichtbarkeit von Jugendlichen im Gemeinwesen und deren Lebensrealität im öffentlichen Raum gefördert sowie ein Beitrag zur gemeinwesenorientierten Vernetzung ermöglicht. Vor allem für marginalisierte Gruppen, wie sie in dieser Forschung beschrieben wurden, sowohl Jugendliche mit Migrationsbiografie oder Jugendliche mit Behinderung bot der Graffiti-Workshop und die Gestaltung der Community map die Chance, aktiv am Gemeinwesen teilzunehmen. Wiederum muss betrachtet werden, dass strukturelle Barrieren nicht ohne weiteres aufgehoben werden können. Darunter fallen Genderfragen sowie die Barrierefreiheit. Obwohl eine vollständige Aufhebung nicht möglich ist, kann zumindest die Sensibilität für diese Problematik gesteigert werden. Vor dem Hintergrund der dargestellten Ergebnisse lässt sich abschließend festhalten, dass partizipative Kunstprojekte, wie in diesem Untersuchungsfeld z.B. Graffiti, einen wertvollen Beitrag zur Inklusion, zur Stärkung von Selbstwirksamkeit, Partizipation von marginalisierten Gruppen sowie sozialer Einbindung dieser Gruppen im ländlichen Raum haben können.

5.1.3 Herausforderungen

Obwohl der Graffiti-Workshop und die Erstellung der Community map als Erfolg betrachtet werden können, traten dennoch einige Herausforderungen auf. Wie schon erwähnt, zeigten sich einige Jugendliche zu Beginn der Veranstaltung zurückhaltend. Mit der Zeit wurden die Zielgruppe immer interessierter an der Methode des Community mapping, was aufgrund des Austausches mit den Forschenden und Jugendarbeiter:innen gelang. Dies hat gezeigt, dass die Offene Jugendarbeit einen Raum von Freiwilligkeit darstellt, dennoch ohne eine Beziehungsarbeit die Arbeit mit Jugendlichen erschwert wird. Ohne eine Beziehung zu den Jugendlichen wird ebenso die Partizipation erschwert.

Eine weitere Herausforderung stellte die zeitliche Planung dar. Der Workshop wurde im Vorhinein genau geplant, dennoch war schnell klar, dass Jugendliche unterschiedlich lange brauchten, um sich in den kreativen Prozess der Graffiti-Kunst einzubringen. Hierzu kann in weiteren Workshops eine flexiblere Gestaltung mit individuell anpassbaren Zeitfenstern sinnvoll sein. Einige Teilnehmer

waren schwer zu begeistern, was auf verschiedene Gründe zurückzuführen ist. Die Forschungsgruppe geht davon aus, dass einige Jugendliche eher aktiver in der Gruppe agieren und andere eher passiv, da es wie in den meisten Gruppen oder Peer-Groups ebenfalls Hierarchien gibt. Vielleicht wäre eine gezieltere Ansprache auf Seiten der Forschenden und Jugendarbeiter:innen sinnvoll gewesen und individuelle Mitgestaltungsstrategien hätten gefördert werden können. Einige Jugendlichen wollten politisch sensible Inhalte in die Community map integrieren, was von den Betreuer:innen des Jugendzentrums pädagogisch begleitet wurde. Das zeigte zugleich, wie Jugendarbeit im Allgemeinen wirkt, weil in diesem Beispiel konkret politische Bildung und Sensibilisierung umgesetzt wurden.

Die angefertigte Community map kann als Ausgangspunkt für weiterführende Forschung und längerfristige Projekte genutzt werden, um die Wünsche und Bedürfnisse von der Zielgruppe des Jugendzentrums im Sozialraum besser zu berücksichtigen. Eine stärkere Einbindung und Vorbereitung der Jugendlichen in das Konzept eines solchen Workshops, wie z.B. ein Gruppeninterview vor dem Projekt, um die Bedürfnisse und Wünsche zu beachten, könnte dazu beitragen, die Eigenverantwortung und Gestaltungsmöglichkeiten der Teilnehmer:innen zu stärken, egal ob das Jugendliche, Menschen mit Behinderung oder sonstige marginalisierte Gruppen sind. Es wäre ein Gewinn für die sozialräumliche Jugendarbeit, wenn sich das Gemeinwesen noch weiter vernetzt und sozialräumliche Projekte forciert werden. Dafür kann die Fachhochschule St. Pölten eine Mediationsfunktion einnehmen. Die Ergebnisse des Workshops und die fertiggestellte Community map der Stadt St. Pölten aus der Sicht der Jugendlichen steht jetzt im Jugendzentrum als mobile Trennwand und kann dauerhaft bewundert werden. Die Wand ist ein visuelles Zeugnis der kreativen Arbeit der Zielgruppe. Dies wurde zur Freude der Forschenden in der Zeitung *St. Pölten konkret* festgehalten. Der Zeitungsausschnitt ist auf der Abbildung 18 zu sehen.

5.1.4 Ausblick

Die im Rahmen dieser Forschungsarbeit gewonnenen Ergebnisse und Erkenntnisse verdeutlichen das Potenzial partizipativer und künstlerischer Methoden innerhalb der Offenen Jugendarbeit. Besonders zu unterstreichen ist die positive Resonanz auf den Graffiti-Workshop und die Erstellung der Community map, welche den Jugendlichen nicht nur eine partizipative und kreative Ausdrucksform ermöglichte, mit der einige zuvor noch nie etwas zu tun hatten, sondern auch ein gewisser Raum geschaffen wurde, in dem Jugendliche aus St. Pölten sozial interagieren konnten, Zugehörigkeit erlebten und Identifikation geschaffen wurde. Durch die dauerhafte Darstellung der Wand im

Jugendzentrum Steppenwolf ist sie nicht nur während des Workshops wirksam gewesen, sondern darüber hinaus. Wie im Kapitel 5.1.3 Herausforderungen erwähnt, kann sie für zukünftige Besucher:innen als Orientierung oder als Impuls für neue Ideen dienen.

Gleichzeitig hat sich gezeigt, dass es durchaus Herausforderungen und Entwicklungsbedarf in einigen Bereichen gibt. Vor allem die unterdurchschnittliche bis komplett fehlende Beteiligung von Mädchen an dem Workshop weist auf bestehende geschlechterspezifische Barrieren hin, die in Zukunft stärker berücksichtigt werden sollten. Der vorgeschlagene Raum für Mädchen im Jugendzentrum wäre ein Anfang dafür. Im Bereich Barrierefreiheit gibt es bereits Maßnahmen, die umgesetzt wurden und im Gegensatz zu anderen Teilen in Österreich vorbildlich sind, dennoch gilt für Menschen mit Behinderung, dass eine vollkommene Inklusion erschwert bleibt, solange keine infrastrukturellen und diskursiven Veränderungen vorgenommen werden. Perspektivisch wäre es durchaus sinnvoll, dass die Thematik in zukünftigen partizipativen Projekten in den Fokus gerückt wird, um die tatsächlichen Bedarfe der Jugendlichen mit Behinderung selbst zu erheben. Zudem wäre es empfehlenswert, dass der Partizipationsprozess von Beginn an konsequenter gestaltet wird. In unserer Forschung mit begrenzten Ressourcen und Zeitdruck, weil wir Deadlines der FH St. Pölten einhalten mussten, konnte die Workshop-Planung sowie die Themenfindung gut balanciert werden. Für zukünftige Projekte, die nicht unter diesen Vorzeichen stehen, könnte dies Hand in Hand gehen mit der Zielgruppe, damit deren Bedürfnisse, Wünsche und Interessen besser berücksichtigt werden können. Dazu kommt, dass der Einbezug von Jugendlichen in die spätere Modifikation eines Projektes, wenn dies möglich ist, die Nachhaltigkeit fördern könnte. Im Zuge dessen darf nicht vergessen werden, dass wir als Forschungsgruppe der Meinung sind, dass die systematische Verknüpfung von Gemeinwesenarbeit und Offener Jugendarbeit einen Vorteil bringen könnte, wobei dies bereits passiert ist, wie das Beispiel Calisthenicspark gezeigt hat.

Die Ergebnisse dieser Forschung untermauern, dass partizipative und künstlerische Methoden in der Offenen Jugendarbeit sehr wohl Sinn machen und als fester Bestandteil angesehen werden können. Diese könnten stets weiterentwickelt werden. Die Graffiti-Community-map von St. Pölten kann als Pilotprojekt gedacht werden, um weitere Projekte anzustoßen. Für die Fachhochschule St. Pölten und Studierende bietet sich die Chance, diese Form der Forschungspraxis als Bestandteil zukünftiger sozialraumorientierter Projekte aufrechtzuerhalten und durch Begleitforschung langfristig Impulse für eine inklusive und lebensweltorientierte Jugendarbeit zu setzen.

Neue Gesichter im Jugendzentrum



Flo und Elke sind, so wie die anderen Sozialarbeiter:innen im Steppi-Team, für Beratung, Information und Freizeit da.

Foto: Lena Schmaldienst

Das Steppenwolf-Team hat Zuwachs: Elke Bandion und Florian Rieder, die in Zukunft den Jugendlichen bei Fragen zu vielen Themen wie Gender, LGBT+ bis hin zu rechtlichen Fragen, Wohnungslosigkeit, psychischen Problemen und mehr zur Seite stehen. Traurig ist das Team über den Abschied von Tanja Schönanger und wünscht ihr viel Glück und Erfolg für die Zukunft.

Es gibt jetzt auch eine Graffiti-Stadtkarte von St. Pölten im Steppenwolf, die von Besucher:innen und Student:innen gesprüht wurde - dort sind interessante Orte für Jugendliche extra eingezeichnet.

Abbildung 18: Zeitungsartikel (St. Pölten Konkret)

5.2 Ergebnisteil Menschen mit Behinderung

In diesem Ergebnisteil werden drei Unterkapitel behandelt. Zunächst wird relativ kurz ein Best-Practice-Beispiel vorgestellt – der Mini-Klub 81, eine Initiative, die über viele Jahre in St. Pölten existierte, mittlerweile jedoch leider nicht mehr besteht. Anschließend werden die Ergebnisse der leitfadengestützten Interviews präsentiert, die mittels einer strukturgeleiteten Textanalyse ausgewertet wurden. Im dritten und letzten Abschnitt wird ausführlich ein Konzept für ein partizipatives Treffen zur Planung eines inklusiven Spielplatzes an der FH St. Pölten erörtert. Im Fazit wird die Frage nach den Potenzialen gemeinwesenorientierter Ansätze zur Inklusion von Menschen mit Behinderung beantwortet und die zentralen Ergebnisse zusammengefasst.

Gemeinwesenorientierte Ansätze bieten großes Potenzial für die Sichtbarkeit und Inklusion von Menschen mit Behinderung in St. Pölten, indem sie Barrieren abbauen können und Begegnungen im Sozialraum fördern. Der Mini-Club 81 bewies als Best-Practice-Beispiel, dass integrative, inklusive Freizeitangebote nachhaltige soziale Teilhabe ermöglichen. Im Laufe der Interviews zeigte sich deutlich, dass insbesondere gemeinsame Aktivitäten in Schulen, Jugendzentrum Steppenwolf und lokalen Vereinen Berührungsängste abbauen und Menschen mit Behinderung sichtbarer werden lassen. Gleichwohl sind Herausforderungen vorhanden: Viele Freizeit- und Bildungsangebote sind nach wie vor nicht barrierefrei, Assistenzleistungen und das unbezahlte bürgerschaftliche Engagement fehlen, und bürokratische Hürden erschweren den Zugang zu Unterstützungsangeboten. Ein inklusiver Spielplatz an der FH St. Pölten könnte als Modellprojekt dienen, um Inklusion langfristig im St. Pöltner Alltag zu verankern.

5.2.1 Best Practice: Mini-Club 81

Eine der Interviewpartner:innen und die Person, die die wichtigste Rolle beim Zugang zum Feld gespielt hat, wie bereits in Kapitel 3.4.2. besprochen, war die Sonderschuldirektorin Helene Macho. Frau Macho (mit)organisierte zwischen 1997 und 2005 den Mini-Club 81, der Teil des Club 81 war, welcher auch kurz im Kapitel „Ausgangslage“ vorgestellt wird und dessen Obmann einer der Interviewpartner:innen im nächsten Unterkapitel ist. Der Mini-Club 81 war ein integratives Freizeitprojekt für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung in St. Pölten, das von 1997 bis 2005 oder 2006 existierte. Gegründet und geleitet wurde der Mini-Club bis 2005 von Frau Macho, bevor er für kurze Zeit von der Organisation Aktion Leben St. Pölten übernommen wurde, die das Projekt jedoch nach wenigen Monaten einstellte. Die Informationen in diesem Kapitel basieren überwiegend auf meinen Gesprächen und E-Mail-Korrespondenzen mit Frau Macho. Sie stellte mir sämtliche Materialien zur Verfügung, die sie noch aus der Zeit des Mini-Club 81 auffinden konnte. Dazu gehörten unter anderem Newsletter, Fotografien, Jahresberichte, Informationsflyer sowie ein kurzer Artikel aus der Kronen Zeitung vom 01. März 2000. Diese Dokumente liefern wertvolle Einblicke in die Aktivitäten, Strukturen und Entwicklung des Mini-Clubs während seines Bestehens und tragen dazu bei, die These zu untermauern, dass der Mini-Club 81 genau einen solchen gemeinwesenorientierten Ansatz zur Inklusion – in diesem Fall von Kindern mit Behinderung – darstellte, das über viele Jahre hinweg erfolgreich umgesetzt wurde.

Der Mini-Club 81 verfolgte einen gemeinwesenorientierten Ansatz, da es in St. Pölten und Umgebung das einzige Freizeitprojekt für behinderte und nicht behinderte Kinder und Jugendliche [war],

das wöchentliche Aktivitäten anbot (vgl. Projektbeschreibung 2004:2). Während sich fast alle Freizeitangebote in St. Pölten primär an Kinder ohne Behinderung richteten (vgl. ebd.) und noch immer richten (vgl. TI1 Z 47-48), verfolgte der Mini-Club das Prinzip, dass alle Kinder willkommen waren, unabhängig davon ob es Kinder mit oder ohne Behinderung waren, die Aktivitäten jedoch stets so gestaltet wurden, dass die am stärksten beeinträchtigten Kinder vollständig teilnehmen konnten (vgl. ebd. Z 77-79). Dadurch entstand eine inklusive Gemeinschaft, die nicht auf Defizite, sondern auf das gemeinsame Erleben und soziale Miteinander fokussierte. Die Gruppe bestand die meiste Zeit aus etwa 15 Kindern und Jugendlichen, teilweise auch mehr, die sich einmal pro Woche trafen (vgl. ebd. Z 76). Betreut wurden sie von einem Team aus acht ehrenamtlichen Helfer:innen, die einander abwechselten (vgl. Projektbeschreibung 2004:1). Diese Betreuung ermöglichte eine intensive Unterstützung für Kinder mit höherem Hilfebedarf, während gleichzeitig ein offenes, freundschaftliches Umfeld für alle Teilnehmer:innen geschaffen wurde.

Die Räumlichkeiten des Mini-Clubs befanden sich zuletzt im „Little Phoenix“ in der Schneckgasse 22, St. Pölten, wo sich damals das Jugendzentrum der „Jugendlichen der Katholischen Arbeiterjugend“ befand (vgl. Jahresbericht, 2004:1). Durch die zentrale Lage nahe der Fußgängerzone, verschiedener Lokale, Geschäfte sowie des Hammerparks und des Regierungsviertels hatten die Jugendlichen zahlreiche Möglichkeiten, ihre Umgebung unkompliziert zu erkunden (vgl. ebd.). Besonders für Rollstuhlfahrende stellte dies einen großen Vorteil dar, da viele Erkundungsgänge ohne die Nutzung eines Fahrzeugs möglich waren. Die gute Anbindung an städtische Freizeitangebote trug somit erheblich zur barrierefreien Teilhabe der Jugendlichen bei (vgl. ebd.).

„Was wir wollen:

Behinderte Jugendliche haben es besonders schwer, außerhalb der Familie aktiv zu werden, da sich herkömmliche Freizeitangebote immer auf die Fähigkeiten und Interessen von „normalen“ Menschen beziehen. Viele unserer Mitglieder haben eine von Haus aus - durch verschiedenste Therapien und oftmalige Arztbesuche – stark eingeschränkte Freizeit. Spaß und Spiel mit Gleichgesinnten kommt dadurch meist zu kurz. Wir sind in St. Pölten und Umgebung das einzige Freizeitprojekt für behinderte und nicht behinderte Kinder und Jugendliche, das wöchentliche Aktivitäten anbietet“ (aus Projektbeschreibung Mini Club 81, siehe Anhang).

Der Mini-Club 81 verfolgte also das klare Ziel, Freizeitaktivitäten für alle Kinder und Jugendlichen anzubieten, ohne zwischen Menschen mit und ohne Behinderung zu unterscheiden. Indem er sich an den Bedürfnissen und Ressourcen derjenigen orientierte, die die größten Einschränkungen – sei es kognitiv, körperlich oder sozial-emotional – hatten, wurde Inklusion nicht nur als theoretisches Konzept verstanden, sondern aktiv gelebt. Dadurch wurde der Mini-Club 81 nicht nur ein Ort für

Kinder mit Behinderung, sondern ein Best-Practice-Beispiel für ein gemeinwesenorientiertes Freizeitprojekt zur bewussten und nachhaltigen Förderung der sozialen Teilhabe für alle Menschen.

Viele der Teilnehmer:innen mit Behinderung hatten nicht nur durch die mangelnden Angebote in St. Pölten, sondern auch durch regelmäßige Therapie- und Arztbesuche stark eingeschränkte Freizeitmöglichkeiten (vgl. Projektbeschreibung 2004:1f). Der Mini-Club 81 war einen Raum, in dem sie außerhalb ihrer Familie soziale Kontakte pflegen, Freund:innenschaften aufbauen und neue Erfahrungen machen konnten (vgl. ebd). Zugleich wurden auch Kinder ohne Behinderung durch den regelmäßigen Umgang mit ihren Freund:innen mit Behinderung sensibilisiert und konnten lernen, dass Unterschiede im Alltagsleben keine Hürde darstellen müssen. Für Eltern und Familien der Kinder bot der Mini-Club 81 eine Gelegenheit, sich eine kurze Pause vom Alltagsleben zu gönnen – sei es, um mit Freund:innen in entspanntem Umfeld einen Kaffee trinken zu können, Abstand von den täglichen Herausforderungen zu gewinnen oder einfach einmal durchzuatmen (vgl. Kronen Zeitung 2000).

Das Programm des Mini-Clubs war bewusst vielseitig und inklusiv gestaltet. Aktivitäten umfassten unter anderem:

- Spielen, Basteln und Kochen
- Besuche in Kino, Theater und Museum
- Spaziergänge und Ausflüge in den Hammerpark
- Teilnahme an Jugendveranstaltungen wie Discos oder Besuche im Jugendzentrum „Steppenwolf“
- Interaktion mit anderen Jugendgruppen, z. B. Kooperation mit der Firmgruppe Spratzern

Besonders wichtig war die Einbindung in die lokale Gemeinschaft. Lokale Unternehmen, vor allem aber der Club 81, unterstützten den Mini-Club gelegentlich mit Spenden oder kostenlosen Angeboten (vgl. T11 Z 64.66), und öffentliche Einrichtungen öffneten ihre Türen für die Teilnehmer:innen. Dadurch wurden die Jugendlichen nicht isoliert betreut, sondern erlebten sich als aktiver Teil der Stadtgesellschaft (vgl. Jahresbericht 2004:1).



Abbildung 19: Mini Club 81 im Steppenwolf (Jahresbericht)

Aus den Fotos und den Informationen von Frau Macho wird erneut ersichtlich, dass das Jugendzentrum Steppenwolf bereits vor 25 Jahren eine zentrale Bedeutung als inklusiver Ort hatte und diese Funktion bis heute beibehält, wie auch in Kapitel 5.1 beschrieben wird. Die Jugendlichen besuchten regelmäßig das Jugendzentrum oder den angrenzenden Skateplatz. Selbst Kinder, die auf einen Rollstuhl angewiesen waren, konnten dort barrierefrei und ungestört spielen – wie auf dem Foto zu erkennen ist, auf dem die Gesichter, wie bei allen Fotos, aus Datenschutzgründen unkenntlich gemacht wurden.



Abbildung 20: Mini Club 81 im Steppenwolf (Jahresbericht) 2

Nach über acht Jahren erfolgreicher Arbeit musste der Mini-Club 81 im Jahr 2005 oder 2006 in seiner ursprünglichen Form beendet werden. Helene Macho, die den Club seit 1997 ehrenamtlich und total freiwillig geleitet hatte, gab die Organisation ab, da immer weniger „klassische“ (vgl. dpa 2024) ehrenamtliche Helfer:innen gefunden werden konnten, woraufhin die Initiative von „Aktion Leben“ übernommen wurde. Allerdings konnte die neue Trägerorganisation das Projekt nur für wenige Monate aufrechterhalten, bevor es endgültig eingestellt wurde. Die Schließung des Mini-Clubs bedeutete das Ende eines der wenigen, wenn nicht das einzige, inklusiven Freizeitprojekte in St. Pölten, das Kinder mit und ohne Behinderung gleichberechtigt zusammenbrachte. Dennoch bleibt der Mini-Club 81 für mich ein perfektes Beispiel für einen gemeinwesenorientierten Ansatz zur Inklusion, der zeigt, dass echte soziale Teilhabe möglich ist, wenn Freizeitangebote von Anfang an auf die vielfältigen Bedürfnisse aller Kinder ausgerichtet werden. Wie es ganz treffend am Ende eines der Jahresberichte geschrieben steht:

„Und damit erfüllt sich ein Wunsch, den wir von Anfang an gehegt haben: der Mini – Club soll es den Mitgliedern ermöglichen, an Orte zu kommen, die sie alleine nicht aufsuchen würden. Weil es alleine zu fad ist, oder weil sie sich vielleicht einfach nicht trauen. Gemeinsam eroberten wir nun die Stadt [...]“! (ebd).

5.2.2 Strukturierte Darstellung der Interviewergebnisse

Jedes der folgenden Unterkapitel behandelt eines der Themen, die während der Interviews zur Sprache kamen. Die Titel der Unterkapitel leiten sich aus den Antworten ab, die gegeben wurden, sowie aus den Gesprächen, die sich im Anschluss an die Leitfragen entwickelten, und den Kategorien, die wir in die Auswertungsmatrix (vgl. Auer-Voigtländer / Schmid 2017) eingetragen haben.

Zur Erinnerung: Die Leitfragen, die während jedes Interviews verfolgt wurden, sind die folgenden:

- Beschreibung der Zielgruppe
- Bedarf im Bereich Gemeinwesenarbeit (GWA)
- Vernetzung der Institutionen
- Ansätze der Institutionen
- Ist-Zustand der Inklusion
- Inklusion der Zielgruppen im Sozialraum
- Inklusion der Zielgruppen im Sozialraum
- Aufenthaltsorte der Zielgruppe

Die ausgefüllte Auswertungsmatrix ist im Anhang dieser Masterarbeit zu finden.

5.2.2.1 Strategien zur Förderung von Inklusion

„Ja, und wir sind es halt gewohnt in der Schule, dass wir halt wirklich für jeden eben uns auch weiterbilden. Und wenn ich nur einen einzigen gehörlosen Schüler habe, ja? Dann mache ich einen Gebärdenkurs. Natürlich mache ich den, weil ich muss mit dem kommunizieren. Und wir haben da ja einen ganz einen anderen Ansatz. Und da schafft man es halt, dass dann wirklich alle alles machen können, ja? Und das zieht dann auch weite Kreise, weil zum Beispiel eben, wenn ich hernehme Gebärdensprache. Seitdem wir eben Gebärdensprache haben, in der Schule, ja, wird die auch in der Volksschule mit unterrichtet“ (T11, Z 165-172).

Die „Strategien zur Förderung von Inklusion“ beziehen sich auf gezielte Ansätze und Maßnahmen, die Menschen mit Behinderungen in St. Pölten eine gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen sollen. Sie setzen auf verschiedenen, teils unterschiedlichen Ebenen an. Auf persönlicher Ebene spielt die Assistenz eine zentrale Rolle bei der praktischen Umsetzung von Inklusion. Obwohl sie als eine Form des Nachteilsausgleichs dienen soll, ist das Angebot in Österreich nicht rechtlich abgesichert, da es keinen gesetzlichen Anspruch auf persönliche Assistenz gibt (vgl. Frisch 2021). Es ist außerdem „[...] natürlich auch das Problem, dass es die persönliche Assistenz nicht in dem Ausmaß gibt, die notwendig wäre. Und das ist wieder ein österreichweites Problem“ (T12, Z 39-41). Daraus lässt sich schließen, dass neben der persönlichen

Assistenz, die zur Kompensation eingesetzt werden kann, auch Organisationen und Einrichtungen gefordert sind, auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung einzugehen. Dies zeigt, dass Behinderung nicht nur durch individuelle Einschränkungen entsteht, sondern maßgeblich durch gesellschaftliche Strukturen beeinflusst wird. Gleichzeitig wird deutlich, dass gezielte Strategien zur Förderung von Inklusion dazu beitragen können, bestehende Benachteiligungen auszugleichen.

Um das persönliche Selbstvertrauen wieder aufzubauen, das durch frühere negative Erfahrungen beeinträchtigt wurde, braucht es eine Organisation, die die Jugendlichen und Schüler:innen mit Behinderung persönlich anerkennt und ihnen Wertschätzung zeigt. In der ASO Süd ist die individuelle Förderung der entscheidende Zugang, damit die Schüler:innen gleichberechtigt am Unterricht teilnehmen können, wie der Ausschnitt aus dem Interview zeigt. Dagegen wirkt sich der einheitliche Lernfortschritt demotivierend aus, weshalb sich ein wachsender Anteil der Schüler:innen in anderen Schulen distanziert verhält und nicht mehr richtig teilnehmen kann. Gegenüber dem typischen Regelschulsystem geht die ASO Süd im Allgemeinen effektiver vor, weil sie sich den Schülerinnen besser angepasst hat. Kooperative Lernformen, die in Kleingruppen stattfinden können, bieten eine geeignete Strategie an, wie die Inklusion auf der Ebene der Organisation praktisch umgesetzt werden kann;

„Wir sehen uns als [...] Schule, die sehr individuell arbeitet, die wirklich Kinder halt da abholt, wo sie wirklich sind. In kleinen Gruppen, so klein wie möglich. Aber mit dem Schwerpunkt der Kooperation mit Volksschule, mit Mittelschule, um halt ein Minimum an Inklusion zu ermöglichen. Auch Kindern, bei denen es normalerweise nicht möglich ist, ja? Weil in Integrationsklassen ja doch ein gewisser, ja, Standard irgendwo vorausgesetzt wird, an, ja, Grundfertigkeiten. Und wir haben halt doch Kinder, die sind sehr schwer beeinträchtigt und versuchen halt da auch immer wieder Inklusionspunkte anzusetzen, wo es halt möglich ist. Beim Spielen, beim Sport, beim Kreativen, bei Kultur, bei Kunst, in die Richtung“ (T11, Z 10-19).

Dass sich niemand benachteiligt fühlt, ist die Grundvoraussetzung, um gleichberechtigt fördern zu können. Es ist in der ASO Süd die Herausforderung, geeignete Punkte zu finden, wie die Inklusion praktisch umgesetzt werden kann. Geeignete Inklusionspunkte werden zum Beispiel über den Sport oder die Kunst angegeben.

Während sich die Assistenz auf der persönlichen Ebene und die gleichberechtigte Teilhabe auf die Ebene der Organisation/Schule bezogen hat, wird die Gemeinwesenarbeit mit dem gesellschaftlichen Zusammenhang in Verbindung gebracht. Damit das Angebot effektiv vorgehen und dadurch angenommen werden kann, braucht es die zielgerichtete Kooperation mit den

Menschen, die im Sozialraum ansässig sind und die sich dadurch auch leichter mit dem Angebot identifizieren können (vgl. TI3, Z 4-8). Nach Einschätzung von denjenigen, die direkt ins Handlungsfeld eingebunden sind und Tag für Tag mit der Herausforderung zu kämpfen haben, ist der Fortschritt auf den Ausbau der vorhandenen Netzwerkstrukturen angewiesen. Auf diese Weise kann dann auch im Fall von Krisen- oder Notsituation möglichst schnell reagiert werden (vgl. TI3, Z44-50). Projekte, die sich auf die Soziale Arbeit beziehen, sollten die Inklusion als Selbstverständlichkeit annehmen. Nur wenn die Inklusion nicht mehr mit einem Angebot in Verbindung gebracht wird, das auf die besondere Zielgruppe zugeschnitten ist, kann dann die gleichberechtigte Teilhabe in Zukunft einen festen Bestandteil der sozialen Realität einnehmen, der

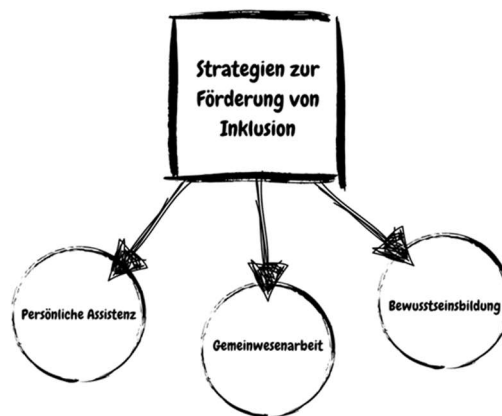


Abbildung 21: Strategien zur Förderung von Inklusion (eigene Darstellung)

als vollkommen „normal“ eingeschätzt wird. Die Inklusion sollte einfach mitgedacht werden. Dass Sportprojekte (wie zum Beispiel der 1. Inklusiven Sporttag in St. Pölten am 17. Juni 2024 (vgl. Faul et al. 2024:125-136)) oder Workshops für alle gedacht sind und sich nicht nur auf eine exklusive Zielgruppe beziehen dürfen, bedarf eigentlich keiner weiteren Erklärung, wenn der Paradigmenwechsel schon vollzogen ist, den die zielgerichtete Gemeinwesenarbeit angestrebt hat;

„Dass da Inklusion einfach automatisch mitgedacht wird oder zumindest bei einigen von den Projekten, ja? Und nicht, dass wir jetzt dann hergehen und ein Sportprojekt / also, ja, beim Inklusionssport, da ist es was anderes, das ist so Bewusstseinsbildung. Aber wenn das jetzt wirklich so Workshops sind oder ein Sportprojekt, was durch das ganze Jahr geht. Dann wollen wir eigentlich nicht irgendwo wieder was Exklusives machen, sondern für alle und das durchgehend“ (TI4, Z 12-17).

Mit dem gesellschaftlichen Zusammenhang ist die Normalisierung die entscheidende Strategie, um die Inklusion praktisch umsetzen zu können. Es werden „normale“ Ausflüge gemacht, wie es auch ohne die Behinderung üblich wäre (vgl. TI5, Z 44-46).

Um einen normalen „Rhythmus“ ermöglichen zu können, sollten Gemeinwesenorientierte Projekte zur Förderung der Inklusion von Menschen mit Behinderung regelmäßig angeboten werden. Es stellt sich dann eine Routine ein, die zur Handlungssicherheit beitragen kann. Weil sonst schnell der Überblick verloren gehen kann, müssen Termine unbedingt eingehalten werden. Als Strategie, die der Normalisierung zugeordnet wird, werden Projekte und andere Veranstaltungen an dem Tag und der Uhrzeit durchgeführt, wie es im Vorfeld geplant war. Kurzfristige Änderungen können sonst verwirren, sodass der Anschluss verloren geht und sich die Teilnehmer:innen immer mehr zerstreuen werden, bis letztendlich niemand mehr anwesend ist, wie es zum Beispiel beim „Mini Klub 81“ am Ende der Fall war (vgl. TI1, Z 89 - 91).

5.2.2.2 Praxisorientierte Methoden der Zusammenarbeit

„Ja, da (Spratzern, Stadtteil von St. Pölten; d. Verf.) sind wir recht gut integriert, einfach weil eine Kollegin von mir / der Mann von der Kollegin ist Gemeinderat von Spratzern. Und da gibt es halt einfach immer wieder so Anknüpfungspunkte, wenn das Feuerwehrfest ist in Spratzern, dann helfen Bewohner beim Servieren. Also da gibt es immer wieder mal so Festsachen, wo einfach geschaut wird, dass da die Bewohner einfach auch inkludiert werden und gefragt werden, ob sie da gerne mitmachen wollen. Bei der Pfarre gibt es immer wieder Aktivitäten, wo die Bewohner dann lesen oder wo Umzüge gemeinsam gestaltet werden. Also in verschiedensten Kreisen eigentlich passiert das“ (TI5, Z 51-58).

Die „Praxisorientierte Methoden der Zusammenarbeit“ beziehen sich auf konkrete, anwendungsbezogene Ansätze und Vorgehensweisen, die in der Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Institutionen und Akteur:innen zur Förderung von Inklusion eingesetzt werden. Dabei geht es darum, nicht nur theoretische Konzepte zu entwickeln, sondern diese auch aktiv und erfolgreich in der Praxis umzusetzen.

Praxisorientierte Methoden, die (zumindest teilweise) im Unterricht eingesetzt werden, beziehen sich auf die kooperative Form des Lernens, die in Kleingruppen stattfinden kann. Inklusion im Unterricht wird nur dann erreicht, wenn jegliche Form von Benachteiligung beseitigt wird, der individuelle Stand der persönlichen Entwicklung in angemessener Weise beachtet wird und die Methoden praxisnah sind, statt sich auf theoretische Prinzipien zu beschränken. Allein der gemeinsame Unterricht reicht nicht aus. An der ASO Süd wird Inklusion unter anderem dadurch umgesetzt, dass bestimmte

Fächer in gemischten Klassen unterrichtet werden, in denen Schüler:innen der Volksschule, der ASO und der Mittelschule gemeinsam lernen. Dies wird durch die räumliche Nähe der drei Schulen ermöglicht, die sich auf demselben Gelände befinden und zudem einen gemeinsamen Pausenhof nutzen. (vgl. TI1, Z 13-14).

Unabhängig davon, ob sich der praktische Einsatz auf den Bildungsbereich, den Beruf oder die Freizeitgestaltung bezieht, in jedem Fall kommt es auf eine Organisation an, die das abweichende Bedürfnis gleichberechtigt anerkennen kann. Persönliche Voraussetzungen dürfen nicht darüber entscheiden, inwieweit die Teilhabe stattfinden kann. Wenn sich die gesellschaftlichen Strukturen nicht mehr beeinträchtigend auswirken, dann nimmt die Funktionsbeeinträchtigung den Stellenwert einer Eigenschaft ein, die keine Abweichung mehr zur Folge hat. Als prägnantes Beispiel, das die Vorbildfunktion für weiterführende Projekte einnehmen kann, wird selbst die Wassergymnastik oder „Aqua Zumba“ genannt. Die gemeinsame Aktivität, bei der jeder mitmachen kann und es keine Einschränkung gibt, ist der entscheidende Zugang, um die Gemeinsamkeit in der Vielfalt zu finden. Berührungsgängste werden zielgerichtet abgebaut, wenn die Erfahrung schon vorhanden ist und die gesellschaftliche Realität keine Benachteiligung mehr zur Folge hat (vgl. TI4, Z 22-35). Ein niedrigschwelliges Angebot, bei dem wirklich jeder mitmachen kann, ist der entscheidende Zugang, um die Inklusion praktisch umsetzen zu können. Dabei erfordert das besondere Bedürfnis die Aufmerksamkeit, weil sich die Organisation entsprechend darauf einstellen muss, damit die Ausgrenzung und Stigmatisierung ausgeschlossen bleiben. Ein Projekt für Menschen mit Behinderung wie der Mini Klub 81 ist in diesem Zusammenhang immer auch für alle gedacht, ohne dass es eine Ausnahme geben darf. Es würde demnach dem üblichen Vorgehen entsprechen, dass neben den geplanten Projektteilnehmer:innen, die aufgrund der „Beeinträchtigung“ den Zugang erhalten haben, auch anderen herzlich eingeladen sind. Es war das Konzept des Mini Klub 81 „[...] eigentlich so, dass unsere Aktivitäten maßgeschneidert sind für Menschen, die halt beeinträchtigt sind, ja? Und wenn andere auch kommen, dann ist das super, und die können natürlich auch mitmachen. Und das war halt / man kann immer sagen, dreiviertel behinderte Kinder und ansonsten Freundinnen, Geschwisterkinder, Bekannte“ (TI1, Z 77-81).

Praktisch ist es vor allem wichtig, dass Menschen mit Behinderung zu einem Teil der Gesellschaft werden und sich die Perspektive dadurch wandeln kann. Den Weg in die richtige Richtung gibt auch die Mitarbeit bei Projekten an, die sich in unmittelbarer Nähe zu den Bewohner:innen der Stadt befinden. Menschen mit Behinderung sollen nicht mehr als separate Minderheit wahrgenommen werden, die keinen Zugang zum Rest der Bevölkerung hat (vgl. TI5, Z 48-49). Eine verbesserte

Perspektive auf Menschen mit Behinderung ist dann auch der entscheidende Zugang, um das Selbstbewusstsein zielgerichtet fördern zu können. Eine wichtige praxisorientierte Methode ist in diesem Zusammenhang die Eigenverantwortlichkeit zu unterstützen (vgl. TI5, Z 76-83). Es sollte zum Beispiel im Wohnhaus Domiziel eine Selbstverständlichkeit sein, dass das Wochenende ganz normal mit Freund:innen verbracht wird, so wie es für den Rest der Bevölkerung üblich ist. Als aktuelles Ziel wird die Normalisierung aber als Entwicklungsprozess aufgefasst, weil die negative Perspektive auf Menschen mit Behinderung zur Beeinträchtigung geführt hat. Die positive Erfahrung innerhalb der praktischen Arbeit ist der entscheidende Zugang, um die Bewohner:innen dazu ermutigen zu können, dass sich wieder mehr zugetraut wird;

„Und wo ich also totalen Fortschritt bemerke, wo ich auch merke, dass ich / also ein großes Ziel, ein übergeordnetes Ziel dieser Bewohnerrunde ist, gerade für die Teilbetreuung, da nunmehr dieses Selbstverständnis auch zu finden. Und die Bewohner einfach noch mehr dazu zu motivieren, das gar nicht zu hinterfragen, sondern einfach zu sagen: "Hey, am Wochenende frage ich meine zwei Kollegen, ob wir nicht in die Aquasite schwimmen gehen." Ohne da lang und breit an irgendwelchen Angst, Sachen oder Unsicherheiten zu überlegen. Das gelingt schon ganz gut, also es wird schon besser“ (ebd.).

Praxisorientierte Methode zur Förderung der Inklusion lassen sich in verschiedene Bereiche einteilen. Während die persönliche Ebene mit der Normalisierung und den dazugehörigen praktischen Methoden in Verbindung gebracht wird, die insgesamt mehr Selbstständigkeit ermöglichen können, werden praktische Methoden auf der Ebene der Organisation mit der Vernetzung angegeben, wie zum Beispiel im Jugendzentrum Steppenwolf. Dort ist die Vernetzung das A und O, wenn es um die praktische Umsetzung der Inklusion geht. Größere Netzwerktreffen würden viermal im Jahr stattfinden, die von Fachkräften mit abweichendem professionellem Hintergrund besucht werden. Streetworker:innen, Mitarbeiter:innen der Suchtberatungsstellen, Kindergärtner:innen und Psycholog:innen würden zu den typischen Teilnehmer:innen gehören. Es entsteht ein passender Ansatz, um unterschiedliche Erfahrungshintergründe miteinander zu

besprechen und eine Lösung zu finden, die die Weiterentwicklung der Organisation fördert (vgl. TI3, Z 83 - 98).

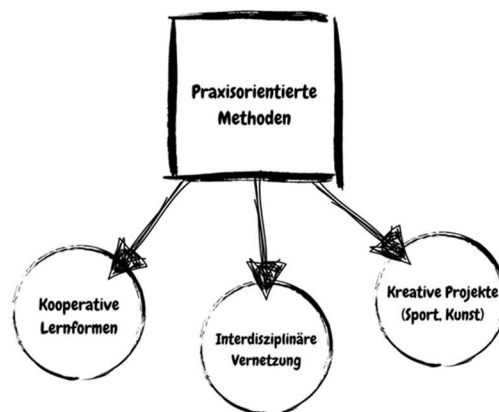


Abbildung 22: Praxisorientierte Methoden (eigene Darstellung)

5.2.2.3 Ressourcen und Herausforderungen

„Ja, also das Tragische ist ja, dass die Leute einfach nur total unsichtbar sind. Weil die sind halt in der Schule und da sind sie halt, aber im Grunde haben sie überhaupt keine Freizeitmöglichkeiten. [...]. Wenn die Leute nicht mehr in der Schule sind, sind sie weg für uns. [...]. Und wir beobachten halt, dass sie wirklich nicht existent sind, eigentlich im Stadtbild. Ja, Schule drum wissen wir ja, gibt es ja, aber / und ich weiß auch nicht, wie die Eltern dann halt / ob die das bewusst so machen. Oder ob das einfach deswegen ist, weil alles sonst viel zu beschwerlich ist und sie das selber nicht irgendwie auf die Reihe kriegen, weil es einfach zu wenig Unterstützung gibt“ (TI4, Z 316-330).

Die „Ressourcen und Herausforderungen“ bezieht sich auf die Rahmenbedingungen, die die Umsetzung (gemeinwesenorientierter) Ansätze zur Inklusion beeinflussen. Dabei spielen sowohl vorhandene als auch fehlende Ressourcen eine zentrale Rolle. Fehlende Ressourcen und deren Auswirkungen betreffen oft finanzielle Mittel, personelle Kapazitäten oder infrastrukturelle Gegebenheiten, die die Qualität und Reichweite inklusiver Angebote einschränken können.

Inklusion kann nicht ohne die entsprechenden Strategien umgesetzt werden, die das vorhandene Potenzial aktivieren können. Es handelt sich um einen Idealzustand, der von einer Entwicklung angestrebt wird, die nachhaltig stattfinden kann. Wenn die Inklusion realistisch umgesetzt wird, dann kann die Bevölkerung insgesamt davon profitieren. Der Vorteil wirkt sich nicht nur für den Anteil der Bevölkerung aus, der in der Vergangenheit durch eine „Abweichung“ auf- bzw. ausgefallen ist.

„Aber ich denke, es hat ja nicht nur für die Menschen mit Behinderung / ist das ein Vorteil von der Inklusion. Sondern die ganze Gesellschaft lernt durch die Inklusion. Das gegenseitige Zugehen, das gegenseitige Rücksicht nehmen. Eine andere Sichtweise auf Menschen mit Behinderung zu / Oder aber auch, dass also Menschen mit Behinderung auch merken, ich bin gewollt in der Gesellschaft“ (TI 2, Z 55-60).

Ein zentrales Risiko für die Umsetzung von Inklusion liegt darin, dass Organisationen und Institutionen vorhandenes Potenzial nicht ausschöpfen und ineffizient handeln. Dies zeigt sich beispielsweise daran, dass es „keine oder lediglich eine Pseudo-Partizipation von Menschen mit Behinderungen und ihren Organisationen im Rahmen von wichtigen bildungspolitischen Prozessen (UMA 2023:2)“ gibt. Eine wichtige Ressource, die genutzt werden kann, ist das Bewusstsein der Gesellschaft, das jedoch noch weiterentwickelt werden muss. Inklusive Bildungsprozesse können dabei helfen, die Freude am Lernen zu fördern, wie die Praxis zeigt. Josef Schoisengeyer, Obman Club 81, betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Gefühls, akzeptiert und willkommen zu sein – ein Gefühl, das von einer gut organisierten und inklusiv handelnden Organisation gleichberechtigt vermittelt werden kann. (vgl. ebd. Z 59-60). Um mehr Teilhabe zu ermöglichen, braucht es insgesamt eine lernende Organisation. Nach Einschätzung vom Schoisengeyer wirkt sich der unvoreingenommene Blick von außen zum Vorteil aus, um selbst an der Herausforderung wachsen zu können (vgl. ebd. Z 112 - 115).

Barrierefreiheit spielt eine wichtige Rolle dabei, Ressourcen einzusparen, die an anderer Stelle sinnvoll genutzt werden können. Der Abbau von Bürokratie würde sowohl Menschen mit als auch ohne Behinderung zugutekommen. Transparenz wird dabei als wertvolle Ressource angesehen, da sie mehr Teilhabe ermöglicht. Informationen sollten für alle Menschen leicht zugänglich sein, besonders für diejenigen, die darauf angewiesen sind. So müssen beispielsweise Menschen mit einer Sehbehinderung darüber informiert werden, wo sich in ihrer Umgebung neue Baustellen befinden, was bisher nur sehr sporadisch passiert.

„Gerade ein ganz schwieriges Thema, wenn Baustellen in Sankt Pölten sind. Dass die Menschen, die das eigentlich betrifft, davon Kenntnis kriegen, dass diese Baustellen kommen. Also das war ganz schwierig, zum Beispiel der Blinden- und Sehbehindertenverband, die eigentlich ja Leute / mit Leuten trainieren, dass sie ihre Wege gehen können, die sie halt so brauchen. Und wenn dann / wenn die dann wirklich selbstständig gehen können, dann ist diese Barriere da, von der sie nichts wissen“ (TI4, Z 97-102).

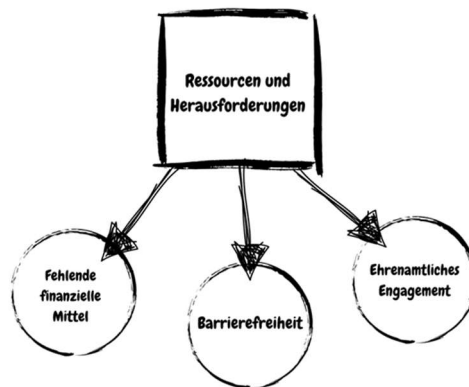


Abbildung 23: Ressourcen und Herausforderungen (eigene Darstellung)

Es zeigt sich, dass Inklusion maßgeblich von denjenigen getragen wird, die sich tagtäglich den damit verbundenen Herausforderungen stellen. Wichtige Projekte in St. Pölten, wie zum Beispiel Mini Klub 81, wären gescheitert, wenn die „Verantwortlichen“ sich nicht voll eingebracht und auch in ihrer Freizeit angepackt hätten. Der Ausdruck, „dass müssen wir in St. Pölten auch schaffen“ (T11, Z 69), weist die persönliche Identifikation mit den Zielen der Organisation nach. Es entsteht der Eindruck, als ob die Inklusion eine Herzensangelegenheit ist. Der Einsatz geht weit darüber hinaus, was die berufliche Rolle normalerweise in diesem Zusammenhang erwarten würde.

„Ich meine, es (Mini Klub 81; d. Verf.) ist von mir aus gegangen. Ich habe damals die Körperbehindertenausbildung frisch gemacht und habe da sehr viele Impulse gekriegt, ja, von Wien aus zum Beispiel. Wo es wirklich viele solcher Projekte gegeben hat und ich mir gedacht habe: "Okay, das müssen wir in St. Pölten auch schaffen." Und habe, Gott sei Dank, eben viele Bekannte, Freunde, auch Verwandte gehabt, die eben in dem Bereich arbeiten und die da eben mit angepackt haben, in ihrer Freizeit. Und das war halt das Erfolgsrezept. Weil dadurch war man immer abgesichert, dass genug Leute da waren und dass das auch wirklich Spaß macht. Wenn [...] man dann alleine da sitzt, mit 15 Leuten, ist das auch nicht lustig, ne?“ (T11, Z 106 – 110).

Wenn es gar nicht anders geht, müssen also Notfalls Familie und Verwandte unentgeltlich und in ihrer Freizeit an dem Projekt mitarbeiten. Selbst wird es im Interview als persönlicher Glücksfall angegeben, dass so viele Freund:innen und Verwandten vorhanden wären, die selbst in diesem Bereich arbeiten würden und mitgeholfen hätten. Insgesamt lässt sich das Antwortverhalten darüber zusammenfassen, dass der Einsatz als persönliche Berufung wahrgenommen wird. Der Enthusiasmus und die Initiative, die darüber zum Ausdruck gekommen sind, hat Frau Macho auf ihre Mitarbeiter:innen und die Menschen in der Umgebung übertragen können. Es handelt sich um

ein Erfolgsrezept, das in eigenen Worten wirklich Spaß gemacht und dafür gesorgt hat, dass immer ausreichend Leute da waren (vgl. TI1, Z 72-74). Als wichtige Herausforderung wird das Unterstützungspotenzial aktiviert.

5.2.2.4 Soziale und kulturelle Teilhabe

„Schwierig. Das Problem ist, dass sehr viele unserer Bewohner einfach sehr unsicher sind und sich das oft gar nicht zutrauen, diese Inklusion auch vielmehr zu leben. Sprich wir haben Bewohner, die das vom Können her meiner Meinung nach auf alle Fälle schaffen könnten, da noch viel mehr selbstständig in das Kino zu gehen, sich zu treffen, fortzugehen. Das aber einfach sich nicht zutrauen, die immer irgendwie dann mit einem Begleitsdienst das machen wollen, mit einem Betreuer das machen wollen. Und da irgendwie mangelt nur an einer gewissen Selbstverständlichkeit, es auch alleine machen zu können“ (TI5, Z 68-75).

Dieses Unterkapitel beschreibt die aktive und gleichberechtigte Teilnahme von Menschen mit Behinderung am gesellschaftlichen Leben. Im Mittelpunkt steht dabei die Partizipation an sozialen und kulturellen Angeboten, wie beispielsweise bei Veranstaltungen, Freizeitprogrammen oder Bildungsinitiativen.

Im Vergleich zur Vergangenheit hat sich die Situation schon verbessert. Es gibt mittlerweile mehr Angebote, die Menschen mit Behinderung gleichberechtigt aufsuchen können (vgl. TI5, Z 27–28). Im Bildungsbereich ist die Inklusion trotzdem am mehrgliedrigen System gescheitert. Kinder in St. Pölten, die eine Behinderung haben, werden dadurch quasi automatisch der Sonderschule zugeordnet, selbst wenn die Fähigkeiten für den typischen Regelschulbetrieb ausreichend sind (vgl. ebd. Z 48 - 52). Benachteiligungen wirken sich unabhängig davon aus, an welchem Punkt sich jemand in seiner persönlichen Biografie befindet. In St. Pölten haben Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen oft nicht die gleichen Bildungschancen wie der Rest der Bevölkerung (vgl. TI2, Z 38f) und ihre Wohnsituation ist nach dem Auszug aus dem Elternhaus häufig nicht mit dem anderen Menschen vergleichbar. (vgl. TI5, Z 14-20).

Insgesamt besteht ein großer Entwicklungsbedarf, damit Teilhabe in Zukunft wirklich gleichberechtigt möglich wird. Die derzeitigen Strukturen wirken oft hinderlich und werden von vielen als rückschrittlich wahrgenommen. Zwar gibt es bereits erste Ansätze, doch diese sind bei weitem

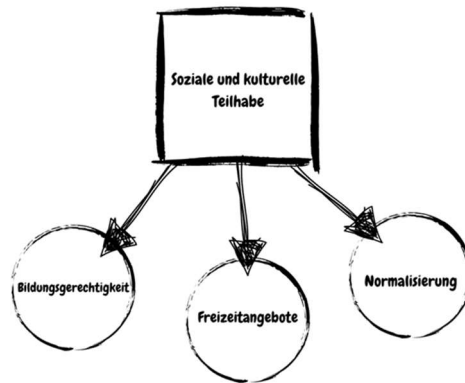


Abbildung 24: Soziale und kulturelle Teilhabe (eigene Darstellung)

nicht ausreichend, um eine uneingeschränkte soziale Teilhabe zu gewährleisten. Ein Beispiel dafür ist die Schulassistenz, die häufig nur am Vormittag verfügbar ist, während betroffene Kinder am Nachmittag benachteiligt werden. Im Bildungssystem von St. Pölten wurde zudem bislang kaum auf Barrierefreiheit geachtet, was die Situation zusätzlich erschwert. (vgl. TI1, Z 38-48). Barrierefreiheit sollte als ein umfassender Ansatz verstanden werden, der weit über bauliche Maßnahmen hinausgeht. Bürokratische Hürden stellen ein großes Problem dar, da sich viele Menschen – ob mit oder ohne Behinderung – in den oft unübersichtlichen Strukturen nur schwer zurechtfinden. In diesem Zusammenhang spielt die leichte Sprache eine entscheidende Rolle. Wie sollen alle Menschen denselben Zugang erhalten, wenn beispielsweise Anträge kompliziert und unverständlich formuliert sind? Viele Hindernisse, die Menschen unnötig im Weg stehen, könnten eigentlich leicht beseitigt werden:

„Ja, dann mit der ganzen Barrierefreiheit oder leichte Sprache ist dann überhaupt auch so ein schwieriges Thema. Weil jede Abteilung hat halt ihre Folder oder ihre Ankündigungen, die halt seit Jahrzehnten irgendwie gleich formuliert werden. Wenn es jetzt um Heizungen / Heizkostenzuschuss oder solche Sachen / das könnte man sicher auch noch barrierefreier gestalten. Und man könnte sich auch viele Anrufe ersparen, wenn sich dann die Leute nicht auskennen, was da gemeint ist. Aber das [...] ist nicht so in den Köpfen drin und da sind wir halt [...] gefordert“ (TI4, Z 89 – 95).

Barrieren sind gesellschaftlich geschaffen und entstehen oft dadurch, dass Menschen bestimmte Erfahrungen verwehrt bleiben. Feindseligkeit kann abgebaut werden, wenn das Gefühl der Fremdheit überwunden wird und die gemeinsame Stärke in der Vielfalt erkannt wird. (vgl. TI3, Z 126 - 151).

5.2.2.5 Räumliche Dimensionen der Inklusion

„Das wird alles geteilt. Also, wir sind quasi die Verbindung zwischen Volksschule und Mittelschule. Und es ist eben von den räumlichen Gegebenheiten ideal, weil wir halt ständig uns austauschen können. Die ganzen Räumlichkeiten, die Turnsäle oder so werden geteilt, die Außenanlagen werden geteilt. Und so gibt es halt mehr oder weniger immer wieder Möglichkeiten, wo man halt zusammenkommen kann, ja“ (TI1, Z 24-28).

„Räumliche Dimensionen der Inklusion“ betrachtet die Bedeutung physischer Räume für die Umsetzung gemeinwesensorientierter Ansätze zur Förderung von Inklusion. Dabei stehen gemeinsame Räume und Materialien im Fokus, die Begegnung und Austausch ermöglichen und als inklusive Treffpunkte fungieren.

Die Barrierefreiheit ist immer noch ein erhebliches Problem. Es gibt zu wenig Lokalitäten, die Menschen mit Behinderung gleichberechtigt aufsuchen können (vgl. TI2 Z 22-26).

Auch der öffentliche Nahverkehr hat sich bisher nur unzureichend an die unterschiedlichen Bedürfnisse der Menschen angepasst. Zwar profitieren körperlich beeinträchtigte Personen von den neuen Niedrigflurbahnen, doch viele Haltestellen sind für sie weiterhin nicht barrierefrei nutzbar (vgl. ebd. Z 29–31). Ähnliche Probleme zeigen sich im Bildungsbereich, wo räumliche Gegebenheiten oft für Benachteiligungen verantwortlich gemacht werden. Viele Schulen und Kindergärten sind noch nicht auf die speziellen Bedürfnisse ihrer Schüler:innen eingestellt, was die Auswahlmöglichkeiten für Betroffene erheblich einschränkt (vgl. ebd. Z 36–39). Insgesamt bleibt die räumliche Dimension in allen Bereichen stark vom Fortschritt abhängig, insbesondere auch in Bezug auf bauliche Maßnahmen. Dies betrifft auch den Wohnungsmarkt in St. Pölten, wo es für Menschen mit Behinderung deutlich schwieriger ist, geeigneten Wohnraum zu finden, wenn die Rahmenbedingungen nicht entsprechend angepasst werden (vgl. TI5, Z 21–24).

Neben der Barrierefreiheit, die für die räumliche Dimension der Inklusion eine entscheidende Rolle spielt, muss auch die Trennung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung überwunden werden. Inklusion wird praktisch umgesetzt, wenn Begegnungen zwischen diesen Gruppen ermöglicht werden und der öffentliche Raum gemeinsam genutzt wird. Ein gutes Beispiel hierfür, wie bereits vorher beschrieben, ist die ASO Süd, die sich ein Schulareal mit einer Mittel- und Volksschule teilt. Durch regelmäßige Berührungspunkte entstehen Erfahrungen, die das Bewusstsein schärfen und die Gemeinsamkeit in der Vielfalt erkennen lassen (vgl. TI1 Z 23-30). Allerdings reicht allein der geteilte Raum nicht aus, um Inklusion zu verwirklichen. Die Teilhabe muss auch gleichberechtigt

erfolgen. Andernfalls trägt die Organisation selbst zur Ausgrenzung und Stigmatisierung bei, sodass Inklusion letztlich nur ein theoretisches Konzept bleibt.

Die Orientierung am Sozialraum trägt dazu bei, dass Inklusion durch alltägliche Begegnungen zur Normalität wird. Immer wieder werden im Wohnhaus Domiziel gezielt gemeinsame Aktivitäten organisiert, bei denen Menschen mit Behinderung selbstverständlich als Teil der Gesellschaft wahrgenommen werden. Diese Normalität ermöglicht es, Inklusion auf natürliche Weise in den Alltag zu integrieren (vgl. TI5, Z 55-58). Gemeinsame Feste und Veranstaltungen spielen hierbei eine besonders wichtige Rolle. Es wäre in diesem Zusammenhang hilfreich, Einladungen häufiger direkt auszusprechen, da dies ein Gefühl von Willkommensein vermittelt – im Gegensatz dazu, wenn Informationen nur über das Internet abrufbar sind. Barrierefreiheit ist im digitalen Raum oft nicht gegeben, da digitale Angebote häufig so gestaltet sind, dass sie nicht alle Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung berücksichtigen (siehe dazu zB. Keeley / Bernasconi 2023). Die Teilnahme wird dadurch erschwert, weil viele digitale Systeme auf bestimmte Fähigkeiten ausgelegt sind, die nicht alle Menschen gleichermaßen mitbringen.“ (vgl. ebd. Z 89–101).

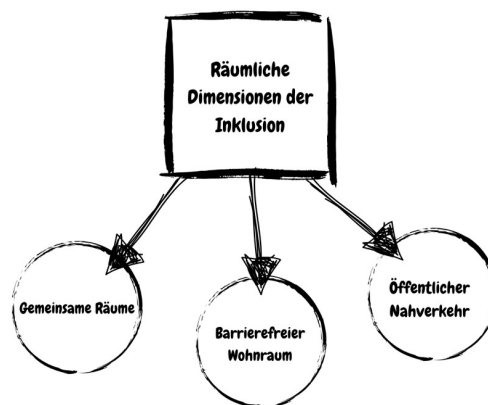


Abbildung 25: Räumliche Dimensionen der Inklusion (eigene Darstellung)

5.2.2.6 Fortschritte und Defizite

„Fortschritte und Defizite“ betrachtet den aktuellen Stand der Inklusion unter besonderer Berücksichtigung der Potenziale gemeinwesensorientierter Ansätze. Die Gesellschaft insgesamt kann stark von Inklusion profitieren, und das nicht nur für Menschen mit Beeinträchtigungen (vgl.

TI2, Z 57). Es zeigt sich aber, dass sich das gesellschaftliche Bewusstsein für Inklusion erst weiterentwickeln muss. Ein genanntes Hindernis ist, dass viele Menschen mit Behinderung aufgrund eines eingeschränkten Selbstbewusstseins zögern, Inklusion aktiv zu leben. Diese Unsicherheit ist oft das Ergebnis einer gesellschaftlich geprägten negativen Perspektive gegenüber Menschen mit Behinderung, die deren Selbstbild beeinträchtigt hat. Obwohl viele Menschen mit Behinderung über die notwendigen Fähigkeiten verfügen, um selbstständig zu handeln, holen sie dennoch oft Unterstützung ein. Dies zeigt, dass die eigentliche Barriere weniger die Behinderung selbst ist, sondern vielmehr die Strukturen, die gesellschaftlich geprägt und geschaffen wurden (vgl. TI5, Zeilen 68–73).

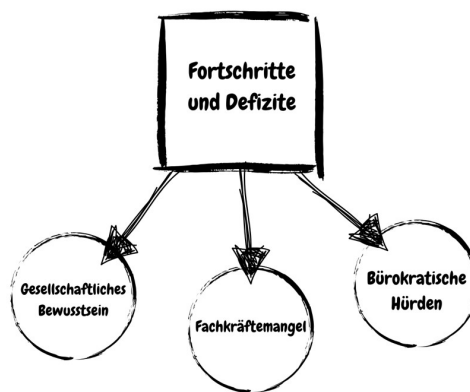


Abbildung 26: Fortschritte und Defizite (eigene Darstellung)

Menschen mit Behinderung wird häufig keine gleichwertige Lebensqualität ermöglicht, da die gesellschaftlichen Strukturen zu erheblichen Nachteilen führen. Ein zentrales Problem dabei ist der Mangel an qualifiziertem Personal. Die Bildungsgerechtigkeit scheitert zum Beispiel oft an fehlenden Ressourcen, die auch im Freizeitbereich nicht in ausreichendem Maß zur Verfügung stehen (vgl. TI 1, Z 47-50). Aktuell wird dieser Mangel teilweise durch ehrenamtliches Engagement ausgeglichen. Dies wird jedoch kritisch betrachtet, da das Ehrenamt keine langfristige Lösung für den Bedarf an Fachkräften darstellt. Es wird bemängelt, dass die Idee der „Gratisarbeit“ mittlerweile als selbstverständlich angesehen wird (vgl. ebd. Z 50). Gleichzeitig werden von staatlicher Seite viel zu wenige Fördermittel für notwendige Unterstützungsangebote wie persönliche Assistenz bereitgestellt. Abhängig von den individuellen Bedürfnissen ist in manchen Fällen eine Eins-zu-Eins-Betreuung unerlässlich, die ohne Ehrenamtliche Arbeit nicht möglich wäre (vgl. ebd. Z 52-53). Die Organisationen stoßen jedoch an ihre Grenzen, und das Ehrenamt kann den Fachkräftemangel nicht vollständig ausgleichen. Dies zeigt sich in der Aussage von Helene Macho, der hypothetisch

anmerkt, dass es „ganz viele Freiwillige“ bräuchte, um eine wirklich gleichberechtigte Teilhabe zu gewährleisten;

„Ich habe immer wieder die Hoffnung, dass es so was (Gemeinwesenorientiertes Projekt für/mit Kinder mit Behinderung; d. Verf.) gibt, aber es scheitert meistens an den Personalressourcen. Einfach, weil es wird immer vorausgesetzt, dass das Gratisarbeit ist, Arbeit unter Führungszeichen. Und das ist aber natürlich eben mit Kindern, die halt viel Hilfe brauchen beim Basteln, beim Bewegen und so. Da ist fast eine Eins-zu-Eins-Betreuung notwendig. Und wenn man da nicht ganz viele Freiwillige hat, ist das halt zum Scheitern verurteilt“ (ebd., Z 48–54).

Zusammenfassend braucht es das Bewusstsein, damit die Inklusion nicht auf den theoretischen Rahmen beschränkt bleibt. Diejenigen, die direkt ins praktische Feld eingebunden sind und Tag für Tag mit der Herausforderung zu kämpfen haben, müssen davon überzeugt werden, dass die Inklusion langfristig den Vorteil zur Folge hat. Nur wenn sich die Verantwortlichen mit den Zielen der Organisation identifizieren können, dann wird auch der volle Einsatz aufgebracht. Es werden Dinge geschafft, die sonst unmöglich gewesen wären, weil alle mit angepackt haben.

5.2.2.7 Zusammenfassende Potenziale

Dieses Fazit fasst die zentralen Erkenntnisse der vorangegangenen Kapitel zusammen und hebt die Potenziale gemeinwesenorientierter Ansätze zur Förderung der Inklusion von Menschen mit Behinderung in St. Pölten hervor. Diese Ansätze zeichnen sich dadurch aus, dass sie individuelle, institutionelle und gesellschaftliche Ebenen miteinander verknüpfen. Wie in Kapitel 5.2.2.1 dargelegt, erfordert die praktische Umsetzung von Inklusion einen Paradigmenwechsel, der diese verschiedenen Ebenen in Beziehung setzt. Inklusion kann nur dann verwirklicht werden, wenn Ausgrenzung und Stigmatisierung überwunden werden. Dabei wird Behinderung nicht lediglich als medizinisches Modell betrachtet, sondern vor allem als gesellschaftlich geprägte Zuschreibung – ein Aspekt, der bereits in Kapitel 4.3.1 erläutert wurde. Der Leitgedanke der Normalisierung ermöglicht dabei einen Perspektivwechsel und dient als Ansatz, um diskriminierende Strukturen kritisch zu hinterfragen.

Ein Mangel an Anerkennung kann häufig zu einem verzerrten Selbstbild führen (vgl. TI5, Z 68-75), dass durch Maßnahmen wie den Nachteilsausgleich korrigiert werden sollte – was jedoch in vielen Fällen nicht geschieht. Niedrigschwellige, gemeinwesenorientierte Projekte leisten hier einen wichtigen Beitrag zur gleichberechtigten Teilhabe, indem sie Barrieren abbauen und Begegnungsräume schaffen, die Vorurteilen entgegenwirken. Dies lässt sich exemplarisch am Beispiel des Mini-Club 81 sowie des in Kapitel 5.1.1 beschriebenen Graffiti-Workshops

verdeutlichen. Bei diesem Workshop, der im Oktober 2024 stattfand, gestalteten lokale Jugendliche unter Anleitung der Autor:innen dieser Masterarbeit eine Community Map von St. Pölten in Form eines Graffitis. Da wir aktiv auf der ASO geworben haben nahmen auch einige Jugendliche mit Behinderungen aktiv daran teil. Ausgehend von einer Aussage von Mag.a Cservenka im Interview, wonach die Bewohner:innen von Domiziel zwar oft über die notwendigen physischen und kognitiven Fähigkeiten verfügen, um an gemeinwesenorientierten Aktivitäten teilzunehmen, sich jedoch aufgrund früherer negativer Erfahrungen häufig nicht trauen (vgl. TI5, Z. 68–75), lässt sich vermuten, dass dies auch auf die Jugendlichen mit Behinderung in St. Pölten zutrifft.

Es ist gut möglich, dass die geringe Teilnahme von Jugendlichen mit Behinderung am Jugendzentrum Steppenwolf nicht nur auf physischen Barrieren zurückzuführen ist (das Jugendzentrum ist im Vergleich relativ barrierefrei gestaltet), sondern vor allem daran liegt, dass sich viele von ihnen von vornherein nicht trauen. Möglicherweise denken sie, dass sich eine Teilnahme ohnehin nicht lohnen oder gar scheitern könnte. Gerade deshalb erscheint es notwendig, gezielt auch Jugendliche mit Behinderung zu ermutigen und ihnen im Rahmen gemeinwesenorientierter Angebote positive Erfahrungen zu ermöglichen. Solche Erfahrungen können dazu beitragen, ihr Selbstvertrauen zu stärken und die Hemmschwelle zu senken, an Aktivitäten wie beispielsweise einem Graffiti-Workshop teilzunehmen.

Die Förderung von Selbstständigkeit und Eigeninitiative trägt auch dazu bei, dringend benötigte Ressourcen zu sparen, insbesondere in Zeiten des Fachkräftemangels. Ehrenamtliches Engagement entsteht, wenn die Gesellschaft ein Bewusstsein für die Bedeutung von Inklusion entwickelt. Beispiele für Inklusionspunkte finden sich sowohl im schulischen Bereich, etwa in Form gemeinsamer Projekte wie auf der ASO Sud, als auch im Alltag, wo Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen werden, die niemanden direkt ausschließen, wie heutzutage im Jugendzentrum Steppenwolf oder früher im Mini Klub 81.

Inklusion ist ein gesellschaftliches Ziel, das aktiv gestaltet und von allen getragen werden muss. Ihre Umsetzung bringt nicht nur soziale Vorteile, sondern trägt auch zur wirtschaftlichen Stabilität bei. Dies zeigt sich beispielsweise an der vergleichsweise hohen Anzahl von Unternehmen in St. Pölten, die entweder gezielt Menschen mit Behinderung im ersten Arbeitsmarkt beschäftigen oder sie zumindest nicht ausschließen. Bereits jetzt lässt sich in St. Pölten ein wachsendes Bewusstsein für Inklusion erkennen, das sich insbesondere in ehrenamtlichem Engagement widerspiegelt – ein entscheidender Faktor für den Erfolg von Projekten wie dem Mini Club 81. Barrierefreiheit bleibt

dabei eine zentrale Voraussetzung für eine inklusive Gesellschaft und sollte nicht allein auf bauliche Maßnahmen beschränkt werden. Es gibt zahlreiche Ansätze zur praktischen Umsetzung von Inklusion, unter anderem durch den Abbau bürokratischer Hürden, die oft als Hemmnis wirken und deren Überwindung allen zugutekommen könnte – wie von Schoisengeyer und Eigelsreiter betont. Insgesamt erfordert Inklusion kreative Strategien, die insbesondere von denjenigen entwickelt werden müssen, die täglich mit den Herausforderungen von Inklusion und Exklusion konfrontiert sind. Eine lernende Organisation entsteht schließlich durch kontinuierlichen Austausch und gezielte Vernetzung, die methodisch begleitet werden sollte, um langfristige und nachhaltige Fortschritte zu sichern.

Es erscheint erstrebenswert, dass Inklusion so selbstverständlich wird, dass sie keiner besonderen Erwähnung mehr bedarf. Es sollte nicht mehr notwendig sein, einen inklusiven Sporttag oder einen inklusiven Spielplatz explizit als „inklusiv“ zu kennzeichnen, da dies zur Normalität geworden ist. Aus dieser Perspektive lässt sich argumentieren, dass Inklusion nicht als besondere Eigenschaft oder Zusatzleistung betrachtet werden sollte, sondern als grundlegendes Prinzip, das sich in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens widerspiegelt. Solange es jedoch noch erforderlich ist, Inklusion explizit zu benennen, zeigt dies, dass sie eben noch nicht als selbstverständlich gilt. Daraus ergibt sich die Überlegung, dass das eigentliche Ziel nicht nur in der Schaffung inklusiver Strukturen liegt, sondern auch in der Entwicklung eines gesellschaftlichen Bewusstseins, in dem der Begriff „inklusiv“ überflüssig wird. Erst wenn Inklusion nicht mehr als Ausnahme oder besonderes Merkmal wahrgenommen wird, sondern als selbstverständlicher Bestandteil des alltäglichen Zusammenlebens, ist sie in ihrer vollen Bedeutung verwirklicht.

Ergänzend zu den bereits vorgestellten gemeinwesenorientierten Projekten eröffnet der ungenützte öffentliche Raum Möglichkeiten, Inklusion praktisch umzusetzen. Ein Beispiel hierfür ist die Planung eines inklusiven Spielplatzes auf dem Gelände der Fachhochschule St.Pölten, der sowohl Kindern mit und ohne Behinderung einen barrierefreien Begegnungsraum bieten soll und die Sichtbarkeit von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung im Stadtgeschehen erhöhen soll. Im Folgenden wird ein Konzept für ein partizipatives Planungstreffen vorgestellt, das diesen Anspruch aufgreift und in die Praxis überführt. Dieses Treffen wird voraussichtlich am 13.05.2025 während der Aktionswoche Inklusion an der FH St. Pölten stattfinden.

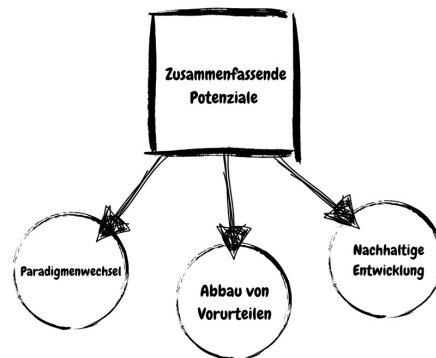


Abbildung 27: Zusammenfassende Potenziale (eigene Darstellung)

5.2.3 Inklusiver Spielplatz: Konzept für ein partizipatives Treffen

Schut, Pascal

Laut der Website der Stadt St. Pölten gibt es 41 Spielplätze in der Stadt (vgl. st-poelten.at 2024f). Der Spielplatz, der sich früher auf dem Gelände der FH St. Pölten befand (Spielplatz Heinrich-Schneidmadr-Straße), wurde vor einigen Jahren abgerissen, sodass es derzeit keine öffentlichen Spielplätze in unmittelbarer Nähe der FH gibt. Zwar gibt es den Trampolinpark JumpzoneX in weniger als zehn Minuten Gehentfernung von der FH, jedoch ist dieser weder barrierefrei noch kostenlos. Der nächstgelegene öffentliche Spielplatz ist der Sturm 19 Park (seit 07.2024), der sich ebenfalls etwa zehn Minuten zu Fuß von der FH entfernt befindet. Darüber hinaus sind die nächsten kostenlosen Spielplätze – wie der Spielplatz Otto-Glöckel-Straße, der Kinderspielplatz zum Steg, der Kinderspielplatz Florianiweg und der Spielplatz Thomasgasse – alle etwa 20 Gehminuten von der FH entfernt.

Obwohl es in St. Pölten insgesamt 41 Spielplätze gibt, gibt es jedoch keinen einzigen, der sowohl barrierefrei als auch integrativ oder inklusiv gestaltet ist. Das Land Niederösterreich hat klare Standards definiert, die ein Spielplatz erfüllen muss, um als barrierefrei zu gelten. Diese umfassen nicht nur bauliche Anforderungen, sondern auch Aspekte der Inklusion und des sozialen Miteinanders. Barrierefreie Spielplätze benötigen beispielsweise speziell gestaltete Zugangswege mit abgesenkten Gehsteigen und einer Breite von mindestens 150 cm. Rampen dürfen eine maximale Steigung von 6 % aufweisen, in kurzen Abschnitten bis zu 10 %. Zusätzlich sind großzügige

Bewegungsflächen für Rollstuhlfahrer:innen erforderlich. Eine klare Strukturierung in aktive und ruhige Bereiche sowie Orientierungshilfen wie ertastbare Pläne und unterschiedliche Bodenbeläge unterstützen die Zugänglichkeit für alle Nutzergruppen (vgl. Urlicic 2019:8f).

Die Spielgeräte auf solchen Spielplätzen müssen multifunktional sein und ein breites Spektrum an Altersgruppen und Fähigkeiten abdecken. Geräte mit unterschiedlichen Schwierigkeitsgraden und Ausstiegsmöglichkeiten sind besonders wichtig. Beispiele für inklusive Geräte sind breite Rutschen, die auch von Begleitpersonen genutzt werden können, Nestschaukeln und barrierefreie Karussells (vgl. ebd.:11-16). Natürliche Materialien wie Holz, Sand und Pflanzen sollen zudem haptische Erlebnisse anbieten. Hochbeete und unterfahrbare Elemente, wie Wassertische, ermöglichen es Kindern im Rollstuhl, aktiv am Spiel teilzunehmen (vgl. ebd.:17f). Rückzugsräume können durch überdachte Spielhäuser, Hecken oder Strauchgruppen geschaffen werden. Solche Bereiche bieten Schutz vor Sonne und Witterungseinflüssen und sind insbesondere für empfindliche Personen wichtig (vgl. ebd.:19). Ein inklusiver Spielplatz sollte Begegnungen zwischen verschiedenen Nutzergruppen fördern, etwa durch die Integration von Treffpunkten und Bewegungsflächen, die das Zusammenspiel von Kindern mit und ohne Behinderung ermöglichen. Ein gutes Beispiel hierfür sind Generationenparks, die generationenübergreifendes Spielen und die Interaktion unterschiedlicher Gruppen unterstützen (vgl. ebd.:7). Es ist außerdem entscheidend, dass alle Betroffenen – einschließlich Kinder mit und ohne Behinderung – in die Planung einbezogen werden, um einen bedürfnisgerechten und integrativen Spielplatz zu gestalten (ebd.:8).

Aus einer gemeinwesenorientierten Perspektive lässt sich argumentieren, dass ein inklusiver Spielplatz einen wichtigen Beitrag zur Förderung der Inklusion von Menschen mit Behinderungen leistet. Er berücksichtigt die Bedürfnisse aller Menschen – insbesondere von Kindern mit und ohne Behinderung – und trägt aktiv zur sozialen Teilhabe bei. Dies ist besonders an einer Fachhochschule von Bedeutung, an der täglich zahlreiche Menschen aufeinandertreffen und interagieren. Wie UNICEF betont, spielen inklusive Spielplätze eine entscheidende Rolle für die gesellschaftliche Teilhabe von Kindern und ihren Familien. Sie ermöglichen sowohl gemeinsames als auch individuelles Spielen und vermitteln den Kindern das Gefühl, respektiert, unterstützt und ermutigt zu werden. Dadurch entstehen soziale Interaktionen, gegenseitiges Verständnis, Freundschaften und letztlich ein stärkeres Gemeinschaftsgefühl (vgl. 2021:5). Freizeit und Spiel haben eine zentrale Bedeutung für die soziale Inklusion und das Wohlbefinden von Menschen mit Behinderungen. Sie wirken in zweifacher Hinsicht: Zum einen verändern sie die gesellschaftliche Wahrnehmung und Einstellung gegenüber Menschen mit Behinderungen, zum anderen beeinflussen sie auch, wie diese sich selbst sehen (vgl.

ebd.). Diese Wechselwirkung zwischen Gemeinschaft und Individuum schafft eine Dynamik, die Isolation abbaut und die Integration von Kindern mit Behinderungen und ihren Familien in das Gemeinleben unterstützt. Die Gestaltung eines Inklusiven Spielplatzes soll also verwendet werden um eine Nachbar:innenschaft zu schaffen, die die Bedürfnisse aller ihrer Mitglieder wertschätzt und berücksichtigt.

In einer Bachelorarbeit an der Fachhochschule St. Pölten wurde letztes Jahr das Thema eines inklusiven Spielplatzes schon aufgegriffen (vgl. Rabel 2024). Die Arbeit untersuchte die Nutzungsmöglichkeiten der Campus-Bibliothek in Verbindung mit dem Zentrum für Inklusiv- und Sonderpädagogik (ASO Nord) (vgl. ebd.:4f) und führte in diesem Kontext auch ein Interview mit der Direktorin der Sonderschule. Die ASO Nord, die sich in unmittelbarer Nähe zur Fachhochschule befindet, hatte den mittlerweile abgerissenen Spielplatz auf dem FH-Gelände regelmäßig genutzt. Die Direktorin betont in dem Interview die große Bedeutung dieses Spielplatzes für die Schüler:innen ihrer Einrichtung, insbesondere da auf dem eigenen Schulgelände nur unzureichende Bewegungsangebote vorhanden sind (vgl. ebd:24).

Während die Schüler:innen der ASO Nord den Spielplatz nutzten, war unklar, inwieweit sie tatsächlich willkommen waren oder nur geduldet wurden (vgl. ebd.). Der Spielplatz bot den Schuler:innen nicht nur die Möglichkeit zur körperlichen Betätigung, sondern ermöglichte auch soziale Interaktionen mit Menschen außerhalb ihrer Schule, was wiederum ihre soziale Entwicklung förderte (vgl. ebd.). Ein Anliegen der Direktorin ist es, dass bei einer Neugestaltung des Außenbereichs nicht nur klassische Spielgeräte wie Schaukeln oder Rutschen installiert werden, sondern vielmehr Elemente, die gezielt die motorischen und koordinativen Fähigkeiten der Kinder und Jugendlichen fördern. Sie spricht sich für einen Motorikpark aus, der nicht nur für jüngere Kinder, sondern auch für ältere Schüler:innen sowie möglicherweise Studierende attraktiv sein könnte (vgl. ebd.).

Der Bedarf an einem neuen Spielbereich lässt sich aus mehreren Perspektiven begründen. Einerseits fehlt es auf dem Gelände der ASO Nord an geeigneten Bewegungsräumen, andererseits war der FH-Spielplatz eine niederschwellige und unkompliziert erreichbare Möglichkeit für die Schüler:innen, sich zu bewegen. Gerade für Kinder mit erhöhtem Förderbedarf ist die geringe Distanz von entscheidender Bedeutung, da aufwendige Exkursionen mit erheblichen organisatorischen Herausforderungen verbunden sind. Darüber hinaus hatte der Spielplatz eine integrative Funktion: Die Schüler:innen konnten hier auf natürliche Weise Kontakte zu Menschen außerhalb ihres gewohnten schulischen Umfelds knüpfen (vgl. ebd.).

Rabel stellt meiner Meinung nach genau die richtige Frage, wenn er danach fragt, wie die Schüler:innen der ASO Nord in die Gestaltung eines inklusiven Spielplatzes einbezogen werden könnten. Gerade weil sie den ursprünglichen Spielplatz regelmäßig genutzt haben, ist es naheliegend, ihre Bedürfnisse und Wünsche in den Planungsprozess einfließen zu lassen:

„Die ASO-Nord benützt den Spielplatz seit er abgerissen wurde aber nicht mehr, wahrscheinlich weil das die Grenzen der Verantwortlichkeit für das Wohl der Schüler:innen überschreitet. Es wäre interessant gewesen, zu untersuchen, wie die ASO-Nord als regelmäßige Nutzer:innen des Spielplatzes bei der Neugestaltung mitbestimmen hätte können“ (ebd.:34).

Wenn ein öffentlicher Raum, der von einer bestimmten Gruppe intensiv genutzt wurde, verändert oder gar entfernt wird, stellt sich die Frage, inwiefern diese Gruppe in die Entscheidungsprozesse eingebunden wird. Gerade für die Schüler:innen der ASO Nord, die bereits mit vielfältigen strukturellen Einschränkungen konfrontiert sind, wäre es ein wichtiger Schritt zur Inklusion gewesen, ihnen eine Mitsprachemöglichkeit zu geben. In der Planung eines neuen Spielplatzes sollte daher nicht nur die Perspektive der Stadt oder der Fachhochschule berücksichtigt werden, sondern insbesondere auch die derjenigen, die den Raum später nutzen werden. Eine partizipative, inklusive Gestaltung könnte dazu beitragen, dass der neue Spielplatz den tatsächlichen Bedürfnissen der Schüler:innen entspricht und gleichzeitig ein inklusiver Ort für verschiedene Nutzergruppen wird.

Das Ziel dieses Vorhabens ist nicht die konkrete Planung oder Umsetzung eines inklusiven Spielplatzes. In St. Pölten und der umliegenden Region gibt es bereits Akteur:innen mit weit mehr Fachwissen in diesem Bereich, als wir es je haben könnten. Vielmehr geht es darum, ein (zunächst fiktives) Treffen zu konzipieren, bei dem alle relevanten Akteur:innen zusammenkommen, um ihre Perspektiven und Meinungen einzubringen. Dieses Treffen soll im Frühjahr 2025 im Rahmen der Inklusionswoche an der FH St. Pölten tatsächlich stattfinden. Eine grundlegende Voraussetzung dafür ist, dass es partizipativ gestaltet wird. Das bedeutet, dass alle Beteiligten auf Augenhöhe gehört werden und aktiv an der Planung und Entscheidungsfindung teilnehmen können. Dieses partizipative Element bildet den Kern unserer Überlegungen und dient als zentrale Grundlage für die weitere Planung.

Im Handbuch „Gemeinwesenarbeit leicht gemacht. Ein Handbuch für Einsteiger:innen“, das von der Projektgruppe „Nachbarschaft stärken – gemeinsam leben“ der FH St. Pölten entwickelt wurde (vgl. Faul et al. 2024), wird in leicht verständlicher Sprache eine Vorlage für ein Projektkonzept vorgestellt.

Dieses Handbuch bietet eine klare und zugängliche Struktur, die besonders für Einsteiger:innen wie wir hilfreich ist.

Die Projektgruppe, die ihre Studien ein Jahr vor uns abschloss, also die MSO22-Gruppe, verfasste ihre Masterarbeiten im Rahmen des Projekts „Nachbarschaft stärken – Gemeinschaft leben“. Dieses Projekt

„[...] widmet sich der kollaborativen Entwicklung [...] von Gemeinwesenprojekten in St. Pölten. Dabei sollen Fragen guter Nachbarschaft und inklusiven Wohnens mit u. a. Gesundheits- und Klimaschutzanliegen [...] verbunden werden. [...]. Dabei werden ab Frühjahr 2024 – zum Teil in Kooperation mit dem Tangente St Pölten Kultur-Festival – einige ganz konkrete Projekte umgesetzt, u. a. ein Gemeinschaftsgartenprojekt an der Fachhochschule, Auseinandersetzung mit Ernährungssouveränität und Community Cooking mit Kimchi Workshops und Suppenfesten, Workshops zum Thema Inklusion und Sport und ein inklusiver Sporttag, Informationen zu und Argumente für Leichte bzw. einfach verständliche Sprache“ (FH St. Pölten 2025).

Eines dieser Projekte, die ich näher betrachtet habe, war der Inklusive Sporttag. Am 17.06.2024 reiste eine Bewohnerin der Schwerpunktwohngruppe, in der ich als Betreuer tätig bin, gemeinsam mit mir von Sollenau nach Wiener Neustadt, um an dieser Veranstaltung teilzunehmen. Anstatt den gesamten Tagesablauf hier detailliert zu beschreiben, befindet sich im Anhang dieser Masterarbeit eine E-Mail, die am 27.06.2024 an Dr. Katharina Auer-Voigtländer, BA MA, die Departmentleiterin für Soziales an der FH St. Pölten, gesendet wurde. In Kopie ging die E-Mail auch an Sandra Mayrhofer, die als Studentin maßgeblich an der Organisation des Inklusiven Sporttags beteiligt war. Um Missverständnisse zu vermeiden, falls dies aus der E-Mail nicht eindeutig hervorgeht: Frau A. gehört genau zu der Zielgruppe, die ich auch im Kapitel „Ethische Fragen“ beschrieben habe – nämlich zu den Personen, die nicht in St. Pölten leben können, es sei denn, sie haben Angehörige, die ihre Pflege übernehmen. Dies liegt daran, dass sie entweder eine hohe Pflegestufe, eine komplexe Mehrfachbehinderung oder ausgeprägte Verhaltensauffälligkeiten hat.

Die Idee eines inklusiven Spielplatzes auf dem Gelände der FH St. Pölten entstand wie bereits vorher erklärt im Rahmen eines Bachelorprojekts zur Weiterentwicklung des Sozialraums rund um die Bibliothek der FH. Das endgültige Ziel ist es, einen Spielplatz zu schaffen, der nicht nur den Anforderungen eines klassischen Spielplatzes entspricht, sondern auch inklusiv und barrierefrei gestaltet ist. Dieser Spielplatz soll die Bedürfnisse aller Kinder berücksichtigen, einschließlich jener mit Behinderungen. Damit soll er ein Beispiel für Integration und soziale Teilhabe darstellen. Zudem zielt das Projekt darauf ab, die Sichtbarkeit von Menschen mit Behinderungen in der Öffentlichkeit zu

erhöhen und ihnen die Möglichkeit zu geben, aktiv und selbstverständlich am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

Ein erster Schritt in Richtung Bau eines inklusiven Spielplatzes war ein Vorgespräch zwischen Frau Dr. Michaela Moser und der Architektin Vesna Urlicic, die ihre Expertise in die Planung einbringen möchte. Unterstützt von der Stadtplanung St. Pölten und der zuständigen Gärtnerei soll nun ein partizipatives Treffen organisiert werden. Ziel dieses Treffens ist es, relevante Akteur:innen zusammenzubringen, um gemeinsam die weiteren Schritte zur Realisierung des inklusiven Spielplatzes zu diskutieren. Das Hauptziel des Projekts ist die Organisation und idealerweise auch die Durchführung eines partizipativen Treffens an der FH St. Pölten. Während dieses Treffens sollen die Rahmenbedingungen und nächsten Schritte für die Umsetzung eines inklusiven Spielplatzes an der FH definiert werden. Dabei sollen die Ideen, Bedürfnisse und Expertisen der beteiligten Akteur:innen gesammelt und in konkrete Handlungspläne überführt werden.

Besonders wichtig ist dabei der Begriff „partizipativ“. Das Treffen soll partizipativ gestaltet werden, aber was bedeutet dieses „Partizipative“ konkret? Wie wir bereits in einem vorherigen Kapitel gezeigt haben, beschreibt Schnurr (vgl. 2018:633) Partizipation als einen Bedeutungsraum, der von der Teilnahme am öffentlichen und kulturellen Leben über die Mitwirkung an Entscheidungen innerhalb und außerhalb politischer Systeme bis hin zur Teilhabe an Wohlstand, Sicherheit und Freiheit reicht. Im vollen Sinne beschreibt Schnurr Partizipation als eine freie Teilnahme und Teilhabe an den sozialen, politischen und ökonomischen Prozessen einer Gesellschaft. Konkret bedeutet dies, dass das geplante Treffen nicht nur eine Plattform für diejenigen bieten soll, die direkt an der Umsetzung des inklusiven Spielplatzes beteiligt sein werden – also Fachpersonen wie Architekt:innen, Stadtplaner:innen oder Vertreter:innen von Institutionen. Es muss vielmehr auch ein Raum geschaffen werden, in dem Menschen präsent sind, die von den Entscheidungen indirekt oder direkt betroffen sind.

Das heißt, es reicht nicht aus, über die eventuellen Bedürfnisse der Zielgruppe zu sprechen oder Entscheidungen „für sie“ zu treffen. Es ist entscheidend, dass die Betroffenen selbst anwesend sind und ihre Perspektiven einbringen können. Dazu gehören Menschen mit Behinderung, Angehörige von Menschen mit Behinderung, Jugendliche aus der Umgebung – sowohl mit als auch ohne Behinderung – und auch Nachbar:innen des geplanten Spielplatzes. In diesem Zusammenhang ist der internationale Leitspruch der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung besonders relevant: „Nichts über uns ohne uns!“ (vgl. SLIÖ 2024). Menschen müssen selbst an den Prozessen beteiligt sein, die ihr Leben beeinflussen, auch wenn der Einfluss nur klein ist. Genau dies soll in unserem Treffen

gewährleistet werden – eine echte Partizipation, die sowohl auf die Gestaltung des Spielplatzes als auch auf die soziale Inklusion und Sichtbarkeit in einem breiteren Kontext abzielt.

Wenn möglich, wäre es wünschenswert, diesen Prozess auch auf künstlerische Weise zu gestalten. Eine der Teilforschungsfragen lautet schließlich: „Welche Möglichkeiten bieten partizipative und künstlerische Ausdrucksformen für die Inklusion von Kindern und Jugendlichen im Gemeinwesen in St. Pölten?“ Daher erscheint es sinnvoll, die kreative Dimension nicht nur als ergänzendes Element, sondern als zentralen Bestandteil des Prozesses zu betrachten.

Eine besonders geeignete Methode, die im Handbuch Gemeinwesenarbeit erwähnt wird, ist die Dragon-Dreaming-Methode (vgl. Faul et al. 2024:46f). Sie bietet durch ihre partizipative Planung und gemeinschaftliche Gestaltung eine wertvolle Grundlage, um kreative und inklusive Prozesse zu fördern. Diese Methode ist ein ganzheitlicher Ansatz zur Entwicklung und Umsetzung von Projekten, der auf den Prinzipien Gemeinschaft, persönlicher Entfaltung und Verbindung basiert. Entwickelt wurde sie von John Croft, inspiriert durch die Weisheiten der australischen Ureinwohner:innen (vgl. Blanke et al. 2013:5).

Der Prozess des Dragon Dreaming umfasst vier Hauptphasen:

- Träumen: In dieser Phase werden Ideen gesammelt und Visionen entwickelt. Ziel ist es, gemeinsam zu träumen und kreative Lösungsansätze für bestehende Herausforderungen zu finden (vgl. ebd.:14-16).
- Planen: Die gesammelten Ideen werden strukturiert und in konkrete Pläne überführt. Dies umfasst die Festlegung von Zielen, Aufgaben und Verantwortlichkeiten innerhalb des Teams (vgl. ebd.:17-23).
- Handeln: Die geplanten Schritte werden umgesetzt. Dabei ist es entscheidend, flexibel zu bleiben und auf Veränderungen reagieren zu können (vgl. ebd.:24).
- Feiern: Erfolge und Lernerfahrungen werden reflektiert und gewürdigt. Dieser abschließende Schritt ermöglicht es, Freude und Wertschätzung zu erleben und Raum für neue Ideen zu schaffen (vgl. ebd.:26-28).

In der ersten Phase (Träumen) kann ein sogenannter Traumkreis gestaltet und künstlerisch erweitert werden. Ziel dieses Traumkreises ist es, die individuelle Vision der Initiator:innen mit den Vorstellungen des Teams zu verbinden, sodass eine gemeinsame Vision entsteht (vgl. Dolle 2015). Der Traumkreis nach Annelotte Dolle kann dabei um einen künstlerischen Aspekt ergänzt werden. In diesem Fall beginnt der Prozess mit einer Einladung an die Teilnehmer:innen, gemeinsam ein Kunstwerk zu gestalten, das ihre Träume und Visionen für das Projekt visuell darstellt. Nach einer kurzen Einführung in den Traumkreis und die Dragon-Dreaming-Methode wird erläutert, dass die Träume diesmal nicht nur verbal ausgedrückt, sondern in Form von Zeichnungen und Bildern festgehalten werden sollen. Der Raum wird entsprechend vorbereitet: Eine große Leinwand, Papierbögen oder eine Rolle Kraftpapier dient als Grundlage für das Kunstwerk. Zusätzlich werden Zeichenmaterialien wie Farben, Pinsel, Marker, Wachsmalstifte oder Kreiden bereitgestellt, sodass jede:r Teilnehmer:in kreativ arbeiten kann.

Der/die Moderator:in stellt zu Beginn eine inspirierende Frage, wie beispielsweise:

- „Was ist dir in diesem Projekt besonders wichtig?“
- „Wie stellst du dir ein erfolgreiches Ergebnis vor?“

Jede:r Teilnehmer:in überlegt, wie diese Frage künstlerisch beantwortet werden kann, und beginnt, die eigene Vision durch Symbole, Farben, Formen oder konkrete Zeichnungen auf der Leinwand oder einem eigenen Papierstück zu gestalten. Dafür wird ausreichend Zeit eingeplant. Nach dieser ersten kreativen Runde werden die einzelnen Zeichnungen oder Bilder zusammengeführt. Auf einer gemeinsamen Leinwand können Details ergänzt und Übergänge geschaffen werden, die die verschiedenen Visionen symbolisch miteinander verbinden. Falls auf separaten Papierstücken gearbeitet wurde, werden diese zu einem großen Gesamtbild arrangiert und miteinander verbunden. Der/die Moderator:in ermutigt die Gruppe, verbindende Muster, Farben oder Elemente einzufügen, um ein harmonisches Gesamtbild zu schaffen.

Zum Abschluss wird das Kunstwerk gemeinsam betrachtet. Jede:r Teilnehmer:in hat die Möglichkeit, die eigene Darstellung zu erläutern und zu reflektieren, welche Bedeutung sie für das Projekt hat. Dabei wird gemeinsam diskutiert, wie die im Kunstwerk ausgedrückten Ideen und Visionen in die weitere Projektgestaltung integriert werden können. Schließlich wird das Kunstwerk feierlich gewürdigt. Es kann als Symbol der gemeinsamen Vision ausgestellt oder aufbewahrt werden. Optional

kann es fotografiert oder digitalisiert werden, um die Inspiration für die weitere Projektarbeit zu bewahren.

Abschließend ist hier eine Mindmap zu sehen, wie sie beispielsweise von Kuckartz (vgl. 2022:154) empfohlen wird, die den Denkprozess veranschaulichen soll, den durchlaufen ist, bevor das Konzept ausgearbeitet wurde.

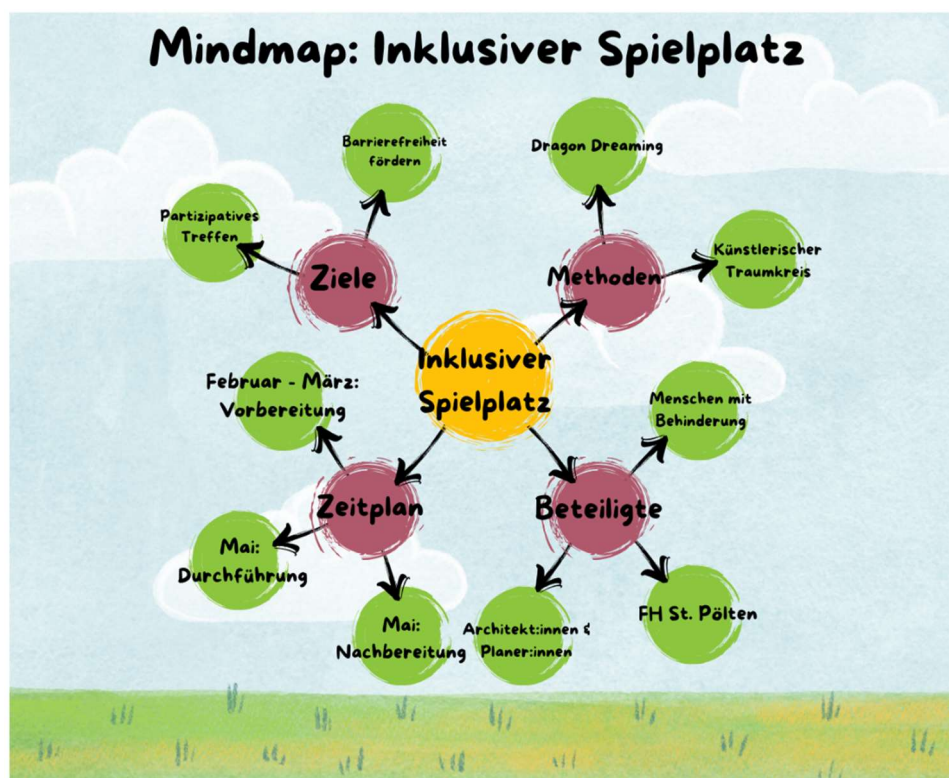


Abbildung 28: Mindmap - Inklusiver Spielplatz (eigene Darstellung)

5.2.4 Fazit: Potenziale gemeinwesenorientierte Ansätze

Das vorherige Kapitel zeigt das nachhaltige Inklusion nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie als gemeinschaftliche Aufgabe verstanden und verfolgt wird. Besonders gemeinwesenorientierte Ansätze bieten hier großes Potenzial, da sie soziale Teilhabe direkt im lokalen Umfeld fördern. Indem sie an den Lebensrealitäten der Menschen ansetzen, „Betroffene“ aktiv in Entscheidungsprozesse einbinden und bestehende soziale Netzwerke nutzen, tragen sie wesentlich zur Schaffung langfristiger inklusiver Strukturen bei. Um Inklusion langfristig durch einen gemeinwesenorientierten Ansatz

im St. Pöltner Alltag zu verankern, erscheint ein inklusiver Spielplatz sinnvoll. Dieser sollte in einem partizipativen Prozess geplant werden, an dem nicht nur Stadtplanung und Politik, sondern auch Betroffene sowie weitere relevante Akteur:innen beteiligt sind.

Ein bestandenes Beispiel für ein solches Konzept ist der Mini-Club 81, ein integratives Gemeinwesenprojekt für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung in St. Pölten. Ziel dieses Projekts war es, durch regelmäßige gemeinsame Aktivitäten eine gleichberechtigte Teilhabe für alle Kinder zu ermöglichen. Der Club wurde über mehrere Jahre hinweg erfolgreich betrieben und zeigte eindrucksvoll, wie bedeutsam lokale Netzwerke und ehrenamtliches Engagement für die Umsetzung inklusiver Strukturen sind. Dennoch musste das Projekt letztlich eingestellt werden, da es an kontinuierlicher Unterstützung und langfristig gesicherten Ressourcen mangelte. Dies verdeutlicht eine zentrale Herausforderung gemeinwesenorientierter Ansätze: Ohne institutionelle Absicherung und nachhaltige Förderung bleiben viele dieser Initiativen auf (kurzfristiges) ehrenamtliches Engagement angewiesen und können meistens nicht dauerhaft bestehen. Eine erwähnenswerte Ausnahme in St. Pölten stellen hier der Club 81 und Josef Schoisengeyer dar, die über Jahre hinweg rein ehrenamtlich einen Club für behinderte und nichtbehinderte Menschen führen.

Inklusion kann nicht allein durch separate Fördermaßnahmen erreicht werden, sondern muss als integraler Bestandteil aller gesellschaftlichen Bereiche verankert sein. Gemeinwesenorientierte Ansätze leisten hierzu einen wesentlichen Beitrag, indem sie Inklusion nicht als isolierte Aufgabe einzelner Institutionen betrachten, sondern als gemeinsame Verantwortung von Stadtplanung, Bildung, Freizeitgestaltung, Bürger:innen und sozialem Leben. Sie ermöglichen Teilhabe dort, wo Menschen ihren Alltag verbringen, anstatt gesonderte, oftmals segregierende Angebote zu schaffen.

Um das Potenzial solcher Ansätze voll auszuschöpfen, sind einige zentrale Maßnahmen erforderlich. Erstens muss die aktive Beteiligung und Sichtbarkeit der „Betroffenen“ gestärkt werden, da partizipative Prozesse gewährleisten, dass Lösungen besser auf die tatsächlichen Bedürfnisse der Menschen abgestimmt sind. Zweitens müssen sowohl finanzielle als auch personelle Ressourcen langfristig gesichert werden, um gemeinwesenorientierte Initiativen über kurzfristiges ehrenamtliches Engagement hinaus tragfähig zu machen. Drittens gilt es, nicht nur physische Barrieren zu beseitigen, sondern auch bürokratische Hürden und gesellschaftliche Vorurteile abzubauen, die eine gleichberechtigte Teilhabe erschweren.

Die Erfahrungen mit Projekten wie dem Mini-Club 81 oder Jugendzentrum Steppenwolf zeigen, dass lokale, gemeinwesenorientierte Initiativen einen wirksamen Beitrag zur praktischen Umsetzung von Inklusion leisten können. Damit sie langfristig erfolgreich sind, bedarf es jedoch struktureller Unterstützung und einer klaren politischen Priorisierung inklusiver, gemeinwesenorientierter Strategien. Nur wenn Inklusion nicht als Sondermaßnahme, sondern als selbstverständlicher Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens betrachtet wird, kann sie nachhaltig verankert werden. Ein inklusiver Spielplatz auf dem Gelände der FH wäre eine Chance für St. Pölten, zu zeigen, dass alle Menschen in der Stadt willkommen sind und dass Menschen mit Behinderung sichtbar sein dürfen. Es ist eine Gelegenheit, gemeinsam mit relevanten Akteur:innen ein relativ nachhaltiges, gemeinwesenorientiertes Projekt zu starten, für das Rabel (vgl. 2024) bereits den Bedarf nachgewiesen hat.

5.3 Ein Blick in die Lebensrealitäten geflüchteter Frauen

Arthofer, Anjali Siri

Das folgende Kapitel widmet sich der Auswertung und den Ergebnissen des Photovoice-Workshops mit geflüchteten Frauen, welcher in der Diakonie St. Pölten stattfand. Der hier vorliegende Forschungsteil ging dabei folgender Forschungsfrage nach: „Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten“. Für die Auswertung kam die Qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz zum Einsatz, die ebenso zuvor bereits bei der Auswertung der Community Map zur Anwendung kam. Die Inhaltsanalyse nach Kuckartz eignet sich für das vorliegende Datenmaterial besonders, da sie, wie bereits in Kapitel 3.3.2 ausführlich beschrieben wurde, eine Analyse von unterschiedlichen Datenmaterialien wie Bildern oder Texten zulässt. Um abschließend einen schlussfolgernden Vergleich der drei Unter-Forschungsfragen zu vollziehen, bleiben die gemeinschaftlich erarbeiteten Kategorien (siehe Kapitel 3.3.2.8) für die Auswertung des Photovoice-Workshops und der Community map dieselben.

Durch das erhobene Datenmaterial wurden bei den Frauen insbesondere Themen wie Familie, persönliche und berufliche Entwicklung sowie Bedürfnisse nach Ruhe und Entspannung, sichtbar. Die Bedeutung von spezifischen Orten in St. Pölten spielte hingegen, wie sich zeigte, eine untergeordnete Rolle.

Bevor es im anschließenden Kapitel in die Auswertung übergeht, sei an dieser Stelle noch festgehalten, dass das folgende Datenmaterial und dessen Ergebnisse lediglich exemplarischen Charakter und keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit oder Allgemeingültigkeit stellen.

5.3.1 Auswertung und Ergebnisse des Photovoice-Workshops

Dieses Kapitel widmet sich der Auswertung und den Ergebnissen des Photovoice-Workshops, in welchem mittels Fotografien der Teilnehmerinnen zum Thema „Identität“ und Gesprächen in der Gruppe persönliche Themen der Frauen und ihrer Lebenswelt sichtbar wurden. Wie bereits in Kapitel 3.3.2 wurden mittels eines Codebaumes ausgewählte Kategorien erstellt, um das Datenmaterial kompakt und aussagekräftig widerzugeben. Diese Kategorien sowie die entscheidenden Unterkapitel gliedern sich zur Erinnerung wie folgt auf:

1. Lernprozesse während des Workshops
2. Persönliche Identität und kulturelle Verbindung
3. Bedeutung von Orten der Zielgruppe in St. Pölten
4. Partizipation und Inklusion während des Projekts
5. Bedeutung der künstlerischen Ausdrucksformen
6. Politische und soziale Themen
7. Herausforderungen und Konflikte

Neben den Daten des Photovoice-Workshops fließen weiters Informationen aus dem Doppel-Interview mit Belina Diem und Samara Albini von der Diakonie mit ein. Sie ergänzen, als Expertinnen im Fluchtbereich, mit ihrer jahrelangen Erfahrung, das Datenmaterial mit Informationen auf der Meso- und Metaebene.

Abschließend werden in einem Fazit die wichtigsten Inhalte und Erkenntnisse erneut zusammengefasst, um die eingangs gestellte Forschungsfrage zu beantworten.

5.3.1.1 Lernprozess während des Workshops

In diesem Kapitel liegt der Fokus auf den Lernprozessen, welche sich durch den Workshop und die Forschung ergaben.

Einige Aussagen der Teilnehmerinnen lassen Rückschlüsse auf die kreativen Zugänge im Alltag der Frauen zu. So erwähnten Dalal und Zahra, dass sie gerne in ihrer Freizeit fotografieren und sich auch für grafische Dinge, wie Zeichnen interessieren würden. Dalal verdeutlichte besonders mit ihrer Erzählung, sie würde das Chaos ihres Kindes regelmäßig fotografisch festhalten, den kreativen und spielerischen Umgang, den sie im Alltag mittels Fotografie mit einem Augenzwinkern gefunden hatte. Amira, Halima und Dalal erwähnten hingegen ihre Leidenschaft für das eigenständige Pflanzen von Blumen und Gemüse. Insbesondere Amira bekräftigte, welche Freude es ihr bereiten würde, die Entwicklung der Pflanzen beobachten zu können (vgl. B1, B2).

Die fotografische Auseinandersetzung mit dem abstrakten Thema „Identität“ stellte ebenso eine Möglichkeit für die Frauen dar, sich mit diesem Thema auf kreative Art und Weise auseinanderzusetzen und Fotografie als nonverbale Ausdrucksform für ihre Bedürfnisse, Erinnerungen, Gefühle und Wünsche zu nutzen. Wie bereits in Kapitel 3.2.2 beschrieben, lädt das Medium der Fotografie besonders dazu ein, persönliche Erfahrungen und Emotionen intensiv zu reflektieren und sichtbar zu machen.

Mein persönlicher Lernprozess während des Workshops war die Erkenntnis, dass ein guter Zugang zum Feld und zur Community essenziell für die Durchführung dieser partizipativen Forschungsmethode ist. Dieser Zugang und das Vertrauen benötigt vor allem Zeit und im Idealfall die Zusammenarbeit mit einer Multiplikatorin, die bereits in die Community eingebettet ist und als Vermittlerin agieren kann. In der langfristigen Ausrichtung und dem damit verbundenen vertrauensstiftenden Charakter liegt, wie in Kapitel 4.1.1 beschrieben, eine wesentliche Stärke der GWA. In einem kurzfristigen Projekt wie diesem kann es jedoch auch eine Herausforderung darstellen. Wie in Kapitel 2.3.2 bereits beschrieben, agieren Frauen mit Fluchterfahrung auch häufig selbst als Multiplikatorinnen. Die essenzielle Rolle der Multiplikatorin betonen ebenso Belina und Samara von der Diakonie.

„[...] wo es gut funktioniert, ist, wenn wir sogenannte Multiplikatorinnen haben, beziehungsweise Personen aus der Community, Broker, die quasi beide Welten kennen und die beides vernetzen können. Also wenn unsere Multiplikatorin quasi die Information hat [...] gibt es einen anderen Anknüpfungspunkt, wie wenn der Flyer bei uns in der Diakonie einfach hängt. [...] Genau diese Rolle ist, finde ich, fast ausschlaggebend.“ (T16, Z 190-201)

Multiplikator:innen scheinen demnach nicht nur eine sprachliche sondern auch eine kulturelle Brücke für Menschen mit Fluchterfahrung zu schlagen. Durch diese Vernetzung von Multiplikator:innen zu etablierten Institutionen scheinen Informationen zu Angeboten über andere Informationskanäle, wie beispielsweise Messengerdienste, in die Community zu gelangen.

5.3.1.2 Persönliche Identität und kulturelle Verbindung

In diesem Kapitel werden die persönlichen Identitäten der Frauen und die kulturellen Verbindungen anhand der Fotos herausgearbeitet.

Das Thema der Identität als ausgewähltes Motiv der Frauen für die Ablichtung ihrer Lebenswelt findet sich in all ihren Fotografien wieder. Besonderen Ausdruck findet es in Sehnsuchtsorten, Erinnerungen an ihr früheres Leben und Ausbildungen, die sie gemacht haben oder gerne gemacht hätten. Aber auch in Bildern mit Bezug zur Familie. Insbesondere der eigene Werdegang und das Thema Ausbildung und Familie kommen durch die Fotos stark zum Ausdruck. Dalal erzählte, dass ihr abgelichteter Vogel (siehe Abbildung 29) sie an ihr Leben in Syrien und ihren Vater erinnert, welcher Tierarzt war. Sie selbst wäre auch gerne Tierärztin geworden, ihr Vater riet ihr jedoch, aufgrund der Dauer, davon ab und so erlernte sie einen Gesundheitsberuf (vgl. B3).

In einer eigenen Bildunterschrift beschrieb sie ihr Foto wie folgt:

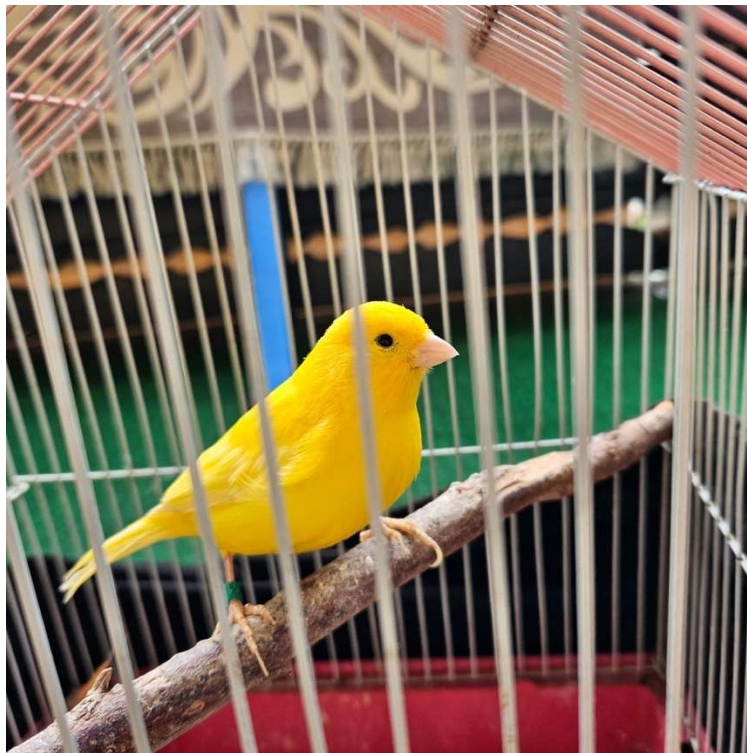


Abbildung 29: Vogel (Aufnahme Dalal)

التقطت صورة لهذا الطائر لانها تذكرني بطبوري التي كنت اروضها في منزلي في سوريا فقد كنت احب تربية الطيور كهواية ولان والدي كان طبيب بيطري ويهتم بالطيور والدواجن كان يساعدني في تربيتهم والاهتمام بهم

„Ich habe ein Foto von diesem Vogel gemacht, weil er mich an meine Vögel erinnert, die ich in meinem Haus in Syrien gezähmt habe. Ich liebte es, Vögel als Hobby zu halten, und da mein Vater Tierarzt war und sich für Vögel und Geflügel interessierte, half er mir, sie zu züchten und mich um sie zu kümmern“ [Übersetzung Halima] (W3).

Halima hingegen erinnerte mit ihrem Foto (siehe Abbildung 30), auf dem selbst geerntete Radieschen zu sehen sind, an ihr Landwirtschaftsstudium in Syrien. Sie hatte es oft nicht leicht ihrer Ausbildung nachzugehen da sie Mutter von mehreren Kindern ist und ihre Familie sie wenig auf ihrem Ausbildungsweg unterstützte. Im Gegenteil erzählte Halima, dass ihre Familie ihr häufig mitteilte, sie würde es nicht schaffen und solle sich auf die Familie konzentrieren. Sie schien sehr stolz darauf zu sein, dass sie es trotz des Widerstandes ihrer Familie und den schwierigen Bedingungen dennoch geschafft hatte, ihre Ausbildungen abzuschließen und sich hier in Österreich etwas Eigenständiges aufbauen konnte. Allerdings war auch eine gewisse Traurigkeit bezüglich ihrer Familie zu vernehmen, da diese ihr die Ausbildung, nach eigener Aussage, nicht zutraute, auch wenn sie schlussendlich sehr stolz auf sie waren (vgl. B3). Aus Halimas Erzählung scheint besonders das Thema der Mehrfachbelastung, derer sie sich ausgesetzt sah, hervorzugehen und auf welches bereits in Kapitel 2.3.3 verwiesen wurde.



Abbildung 30: Radieschen (Aufnahme Halima)

Halima erinnert sich mit dem Foto an ihr Landwirtschaftsstudium in Syrien und welche Freude es ihr bereiten würde Gemüse anzupflanzen. Die Gartenarbeit stellt eine Möglichkeit für sie dar, ihren Kindern wichtige Werte zu vermitteln, wie Verantwortung zu übernehmen und die Natur zu schätzen. Gleichzeitig soll es die psychische, körperliche und soziale Entwicklung der Kinder fördern und gegen Isolation sowie negative Auswirkungen von Videospielen helfen. „Aus diesem Grund baue ich viele Pflanzen und Gemüsesorten zu Hause an und beziehe meine Kinder dabei aktiv ein“ (W2, B3).

Wie aus Halimas Foto und ihrer Assoziation ersichtlich wird, spielt der Pflanzenanbau immer noch eine wichtige Rolle in ihrem Leben, insbesondere in der Erziehung ihrer Kinder und der Vermittlung von Werten.

In Dalals Rosen (siehe Abbildung 31) spiegelt sich ebenso die Erinnerung an ihre Herkunft Syrien wider. In ihrer Kindheit lebte sie mit ihrer Familie in einem Haus mit Garten, in welchem viele Rosen gepflanzt waren. Seit dieser Zeit kauft sie sich regelmäßig Rosen, um sich daran zu erinnern (vgl. B3).



Abbildung 31: Rosen (Aufnahme Dalal)

هذه الصورة لباقة ورد قمت بشرائها فانا معتادة على شراء الورد فأنا احب الورود منذ صغري لأن حديقة منزلنا في سوريا كانت مليئة بأنواع كثيرة من الورود التي كان يزرعها ولكن عندما كبرت تم هدم الحديقة وتحويلها الى بناء والذي كان سجن بالنسبة الي

“Dies ist ein Bild eines Rosenstraußes, den ich gekauft habe. Ich bin es gewohnt, Rosen zu kaufen, seit ich jung war, weil der Garten unseres Hauses in Syrien voller Rosenarten war, die wir angebaut hatten. Aber als ich älter wurde, wurde der Garten zerstört und in ein Gebäude umgewandelt, das für mich wie ein Gefängnis war” [Übersetzung Halima] (W3).

Das Foto scheint eine schöne wie auch schmerzliche Erinnerung an eine vergangene Zeit und Lebensphase auszudrücken sowie einen identitätsstiftenden Charakter aufzuweisen (vgl. B3).

5.3.1.3 Bedeutung von Orten der Zielgruppe in St. Pölten

Dieses Kapitel widmet sich der Bedeutung von Orten für die Teilnehmerinnen in St. Pölten.

Eine besondere Bedeutung gegenüber bestimmten Orten in St. Pölten war für die Frauen im Zuge der Workshops und der Fotografien nicht zu erkennen. Dies scheint unterschiedliche Gründe zu haben. Zwei der Frauen, Amira und Gohar, sind erst seit kurzer Zeit in Österreich und schienen daher noch keine starke Verbindung zum Ort St. Pölten zu haben, da er ihnen noch weitestgehend unbekannt ist. Im Gegenteil sprachen sie beim ersten Workshop viel von der Sehnsucht nach ihrer Herkunft Syrien und was sie Freudvolles aber auch Schmerzvolles damit verbinden würden. Der Bezug zu Österreich schien noch nicht ausgereift zu sein und der Prozess des Ankommens noch am Anfang. Halima wiederum lebt außerhalb von St. Pölten und hat außer ihrem Arbeitsplatz auch keinen konkreten Bezug zu St. Pölten, da sie hier nicht lebt. Und auch Dalal schien keine speziellen Orte in St. Pölten nennen zu können an denen sie sich gerne aufhält. Dies mag womöglich auch mit mangelnden sozialen Kontakten, wie sie selbst erwähnte, zusammenhängen (vgl. B1). Dieser vermeintlich schwache Bezug zu St. Pölten und die wenigen sozialen Kontakte könnten auf eine geringe gesellschaftliche Teilhabe der Frauen hinweisen. Wie in Kapitel 2.3.3 bereits verdeutlicht, spielen die Aspekte Recht, Arbeit und soziale Kontakte eine wesentliche Rolle für gesellschaftliche Teilhabe. Außer Halima war keine der Frauen berufstätig und einigen schien es an sozialen (familiären) Kontakten zu mangeln. Daraus lässt sich schließen, dass einige der Frauen in St. Pölten von Exklusion betroffen sein könnten.

Sehr wohl eine Bedeutung schrieben einige der Frauen jedoch fiktiven Sehnsuchtsorten oder Ortschaften außerhalb St. Pöltens zu. So beschrieb Halima in einem KI-genierten Bild (siehe Abbildung

32) ihren Wunsch, auf einer einsamen Insel allein (eventuell noch mit ihrer Tochter) zu entspannen, um zur Ruhe kommen zu können (vgl. B3). Aber auch ihr erreichter Erfolg soll sich in dem Bild widerspiegeln, wie sie selbst erörterte:



Abbildung 32: Insel (Abbildung Halima - KI)

هذا الصورة يعبر عن معاني عميقة مرتبطة بالصورة التي ترمز إلى الهدوء والسعي نحو النجاح، مع التركيز على أهمية الصبر والعمل المستمر للوصول إلى الأهداف. النقاط المطروحة تحمل دروساً حياتية ملهمة، حيث يظهر النجاح كمحصلة للجهد، الحكمة، [...] والتركيز.

هذا الصورة يمكن أن يكون دافعاً قوياً لمن يسعون لتحقيق أهدافهم، حيث يذكرهم بأن النجاح لا يأتي دفعة واحدة، بل هو ثمرة العمل المستمر والإيمان بالقدرة على تجاوز التحديات.

„Dieses Bild drückt tiefgründige Bedeutungen aus, die mit Ruhe und dem Streben nach Erfolg verbunden sind, wobei der Fokus auf der Bedeutung von Geduld und kontinuierlicher Arbeit liegt, um Ziele zu erreichen. Die angesprochenen Punkte vermitteln inspirierende Lebenslektionen, in denen Erfolg als Ergebnis von Anstrengung, Weisheit und Fokus dargestellt wird. [...] Dieses Bild kann ein starker Antrieb für diejenigen sein, die ihre Ziele erreichen möchten. Es erinnert daran, dass Erfolg nicht auf einmal kommt, sondern die Frucht kontinuierlicher Arbeit und des Glaubens an die eigene Fähigkeit ist, Herausforderungen zu überwinden“ [Übersetzung Halima] (W2).

Dalal hingegen beschrieb das Haus ihrer Cousine mit Balkon (siehe Abbildung 33) und der schönen Aussicht als Ort der Ruhe und Entspannung, welches sich ebenso außerhalb St. Pöltns befindet (vgl. B3).



Abbildung 33: Balkon (Aufnahme Dalal)

هذه الصورة التقطتها من شرفة منزل أبنه خالتي فانا أشعر بنوع من الراحة أثناء الجلوس على شرفتها فهي تذكرني بحديقة منزلي
 "... في سوريا و كذلك أعجبتني ألوان أوراق الشجر فانا أحب فصل الخريف والزهور الموجودة على الشرفة

“Dieses Foto habe ich vom Balkon meiner Cousine aufgenommen. Ich fühle mich irgendwie wohl, wenn ich auf ihrem Balkon sitze, denn er erinnert mich an den Garten meines Hauses in Syrien. Außerdem haben mir die Farben der Blätter gefallen, da ich den Herbst liebe, sowie die Blumen, die auf dem Balkon stehen...” [Übersetzung Halima] (W3).

Generell betonten mehrere Teilnehmerinnen die Bedeutung von Natur und das Bedürfnis nach Ruhe und Entspannung in ihrem Leben. Insbesondere Zahra vermittelte mir per WhatsApp, da sie am Ersatztermin nicht teilgenommen hatte, dass ihr der Aufenthalt in der Natur und der damit verbundenen Schönheit, Ruhe und Entspannung bringen würde, wie in Abbildung 33 zum Ausdruck kommen soll (vgl. W1):



Abbildung 34: Strand (Aufnahme Zahra)

هذه الصورة جميلة جداً ومريحة للأعصاب وهدوء بجمال المنظر وغروب الشمس وجمالها

„Dieses Bild ist sehr schön und beruhigend für die Nerven. Die Schönheit der Landschaft und der Sonnenuntergang sind einfach wundervoll.“ [Übersetzung Halima] (ebd.).

Besonders der Wunsch nach Ruhe und Entspannung scheint die Frauen zu verbinden und spiegelt sich in den bildlichen Naturdarstellungen als Sehnsuchtsorte wider. Der Wunsch, zur Ruhe zu kommen, könnte auf Belastungen der Frauen hinweisen, derer sie ausgesetzt waren und womöglich noch sind. Mit Verweis auf Kapitel 2.3.3 würde sich diese Annahme mit der These der Mehrfachbelastung, derer sich speziell geflüchtete Frauen häufig ausgesetzt sehen, bestätigen.

Aus dem Gespräch mit Belina und Samara gingen ebenso keine speziellen Orte in St. Pölten hervor, an denen sich Klient:innen besonders gerne aufhalten würden. Da sie ebenso außerhalb von St.

Pölsen leben, konnten sie nur mutmaßen. „Sie kommen auf jeden Fall gerne zu uns“ (TI6, Z 417) wie Samara betonte, gefolgt von einem Nachsatz Belinas. „Sie trinken auch gerne bei uns einen Kaffee, einfach mal!“ (TI6, Z 420).

Generell konnten Belina und Samara beobachten, dass die Kursteilnehmer:innen gerne in den Pausen zusammen Kaffee trinken und sich austauschen sowie Informationen teilen würden. Der Bedarf nach einem Raum, in dem sich die Frauen unverbindlich treffen und austauschen können scheint für die Expertinnen gegeben (vgl. TI6, Z 424-427). „Aber wenn wir jetzt einen Raum hätten, der offen wäre, da würden sie sich treffen. Da bin ich mir auch sicher“ (TI6, Z 431). Aus Sicherheitsgründen sowie räumlichen Gegebenheiten ist dies bei der Diakonie momentan jedoch nicht möglich, da sich nur eine bestimmte Anzahl an Menschen im Warteraum aufhalten darf (vgl. TI6, Z 428-430).

Wie aus den Interviews und stellenweise aus den Fotografien hervorgeht, scheint es demnach einen gewissen Bedarf an niederschwelligen Räumen für Frauen mit Fluchterfahrung zu geben, an welchen sie sich austauschen und zur Ruhe kommen können. Zwar bietet das Diversity Café einen solchen Raum an, jedoch nur jeden Samstag (siehe Kapitel 3.4.3). Um die Vernetzung von Menschen untereinander zu fördern und das Gemeinwesen in seiner Gesamtheit zu stärken, bedarf es jedoch konsumfreier, niederschwelliger und öffentlich zugänglicher Orte, wie in Kapitel 4.1.1 beschrieben. Die Abwesenheit von beliebten Orten der Teilnehmerinnen könnte daher ein Indiz dafür sein, dass es genau an diesen niederschwelligen Orten/ Räumen für die Zielgruppe in St. Pölsen mangelt.

5.3.1.4 Partizipation und Inklusion während des Projekts

In folgendem Kapitel werden die Partizipations- und Inklusionsprozesse während des Workshops näher beleuchtet.

Die Zusammensetzung der Gruppe gestaltete sich, wie bereits in Kapitel 3.2.2.2 geschildert, sehr homogen. Es handelte sich bei den Teilnehmerinnen ausschließlich um Frauen aus dem Herkunftsland Syrien. Zusätzlich waren alle Teilnehmerinnen Mütter, verheiratet und gingen, bis auf Halima, keiner beruflichen Tätigkeit nach. Bis auf Amira und Gohar, kannten sich keine der Frauen im Vorhinein. Der Umgang untereinander schien wertschätzend und höflich zu sein, jedoch auch zurückhaltend. Die Frauen brachten sich, anfangs etwas zögerlich, jedoch mit zunehmendem Verlauf aktiver in den Workshop ein und teilten ihre Gedanken und Erfahrungen offen mit der Gruppe. Zum Teil

schien es, als konnten sie sich mit den Erzählungen und Erfahrungen der anderen identifizieren und reagierten dementsprechend darauf (vgl. B1). Insbesondere Dalal suchte nach Anschluss und Kontakt zu anderen, da sie, wie sie sagte, nur ihren Mann als besten Freund hier in Österreich habe. Es scheint demnach ein Bedürfnis nach sozialem Austausch, Vernetzung und Verbundenheit zu geben (vgl. B3). Der häufige Mangel an sozialen Netzwerken, sei es durch die Abwesenheit der Familie oder Freund:innen, stellt, wie bereits in Kapitel 2.3.3 sichtbar wurde, eine Herausforderung beim Ankommen für Frauen mit Fluchterfahrung in Österreich dar.

Einen längeren Austausch unter den Teilnehmerinnen gab es zwischen Dalal und Halima beim dritten Workshop, als es um eine vermeintliche gemeinsame Bekannte ging. Der Austausch wirkte auf mich von außen freundlich und wertschätzend (vgl. ebd.).

Die Frage der Partizipation und Inklusion von Frauen mit Fluchterfahrung stellt sich weit über den Workshop hinaus. Schließlich gilt es die gesellschaftliche Teilhabe von geflüchteten Frauen in St. Pölten zu erforschen und zu erörtern.

Im Gespräch mit Samara und Belina von der Diakonie wurde jedoch deutlich, dass die Frage nach der Inklusion von geflüchteten Frauen in St. Pölten nicht pauschal beantwortet werden kann und die Antwort dazu individuell verschieden ausfällt (vgl. TI6, Z 289-290). Belina führte ihre Beobachtung und Einschätzung hierzu wie folgt aus:

„Ich kenne ja auch nicht alle, aber es gibt schon ein paar Personen, wo ich denke, die sind schon sehr gefestigt. Gefestigt und inkludiert im Sinne von, die wissen, was sie möchten, wo sie stehen, was sie brauchen, und wissen auch, wo sie das bekommen, und sind hier und fühlen sich mit dem gut und wohl und haben eine gute Arbeit und alles [...] was man sich halt so wünschen würde. Und ich glaube, es gibt ganz viele die, die halt hier sind und einfach noch ganz andere Dinge im Kopf haben“ (TI6, Z 292-298).

Betont wurde allerdings, dass bestimmte Themen, die für Klient:innen wichtig sind, keinen Platz in unserer Gesellschaft und in (politischen) Maßnahmen finden würden. In weiterer Folge stellt sich dann jedoch die Frage, inwiefern Inklusion gelingen kann, wenn Bedürfnisse von Betroffenen ausgeklammert werden. Insbesondere, wenn bestimmte Projekte nur in und für die Community stattfinden würden, wie Samara weiter ausführte (vgl. TI6, Z 304-310):

„Und spannend wäre, ob umgekehrt, auch von der anderen Seite jemand inkludiert werden möchte dort hinein, also nicht nur, dass die Klienten in das, was es bereits in St. Pölten oder in Niederösterreich gibt, dass sie dort hingehen. [...] Weils ja keine Einbahnstraße ist“ (TI6, Z 310-319).

Inklusion nicht als Einbahnstraße zu betrachten, sondern als gegenseitigen Austausch und Lernen von und miteinander, verdeutlicht das wesentliche Grundverständnis der Expert:innen und wie wirkliche Inklusion gelingen kann. Belina und Samara appellieren daher auch an die Ankunftsgesellschaft, Menschen mit Fluchterfahrung Gehör zu verschaffen und mehr Geduld entgegen zu bringen, da nicht nur die anfängliche Sprachbarriere, sondern auch demütigende Erfahrungen bei Behörden, Ämtern oder Gesundheitseinrichtungen eine Hemmschwelle für Klient:innen darstellen (vgl. TI6, Z 336-363). Wie in Kapitel 2.3.3 bereits geschildert, stellen solche Diskriminierungserfahrungen ebenso eine Hürde beim Ankommen für Menschen mit Fluchterfahrung dar und können sich in weiterer Folge negativ auf die Gesundheit auswirken.

Inklusion sei demnach nicht als etwas einseitig Lineares zu betrachten, das von Schutzsuchenden erfüllt werden müsse, sondern fordere ebenso die Ankunftsgesellschaft, Bedingungen zu schaffen, welche Teilhabe überhaupt erst möglich machen (vgl. ebd).

5.3.1.5 Bedeutung der künstlerischen Ausdrucksformen

Das folgende Kapitel widmet sich den künstlerischen Ausdrucksformen während des Workshops und deren Bedeutung.

Die Fotografie als künstlerische Ausdrucksform, die im Rahmen dieses Workshops zum Einsatz kam, ermöglichte es den Frauen in einem partizipativen Prozess ihre eigene Lebenswelt zu erforschen und diese für die Außenwelt sichtbar zu machen. Durch die aktive Teilnahme und Einbindung der Frauen in den Forschungsprozess, konnten sie sich Gehör verschaffen und auf Themen, die sie beschäftigen und für sie von Relevanz sind, aufmerksam machen (vgl. B3). Wie in Kapitel 2.1.3 bereits beschrieben, liegt in künstlerischen Ausdrucksformen, wie in diesem Fall durch das Mittel der Fotografie, das Potenzial, die eigene Lebenswelt aktiv mitzugestalten sowie gesellschaftliches Engagement, sei es politischer oder sozialer Natur, zu fördern.

Im Zuge der Projektvernissage an der FH wurden die Fotografien inklusive der Bildunterschriften der Teilnehmerinnen ausgestellt und somit für die Öffentlichkeit sichtbar gemacht. Auch Samara von der Diakonie kam mit Begleitung vorbei und betrachtete die Fotos mit den selbsterstellten Texten der Teilnehmerinnen.

Mittels Fotografien konnten die Lebenswelten von geflüchteten Frauen in St. Pölten zugänglich vermittelt und persönliche Geschichten geteilt werden. Diese persönlichen Geschichten ermöglichen

es den Betrachter:innen sich in die Fotografinnen einzufühlen und damit ein tieferes Verständnis für geflüchtete Frauen und ihre Lebenswelten zu entwickeln. Dies ist insofern von Relevanz, da Frauen mit Fluchterfahrung in der öffentlichen und medialen Debatte (siehe Kapitel 2.3) nur unterrepräsentiert vorkommen und ihre Themen und Anliegen dadurch weniger sichtbar sind.

5.3.1.6 Politische und soziale Themen

Das folgende Kapitel widmet sich der politischen und sozialen Themen, die im Zuge des Workshops aufkamen.

Abgesehen von der Tatsache, dass die meisten der Frauen aufgrund der desaströsen politischen Lage in Syrien in Österreich sind, kamen inhaltlich während des Workshops kaum politische Themen auf. Nichtsdestotrotz ist die Tatsache allein, dass die Frauen sich in Österreich aufhalten, unweigerlich politisch. Aufgrund der Polarisierung der öffentlichen Debatte ist das Thema Flucht ebenso einem starken politischen Fokus ausgesetzt. Diese politische Lage in Österreich bestimmt wiederum über die Aufenthaltsbedingungen von geflüchteten Menschen, wie sich in Kapitel 2.3.3 nachlesen lässt. Die politische Lage eines Landes nimmt damit direkten Einfluss auf das Leben und die vorzufindenden Bedingungen für geflüchtete Menschen und wirkt sich unweigerlich auf den Prozess des Ankommens und der gesellschaftlichen Teilhabe aus.

Während des ersten Workshops wurde eine gewisse politische Dimension in Bezug auf die Familienzusammenführung von Gohar deutlich. Ihre zwei erwachsenen Kinder konnten nämlich nicht mittels Familienzusammenführung nach Österreich nachgeholt werden, da sie bereits volljährig sind und das österreichische Asylsystem diese Möglichkeit ausschließt. Gohar war davon sichtlich schwer belastet, da sie zu weinen begann, als sie von ihren zurückgelassenen Kindern erzählte (vgl. B1). Wie bereits in Kapitel 2.3.3 dargelegt, stellt die Familie eine essenzielle Komponente für das Ankommen, sowie die Gesundheit und damit für das gesamte Wohlbefinden Geflüchteter dar. Der Stopp von Familienzusammenführungen, wie sie bereits in Kapitel 2.3.3 Erwähnung fand, stellt demnach nicht nur einen persönlichen Einschnitt für Betroffene dar, sondern kann sich negativ auf Teilhabeprozesse einer gesamten sozialen Gruppe auswirken und damit Inklusion erschweren.

An dieser Stelle spannt sich der Bogen zu den sozialen Themen, die im Zuge des Workshops aufkamen. Wie soeben erwähnt war einer dieser sozialen Aspekte die Familie. Bei allen Frauen waren die Familie und ihre eigenen Rollen als Mütter von Bedeutung. Die Frauen schienen sich

unterschiedlich stark mit der Mutterrolle zu identifizieren, hatten jedoch Alle familiäre Verpflichtungen. Bei einigen war Sorge zu vernehmen, bezüglich der Ausbildung ihrer Kinder und des Erlernens der deutschen Sprache sowie der Displayzeit ihrer Kinder (vgl. B1). Mit Verweis auf Kapitel 2.3.2 und Kapitel 2.3.3 sind es in der Regel die Frauen, die unbezahlte Sorgearbeit leisten und eine wichtige Schlüsselrolle beim Ankommen der gesamten Familie spielen, sich jedoch auch dementsprechender Mehrfachbelastung ausgesetzt sehen.

Die Interaktionen mit den eigenen Kindern füllen den Tag der Frauen auf unterschiedliche Weise, wie am folgenden Bild erkennbar wird.



Abbildung 35: Spielplatz (Aufnahme Halima)

Halima hat den Spielplatz (siehe Abbildung 35) in Traisen fotografiert, auf welchem sie sich regelmäßig mit ihren Kindern aufhält (vgl. B3). Trotz der Bitte, keine Menschen zu fotografieren, konnten die Frauen dennoch Teile ihres Familienlebens, wie an dem Foto mit dem Spielplatz erkennbar wird, ablichten und sichtbar machen.

Auch Zahra beschreibt mit ihrem Foto (siehe Abbildung 36) zweier Teegläser ein tägliches Ritual, welches sie mit ihrem Partner pflegt und verdeutlicht damit die Bedeutung von sozialen Interaktionen im Alltag (vgl. W1).



Abbildung 36: Teestunde (Aufnahme Zahra)

هذه جلسة يومياً مع شريك حياتي زوجي نستمتع بشرب كأس من المنة

„Hier sitze ich jeden Tag mit meinem Lebenspartner und wir genießen gemeinsam eine Tasse Ma-tete.“ [Übersetzung Halima] (W1).

Wie in Kapitel 2.3.3 sichtbar wurde, spielen Frauen eine wesentliche Rolle in Bezug auf die Inklusion der gesamten Familie. GWA kann zusätzlich als soziale Brücke dienen, um Menschen zu vernetzen und den sozialen Austausch sowie gesellschaftliche Teilhabe zu fördern. Unterschiedliche Gemeinwesenprojekte schaffen den Raum dafür, wie Belina in Bezug auf ihr Projekt „Miteinander leben – Werte teilen, ausführt:

„Also, ich würde sagen, dass wir in unserem Projekt versuchen, Leute zusammenzubringen, sage ich jetzt mal salopp. Also, wir versuchen, dass die Klient:innen, die bei uns in der Beratung sind,

die bei uns in den Wohnungen wohnen, die bei uns den Kurs besuchen, mit den Angeboten, die es in der Stadt gibt, in Verbindung zu bringen, ihnen das näherzubringen, dass es das gibt, und auch hinzubegleiten, weil die Hemmschwelle ist ganz oft sehr hoch“ (TI6, Z 114-119).

Das Gemeinwesen-Projekt der Diakonie „Miteinander leben – Werte teilen“ ermöglicht Klient:innen der Diakonie und allen, die in St. Pölten leben, einen leichteren Zugang zu Freizeit- und Kulturangeboten in der Stadt, insbesondere durch die Begleitungen der Diakonie. Häufig sei eine Hemmschwelle bei Klient:innen zu beobachten, alleine Angebote in Anspruch zu nehmen, da es eine andere Informationskultur gibt, Angebote fremd erscheinen oder Informationen fehlen (vgl. TI6, Z 119-143). Um nachhaltige Effekte zu erzielen, seien laut der Diakonie GWA-Angebote umso wichtiger:

„Weil es ein langer Prozess ist, glaube ich, bis man wirklich schafft, dass sich Menschen, die frisch nach Österreich kommen oder die schon länger in Österreich sind, sich Angebote, die sie interessieren, suchen. Ähm, ich will jetzt gar nicht sagen, sich integrieren, aber so, dass sie sich andere Dinge außerhalb von ihrer Community oder von ihren Wohnungen oder von ihren Familien suchen, die sie interessieren, und dass sie da auch hingehen“ (TI6, Z 168-173).

Insbesondere die Inanspruchnahme von (kulturellen) Freizeitangeboten fördere die Teilhabe an der Gesellschaft und reiche über die materielle Grund- und Existenzsicherung der Betroffenen hinaus.

„Und ich würde sagen, wenn ich jetzt quasi mir das Gebilde versuche vorzustellen, dass unsere GWA Dinge quasi ein Teil der, ich sage es, Integration ist, gesellschaftlichen Integration oder Teilhabe. Es ist nicht Sozialhilfeantrag, finanzielle Entlastung, aber es ist definitiv ein Teil der auf dem Weg befindlichen, quasi der Menschen, die sich in der Integration befinden“ (TI6, Z 265-269).

5.3.1.7 Herausforderungen und Konflikte

Das folgende Kapitel dient der Beleuchtung von Herausforderungen und Konflikten, die während des Forschungsprozesses sichtbar wurden.

Während des Workshops gab es keinerlei große Konflikte, vielmehr waren Meinungsverschiedenheiten oder kulturelle Unterschiede zu beobachten, welche meist ausdiskutiert wurden. Eine dieser Meinungsverschiedenheiten fand zwischen zwei Teilnehmerinnen bezüglich der Themenwahl statt. Dalal lehnte Familie als Thema ab, wohingegen Gohar nicht zum Thema Hobbies fotografieren wollte. Warum Dalal nicht zum Thema Familie fotografieren wollte, wurde nicht ausführlich besprochen. Ich hatte jedoch den Eindruck, dass der Grund darin lag, dass sie etwas allein für sich machen wollte. Gohar hingegen meinte sie hätte keine Hobbies und lehnte dieses Thema daher ab. Schließlich konnte mit dem übergeordneten Begriff „Identität“ ein Thema gefunden werden, das beiden ermöglichte, ihr Interessensgebiet abzulichten und darzustellen, wobei Gohar an den darauffolgenden

Workshops nicht mehr teilnahm und auch in der WhatsApp-Gruppe inaktiv war. Ob dieser Umstand dem Fotografie-Thema geschuldet war, einem allgemeinen Desinteresse am Workshop oder (familiärer) Verpflichtungen, kann nur gemutmaßt werden.

Eine weitere Diskussion drehte sich um die Einwilligungserklärung und wen oder was man fotografieren dürfe. Gohar machte sich darüber lustig, dass man in Österreich für alles eine Einwilligungserklärung bräuchte und sie in Syrien einfach jede:n ohne Einverständnis fotografieren könnte. Hier schien ein gewisser Frust bezüglich der Strukturen in Österreich sichtbar zu werden. Trotz dieser kulturellen Unterschiede war die Stimmung im Großen und Ganzen heiter (vgl. B1).

Eine große Herausforderung im Forschungsprozess war es jedoch, eine verbindliche Gruppe von Frauen für die Forschung zu finden und diese zusammenzuhalten. Da der Workshop ein absolut freiwilliges und unverbindliches Angebot im Rahmen der Diakonie darstellte, fühlten die Frauen sich meiner Ansicht nach nicht verpflichtet, am zweiten Workshop teilzunehmen. Dies stellte insofern eine Herausforderung dar, weil der Aufbau des Workshops sich in zwei Teile gliederte und der zweite auf dem ersten aufbaute (vgl. B1, B2, B3). Demnach wäre es sinnvoll, wenn die Frauen, die das Thema beim ersten Workshop gemeinsam erarbeitet hatten, sich zum zweiten Workshop für den Austausch über ihre Fotos treffen würden. Hier scheint eine gewisse Herausforderung der Methode sichtbar zu werden. Es schickten zwar fast alle Frauen, inklusive zwei neue Teilnehmerinnen, Fotos in die WhatsApp-Gruppe, schlussendlich kamen jedoch nur zwei, die auch beim ersten Workshop teilnahmen, um ihre Fotos gemeinsam in der Gruppe zu besprechen. Dabei wäre es spannend gewesen auch die Fotos der anderen Frauen zu besprechen, da zum Beispiel das Motiv der Rosen bei drei verschiedenen Frauen vorkam.

In weiterer Folge stellte sich auch die Kontaktaufnahme per WhatsApp mit den Frauen, die beim zweiten Workshop nicht dabei waren, als schwierig heraus. Gerne hätte ich Einzelinterviews mit ihnen geführt, leider gelang dies jedoch nicht. Zwar hatte Amira per WhatsApp zunächst einem telefonischen Interview zugestimmt und einen Termin vorgeschlagen. Dieser Termin war jedoch für die Dolmetscherin kurzfristig nicht möglich. Danach reagierte Amira nicht mehr auf meine Anfrage. Zahra hingegen beantwortete ein paar Fragen zu ihren Fotos per WhatsApp, welche dadurch jedoch nicht so ausführlich ausfielen, wie es in einem persönlichen Gespräch möglich gewesen wäre (vgl. W1). Eine zusätzliche Herausforderung in dem Zusammenhang war die Sprachbarriere, da es dadurch einen Gesprächstermin für drei Personen, inklusive der Dolmetscherin, bedurfte. Andernfalls wären Einzelinterviews einfacher zu vereinbaren und durchzuführen gewesen.

In Bezug auf GWA sind ebenso Herausforderungen zu erkennen, welche speziell aus dem Expertinneninterview hervorgingen. Herausforderungen, welche Belina und Samara in Bezug auf GWA in St. Pölten und für die Zielgruppe im Allgemeinen sehen, sind vor allem die Ankunftsgesellschaft mit geflüchteten Menschen zusammen zu bringen und zu vernetzen:

„Ich glaube, dass es eine große Herausforderung ist, wirklich die Leute zusammenzubringen. Also wir haben oft das Gefühl, okay, wir haben dann ein Frauencafe oder ein Dings, dann sind nur unsere Klienten da. [...] Also es ist dann schwierig, dass man wirklich die Ursprungsgesellschaft und die neue Gesellschaft zusammenbringt, dass sie gemeinsam irgendetwas machen“ (TI6, Z 149-157).

Die Durchmischung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen scheint eine besondere Herausforderung in der Gemeinwesenarbeit zu sein. Zwar gibt es durchaus gemeinwesenorientierte Angebote in der Stadt St. Pölten, dennoch besteht die Schwierigkeit verschiedene Gruppen miteinander zu vernetzen, um somit das allgemeine Gemeinwesen zu stärken. Wie in Kapitel 4.1.1 beschrieben, stellt der zielgruppenübergreifende Ansatz einen zentralen Aspekt der GWA dar. Dennoch ist es ebenso wichtig zielgruppenspezifische Angebote zu setzen, um die Teilhabe aller zu stärken.

Für zugezogene Geflüchtete stellt zusätzlich die sprachliche und zwischenmenschliche Barriere und alles, was damit einhergeht, eine große Hürde im Alltag dar. Diese Hürde ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass es bei Behörden, Ämtern und Gesundheitseinrichtungen selten Dolmetscher:innen in der jeweiligen Sprache gibt und auch wenig Geduld gegenüber Klient:innen aufgebracht zu werden scheint. Dies führt häufig bei Geflüchteten zu demütigenden und diskriminierenden Erfahrungen sowie zu einer Abneigung, vor Erlangen der Sprachkenntnisse, bestimmte Orte aufzusuchen. (vgl. TI6, Z 355-663)

Die Expertinnen appellieren daher an die Ankunftsgesellschaft, mehr Geduld und Interesse für Menschen mit Fluchterfahrung aufzubringen, damit das Ankommen, neben etlichen anderen Hürden, leichter gemacht wird (vgl. ebd.).

5.3.2 Fazit

Abschließend sollen in diesem Kapitel die wichtigsten Erkenntnisse zu diesem Forschungsteil erneut zusammengetragen und die eingangs gestellte Forschungsfrage „Welche Potenziale bieten

gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten“ beantwortet werden.

Die Potenziale der Gemeinwesenarbeit sind unter anderem in dem Anspruch begründet, marginalisierte Gruppen, wie in diesem Fall Frauen mit Fluchterfahrung, mit gezielten Angeboten in ihrer Teilhabe in der Gesellschaft zu fördern und zu stärken. Dies gelingt im Sozialraum St. Pölten durch bestimmte gemeinwesenorientierte Angebote bereits recht gut, wie sich in Projekten wie „Miteinander leben – Werte teilen“ der Diakonie oder dem Diversity Café zeigt. Durch gezielte (kulturelle) Freizeitangebote und Begleitungen zu Veranstaltungen können anfängliche Hemmschwellen der Klient:innen abgebaut und unerforschte Orte sowie Kontakte zu Menschen und Aktivitäten zugänglicher gemacht werden.

Dennoch gibt es auch bei etablierten Projekten und der Gemeinwesenarbeit im Allgemeinen gewisse Herausforderungen, die es auf lange Sicht zu bewältigen gilt. Eine dieser Herausforderungen stellt die Vernetzung unterschiedlicher sozialer Gruppen in St. Pölten dar. Zwar hat Gemeinwesenarbeit das Potenzial, anfängliche Vorurteile gegenüber Menschen abzubauen und das gegenseitige Verständnis füreinander zu fördern, dafür benötigt es jedoch zugängliche und niederschwellige Räume/ Orte sowie eine gewisse Offenheit der gesamten Gesellschaft. Der Bedarf an niederschwellig zugänglichen Orten für Frauen mit Fluchterfahrung wurde auch in diesem Forschungsteil sichtbar. Denn momentan gibt es noch wenige niederschwellige und konsumfreie Räume, an denen sich geflüchtete Frauen unverbindlich treffen und vernetzen können. Für solche Räume bedarf es sozialer wie auch finanzieller Ressourcen.

Weiters scheint es eine andere Informationskultur, besonders bei Frauen mit Fluchterfahrung zu geben. Häufig scheinen Angebote die Zielgruppe nicht zu erreichen. Besonders Multiplikator:innen scheinen hierbei eine Schlüsselrolle einzunehmen und als Vermittler:innen zwischen den Kulturen zu agieren. Dies wurde sowohl durch die muttersprachliche Beraterin Samara sowie durch die Dolmetscherin Halima und deren Vermittlerinnenrolle deutlich. Ohne sie wäre es schwer die Zielgruppe zu erreichen und diese Forschung nicht möglich gewesen.

Ein wesentlicher Aspekt der Gemeinwesenarbeit spiegelt sich in partizipativen Prozessen und Methoden wider. Die Photovoice-Methode stellt eine solche partizipative Methode dar, um die aktive Teilhabe von Frauen mit Fluchterfahrung zu fördern. Die Methode lädt besonders dazu ein, über persönliche Erinnerungen, Erlebnisse und Gefühle mittels Fotografie in einer Gruppe zu reflektieren

und sich über dieses Medium nonverbal Ausdruck zu verschaffen. Wie sich zeigte, konnten durch das Mittel der Fotografie und vermeintlich unscheinbarer Motive, persönliche Geschichten transportiert sowie die Lebenswelten geflüchteter Frauen zugänglich gemacht werden. Dadurch können die Bedürfnisse von Frauen mit Fluchterfahrung sichtbar gemacht werden, derer es im öffentlichen Bewusstsein noch zu mangeln scheint. Anhand der selbstgewählten Fotomotive zum Thema „Identität“ wurde, durch diesen partizipativen Prozess, besonders der Wunsch und das Bedürfnis der Frauen nach Ruhe und Entspannung sichtbar. Aber auch andere Aspekte wie Familie und beruflicher Werdegang traten in der Auswertung hervor.

Die Frage der Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten konnte nicht zur Gänze geklärt werden. Was jedoch aus der Forschung hervorzugehen scheint, ist die Tatsache, dass keine der Frauen eine besonders ausgeprägte Verbindung mit dem Ort St. Pölten hat. Vielmehr scheinen andere, wie auch vergangene, Orte eine wichtigere Rolle im Leben der Teilnehmerinnen für deren Identität zu spielen. Die Fotos und Gespräche weisen jedenfalls auf keinen identitätsstiftenden Charakter des Ortes St. Pölten für die Teilnehmerinnen hin. Dieser Umstand könnte darauf hinweisen, dass diese Frauen von Exklusion in St. Pölten betroffen sind. GWA hat das Potenzial, wie in diesem Fall durch die Photovoice-Methode, die Sichtbarkeit spezifischer Gruppen zu fördern. Durch die Ausstellung der Fotos auf der Projektvernissage der FH St. Pölten, konnten die Lebensrealitäten und Themen der Frauen sichtbar gemacht werden.

Abschließend kann festgehalten werden, dass gemeinwesenorientierte Ansätze eine wesentliche Rolle für die Inklusion und Förderung der gesellschaftlichen Teilhabe von Frauen mit Fluchterfahrung spielen können. GWA als langfristig angelegtes Arbeitsprinzip kann Vertrauen schaffen und damit auch schwer zugängliche Gruppen erreichen sowie diese in ihrer Teilhabe stärken.

An dieses Kapitel und deren Ergebnisse anschließend, sowie bezugnehmend auf die vorangegangenen Subforschungsfragen, folgt nun ein Kapitel mit Hinwendung zur Projektvernissage der Fachhochschule St. Pölten, welche in dem Forschungsprozess eine wesentliche Rolle zur Sichtbarkeit dieses Projekts beigetragen hat.

5.4 Inklusion sichtbar machen: Die Projektvernissage an der FH St. Pölten

Frotzler, Valentina

Unsere Teilnahme an der 22. Projektvernissage der Fachhochschule St. Pölten am 14. Januar 2025 stellte eine besondere Gelegenheit dar, unser Masterprojekt einem breiten Publikum zu präsentieren. Die Projektvernissage ist eine jährlich stattfindende Veranstaltung, die Studierenden aller Studiengänge die Möglichkeit bietet, ihre Projekte im interdisziplinären Austausch vorzustellen. Unter dem Motto "projekte.verbinden" wird der Dialog zwischen Studierenden, Lehrenden und externen Interessierten gefördert. Neben der Ausstellung der Projekte umfasst das Event eine Pitching-Session, eine Jurybewertung sowie eine abschließende Prämierung herausragender Projekte (FH St. Pölten 2024). Nun folgt eine kurze Reflexion der Vorbereitung, Umsetzung und die Resonanz auf unseren Stand, der sich mit gemeinwesenorientierten Ansätzen zur Inklusion in St. Pölten befasste. Im Rahmen unseres Beitrags stellten wir die drei Teilprojekte vor: die Community map, die Photo-voice-Methode und das Konzept eines inklusiven Spielplatzes. Zur anschaulichen und niederschweligen Vermittlung entwickelten wir einen Flyer in einfacher Sprache, der die Inhalte zusammenfasste und wichtige Hintergrundinformationen bot. Ergänzt wurde dieser durch visuelle Elemente, um den Zugang zu erleichtern und unterschiedliche Zielgruppen anzusprechen. Die Kombination aus Bild, Farbe und leicht verständlichem Text war bewusst darauf ausgerichtet, zum Mitdenken und Mitdiskutieren einzuladen. Gleichzeitig diente der Flyer den Besucher:innen als Erinnerungsstück, das auch über die Veranstaltung hinaus zur weiteren Auseinandersetzung mit den Themen anregen sollte.

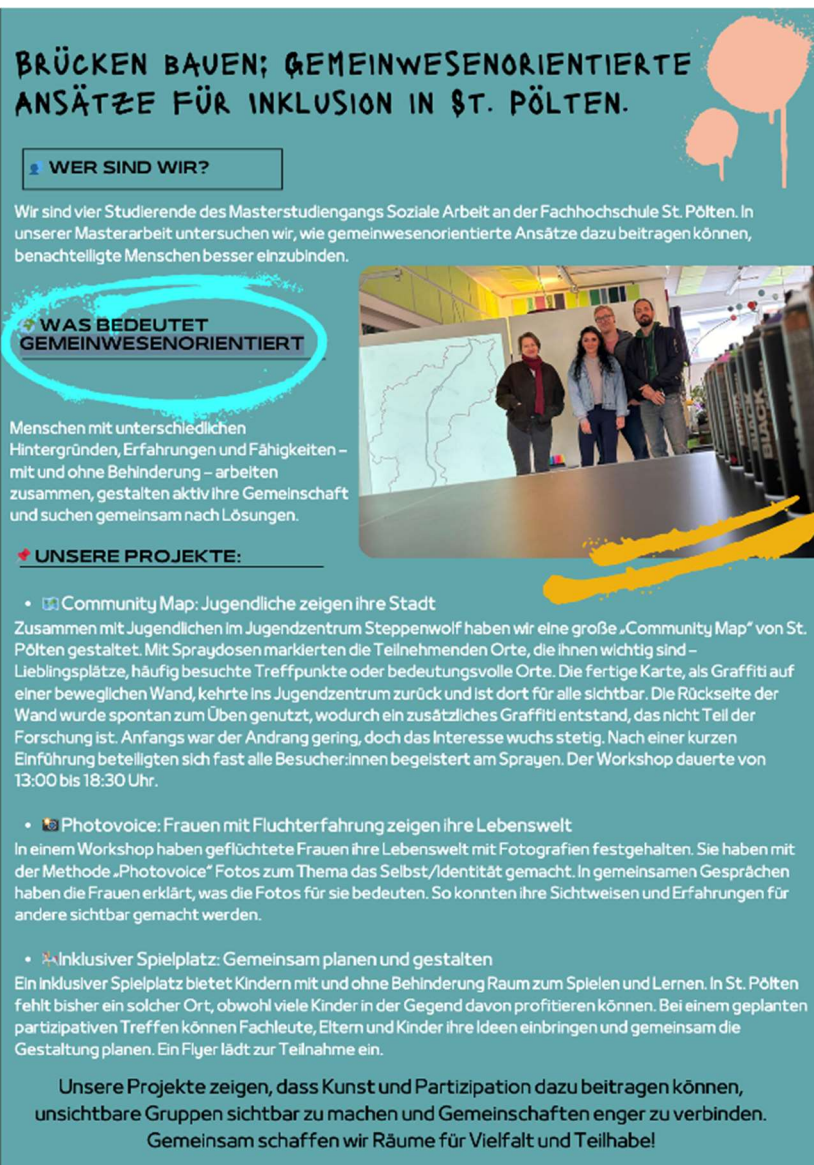


Abbildung 37: Flyer Projektvernissage (eigene Darstellung)

Unser Stand kombinierte visuelle und kommunikative Elemente, um die Projekthalte lebendig und erfahrbar zu machen. Gezeigt wurden unter anderem Bilder und Ergebnisse aus dem Photovoice-Workshop, Ausschnitte aus der Community map des Graffiti-Projekts im Jugendzentrum Steppenwolf sowie Informationen zur Planung des inklusiven Spielplatzes. Die Besucher:innen konnten sich anhand der ausgestellten Materialien informieren, den Flyer mitnehmen und sich direkt mit uns über Inklusion, Projektansätze und eigene Erfahrungen austauschen. Besonders die kreative und lebensweltorientierte Gestaltung führte dazu, dass einige Gäste länger verweilten. Auch externe Fachpersonen wie Samara Albini von der Diakonie nutzten die Gelegenheit, sich die Ergebnisse anzusehen und insbesondere mit Blick auf den Photovoice-Workshop in den Austausch zu treten.



Abbildung 38: Stand auf der Projektvernissage (eigene Aufnahme)

Darüber hinaus stellte die Projektvernissage auch im Hinblick auf die Sichtbarkeit unseres Forschungsprojekts einen wichtigen Meilenstein dar. Die öffentliche Präsentation im interdisziplinären Rahmen ermöglichte es, nicht nur Studierenden und Lehrenden, sondern auch Praxisvertreter:innen auf unsere Projekte aufmerksam zu machen. Die Möglichkeit, erste Ergebnisse und Ansätze einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, eröffnete Raum für Rückmeldungen und stärkte die Anschlussfähigkeit der Masterarbeit an aktuelle fachliche und lokale Diskurse rund um Inklusion und Gemeinwesenarbeit. Sichtbarkeit bedeutete dabei nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch die Chance, unsere Erfahrungen und Ergebnisse aktiv in fachliche Diskussionen einzubringen.

Insgesamt erwies sich die Teilnahme an der Projektvernissage als eine bereichernde Erfahrung. Der interdisziplinäre Austausch mit Studierenden und Lehrenden anderer Studiengänge bot uns

wertvolle Anregungen und neue Perspektiven auf unsere Projekte. Besonders positiv wurden die kreative Aufbereitung der Themen, der Einsatz partizipativer Methoden sowie der niederschwellige Zugang über visuelle und künstlerische Elemente aufgenommen. Die Offenheit und das Interesse der Anwesenden verdeutlichten, dass Themen wie Inklusion, Partizipation und Gemeinwesenarbeit auch im Hochschulkontext auf großes Interesse stoßen.

Die Erfahrungen aus der Projektvernissage machten deutlich, wie vielfältig und wirkungsvoll partizipative und gemeinwesenorientierte Ansätze im sozialen Nahraum sein können. Die zahlreichen Gespräche, das Feedback aus der Praxis und die Resonanz auf unsere Präsentation unterstrichen die Relevanz von Beteiligung, Sichtbarkeit und Anerkennung im Kontext von Inklusion. Zugleich wurde sichtbar, wie wichtig es ist, Projekte so zu gestalten, dass sie von den beteiligten Gruppen als sinnstiftend und selbstwirksam erlebt werden können.

Vor diesem Hintergrund folgt im nächsten Kapitel die systematische Auswertung der in den drei Teilprojekten gewonnenen Erkenntnisse. Dabei liegt der Fokus auf den übergreifenden Ergebnissen und deren Bedeutung für Inklusion, Empowerment und die Gestaltung des Gemeinwesens in St. Pölten.

5.5 Inklusion durch gemeinwesenorientierte Ansätze in St. Pölten

Frotzler, Valentina

Dieses Kapitel fasst die zentralen Ergebnisse der durchgeführten Erhebungen zusammen, die sich sowohl aus partizipativen Formaten als auch aus leitfadengestützten Expert:inneninterviews zusammensetzen. Im ersten Schritt werden die Erkenntnisse entlang der drei Subforschungsfragen dargestellt – jeweils mit Blick auf die Zielgruppen Jugendliche, Menschen mit Behinderung sowie Frauen mit Fluchterfahrung. Auf diese Weise wird sichtbar, welche Potenziale gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion der jeweiligen Gruppen im städtischen Raum St. Pöltens entfalten können. Im Anschluss daran richtet sich der Blick auf die übergeordnete Forschungsfrage:

Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion von marginalisierten Gruppen in der Stadt St. Pölten?

Hierbei werden zunächst die zentralen Herausforderungen beleuchtet, die sich übergreifend aus den erhobenen Daten ergeben – etwa im Hinblick auf Zugangsgerechtigkeit, strukturelle Verankerung,

Informationskulturen und nachhaltige Teilhabe. Darauf aufbauend werden schließlich die Potenziale gemeinwesenorientierter Arbeit herausgearbeitet, die sich insbesondere in Bezug auf räumliche Gestaltung, das Engagement von Multiplikator:innen sowie die Sichtbarkeit marginalisierter Perspektiven im städtischen Raum zeigen.

Ziel des Kapitels ist es, nicht nur zentrale Gelingensbedingungen zu identifizieren, sondern auch Ansatzpunkte für eine inklusivere Gemeinwesenpraxis im urbanen Kontext von St. Pölten sichtbar zu machen.

5.5.1 Zielgruppenspezifische Erkenntnisse zu gemeinwesenorientierter Inklusion

Im Folgenden werden die Ergebnisse entlang der drei Subforschungsfragen dargestellt und analysiert. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Frage, welche Potenziale sich durch gemeinwesenorientierte Ansätze jeweils für Jugendliche, Menschen mit Behinderung sowie Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten ergeben.

Jugendliche im Fokus gemeinwesenorientierter Inklusionspraxis

Die im Rahmen unserer Forschung gewonnenen Erkenntnisse verdeutlichen, dass gemeinwesenorientierte Ansätze ein vielschichtiges Potenzial zur Förderung der Inklusion von Jugendlichen in St. Pölten bieten. Anhand des durchgeführten partizipativen Graffiti-Workshops im Jugendzentrum Steppenwolf, der sich methodisch an das Konzept des Community Mappings anlehnte, konnten zentrale Gelingensbedingungen sowie strukturelle Herausforderungen identifiziert werden. Die Analyse zeigt, dass Inklusion im gemeinwesenorientierten Kontext nicht als statischer Zustand, sondern als ein kontinuierlicher sozialer Aushandlungsprozess verstanden werden muss, der unter anderem durch kreative, partizipative und niederschwellige Formate angestoßen und gefördert werden kann (vgl. Kapitel 5.1.2).

Der Workshop ermöglichte Jugendlichen, ihre subjektiv bedeutsamen Orte im Sozialraum St. Pölten zu markieren und durch Graffiti visuell darzustellen. Dabei wurden nicht nur Freizeitorte genannt, sondern auch individuell geprägte Räume, wie der eigene Arbeitsplatz, ein Parkhaus oder symbolisch geladene Orte wie die Darstellung einer Palme als Referenz der Herkunft (vgl. Kapitel 5.1.2.2). Diese subjektiven Raumzuschreibungen verdeutlichen, dass Jugendliche über eine differenzierte Wahrnehmung ihres städtischen Umfelds verfügen, die in kommunalen Planungsprozessen häufig nicht berücksichtigt wird. Die Methode des Community Mappings eröffnete somit einen niederschweligen Zugang zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensumfeld. Wie in Kapitel 2.1.6

erläutert, geht die urbane Kunst über reine Ästhetik hinaus und schafft durch ihre Ortsbezogenheit Verbindungen zwischen gesellschaftlichen Realitäten und künstlerischem Ausdruck. Der Workshop lässt sich daher der Kategorie der „Kunst im öffentlichen Interesse“ zuordnen, welche soziale Kontexte explizit in die gestalterische Praxis einbezieht.

Diese erste Annäherung an die Wirkweise des Workshops lässt sich durch einen näheren Blick auf die institutionelle Einbettung ergänzen. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Jugendzentrum Steppenwolf, das als zentrale Infrastruktur der Offenen Jugendarbeit in St. Pölten fungiert. Die Ergebnisse zeigen, dass dieser Ort von der Mehrheit der teilnehmenden Jugendlichen nicht nur als Freizeitstätte, sondern als sozialer Ankerpunkt mit hoher emotionaler Bindung wahrgenommen wird (vgl. Kapitel 5.1.2.1). In Kapitel 2.1.2 wird beschrieben, dass das Jugendzentrum neben vielfältigen Freizeitmöglichkeiten auch durch partizipative Elemente gekennzeichnet ist – wie etwa die selbstorganisierte Planung eines Calisthenicsparks – wodurch Jugendlichen reale Gestaltungsspielräume eröffnet werden. Der Workshop konnte in diese gewachsenen Strukturen eingebettet werden, was als wesentliche Gelingensbedingung gilt. In Kapitel 4.2.2 wird zudem hervorgehoben, dass Merkmale wie Konsumfreiheit, Freiwilligkeit und Lebensweltbezug zentrale Elemente der Offenen Kinder- und Jugendarbeit darstellen, welche auch im Workshop realisiert wurden.

Über die konkrete Gestaltung hinaus wird auch deutlich, welche sozialen Dynamiken durch die gewählte Vorgehensweise ausgelöst wurden. Ein zentrales Ergebnis der Forschung ist die Beobachtung, dass der partizipative Ansatz des Graffiti-Workshops den Jugendlichen eine niederschwellige Möglichkeit bot, ihre Umgebung mitzugestalten und eigene Ausdrucksformen zu entwickeln (vgl. Kapitel 5.1.2.4). Sie konnten Orte, Themen und Symbole wählen, die für sie Bedeutung haben, und erfuhren durch das öffentliche Spraying im Jugendzentrum sowie die Reaktionen anderer Jugendlicher soziale Anerkennung innerhalb der Peer-Gruppe. Diese Erfahrungen lassen sich im Sinne des in Kapitel 4.1.2 beschriebenen Verständnisses von Partizipation als Bildungs- und Empowermentprozess einordnen. Dabei geht es nicht nur um formale Mitbestimmung, sondern um die Möglichkeit, den eigenen Alltag sowie den sozialen und räumlichen Kontext aktiv mitzugestalten. Der Workshop bot Raum für kreative Aneignung, für Ausdruck kultureller Identität und für das Erleben von Selbstvertrauen – zentrale Elemente einer gemeinwesenorientierten Jugendbeteiligung.

Ein weiterer zentraler Aspekt betrifft die Zusammensetzung der Teilnehmenden und die Frage nach realer Zugangsgerechtigkeit. Die Beobachtung, dass Jugendliche mit unterschiedlichsten sozialen Hintergründen, darunter Jugendliche mit Migrationsbiografie sowie Jugendliche mit Behinderung, am Workshop teilgenommen haben (vgl. Kapitel 5.2.2.4) stellt ein Indiz für die inklusive Ausrichtung

des Formats dar. Die Zugänglichkeit des Jugendzentrums – sowohl im physischen als auch im sozialen Sinn – spielte dabei eine entscheidende Rolle. Wie im Kapitel 4.1.3 dargestellt, basiert Inklusion auf der Schaffung von Rahmenbedingungen, die es allen Menschen ermöglichen, unabhängig von Geschlecht, Herkunft oder Beeinträchtigung, gleichberechtigt teilzuhaben. Der Workshop trug zur Sichtbarmachung der Lebensrealitäten dieser Jugendlichen bei und eröffnete gleichzeitig Räume für Begegnung und Anerkennung.

Gerade mit Blick auf Geschlechterverhältnisse zeigt sich jedoch, dass partizipative Angebote nicht automatisch alle Jugendlichen gleichermaßen erreichen. Nicht zuletzt wurde im Rahmen der qualitativen Erhebung deutlich, dass bestimmte Gruppen – insbesondere Mädchen – im kreativen Prozess unterrepräsentiert waren. Die aktive Beteiligung am Workshop war ausschließlich männlich geprägt, obwohl sich auch weibliche Jugendliche in der Skaterhalle des Jugendzentrums aufhielten (vgl. Kapitel 5.1.2.5). Diese Beobachtung deutet auf mögliche geschlechterspezifische Zugangsbarrieren hin. In Kapitel 4.2.2 wird auf dieses Ungleichgewicht innerhalb der Offenen Jugendarbeit eingegangen und hervorgehoben, dass gendersensible Räume und Angebote erforderlich sind, um allen Jugendlichen eine gleichberechtigte Teilhabe zu ermöglichen. Im Interview mit dem Leiter des Jugendzentrums Steppenwolf wurde konkret der Wunsch nach einem eigenen Mädchenraum geäußert, um weiblichen Jugendlichen einen geschützten Rückzugsort zu bieten (vgl. TI3, Z. 190–191). Diese Anregung kann als konkreter Ansatzpunkt verstanden werden, um bestehende Exklusionsmechanismen gezielt zu adressieren.

Über die individuelle Ebene hinaus weist das Projekt auch auf das Potenzial interinstitutioneller Kooperation hin. Eine weitere zentrale Beobachtung ergibt sich aus der Rolle des Workshops im Kontext sozialräumlicher Zusammenarbeit. Im Rahmen des Projekts kam es zu einer praxisbezogenen Vernetzung zwischen der studentischen Forschungsgruppe der FH St. Pölten und dem Jugendzentrum Steppenwolf, das den Raum sowie den Zugang zur Zielgruppe bereitstellte. Diese Kooperation ermöglichte es, den Workshop niederschwellig im Lebensumfeld der Jugendlichen zu verankern und partizipative Methoden direkt vor Ort umzusetzen (vgl. Kapitel 5.1.2). Wie in Kapitel 2.4.3 beschrieben, können Projekte mit sozialräumlichem Fokus eine Brückenfunktion zwischen institutionellen Strukturen und jugendlichen Lebenswelten einnehmen. Diese theoretische Annahme wird durch die Erfahrungen im Graffiti-Projekt gestützt: Der Workshop wirkte nicht nur als kreatives Beteiligungsformat, sondern auch als Schnittstelle zwischen Hochschule, Jugendarbeit und Jugendkultur. Er verdeutlicht, wie gemeinwesenorientierte Partizipation durch lokale Kooperation ermöglicht wird – dort, wo Räume geöffnet, Beziehungen gepflegt und Mitgestaltung konkret erlebbar wird.

Diese sozialräumliche Wirksamkeit wurde zusätzlich durch die mediale Sichtbarkeit des Projekts unterstützt. Im Kapitel 5.1.3.1 wird ein Zeitungsartikel zitiert, der über die im Steppenwolf ausgestellte Community map berichtet. Diese mediale Repräsentation der Ergebnisse stellt eine zusätzliche Form der gesellschaftlichen Anerkennung jugendlicher Perspektiven dar und unterstreicht das Potenzial künstlerisch-partizipativer Methoden, auch außerhalb der unmittelbaren Zielgruppe Wirkung zu entfalten. Damit wird deutlich, wie gemeinwesenorientierte Ansätze im Jugendkontext Inklusion, Ausdruck und Selbstwirksamkeit fördern können – wenn sie strukturell verankert, kreativ gestaltet und sozial geöffnet sind.

Zusammenfassend zeigen die Forschungsergebnisse, dass gemeinwesenorientierte Projekte wie der Graffiti-Workshop zur Inklusion von Jugendlichen beitragen können, wenn sie an bestehende Infrastrukturen andocken, auf Partizipation und Niederschwelligkeit setzen sowie kreative Ausdrucksformen mit sozialer Reflexion verbinden. Die Möglichkeit, eigene Lebensräume zu gestalten und dabei Sichtbarkeit und Anerkennung zu erfahren, bildet eine Grundlage für gesellschaftliche Teilhabe. Gleichzeitig wird deutlich, dass strukturelle Hürden – etwa im Hinblick auf Gender- oder Barrierefreiheit – reflektiert und adressiert werden müssen, um Inklusion langfristig wirksam zu gestalten.

Strukturelle Teilhabe und Unsichtbarkeit: Menschen mit Behinderung in St. Pölten

Im Anschluss an die Perspektive Jugendlicher richtet sich der Blick nun auf eine weitere gesellschaftlich marginalisierte Gruppe: Menschen mit Behinderung. Die folgenden Abschnitte analysieren, welche Potenziale gemeinwesenorientierte Ansätze im Hinblick auf deren Inklusion und Teilhabe in St. Pölten entfalten können.

Die Ergebnisse der Erhebungen im Themenfeld Behinderung machen deutlich, dass gemeinwesenorientierte Ansätze weit über Einzelmaßnahmen hinauswirken können. Sie eröffnen Räume für alltägliche Begegnung, tragen dazu bei, strukturelle Barrieren sichtbar zu machen und schaffen Bedingungen für soziale Teilhabe. Gerade für Menschen mit Behinderung, deren Lebensrealitäten im öffentlichen Diskurs oft übersehen werden, zeigt sich: Inklusion braucht nicht nur bauliche Anpassungen, sondern auch sozialräumliche Offenheit und eine Haltung des Dazugehörens. Besonders deutlich wird das Potenzial gemeinwesenorientierter Arbeit, wenn man einen Blick auf alltägliche Erfahrungen wirft – etwa auf die Frage nach Sichtbarkeit und Teilhabe im öffentlichen Raum. In St. Pölten zeigt sich – wie auch aus den qualitativen Interviews hervorgeht –, dass Menschen mit

Behinderung im Stadtbild häufig „unsichtbar“ bleiben. Obwohl sie in Bildungseinrichtungen präsent sind, mangelt es an barrierefreien Freizeitangeboten, inklusiven Wohnformen und an einer sichtbaren Beteiligung im Gemeinwesen. Darauf weist eine Mitarbeiterin des Wohnhauses Domiziel hin, die im Interview betont, dass gerade im öffentlichen Raum Unsicherheiten bestehen, ob und wo Teilhabe möglich ist (vgl. TI4, Z 316–330). Diese Unsichtbarkeit ist jedoch nicht auf individuelle Einschränkungen zurückzuführen, sondern auf strukturelle Barrieren, die sich sowohl im physischen Raum als auch in gesellschaftlichen Diskursen zeigen. Wie in Kapitel 4.3.4 beschrieben, reicht es nicht aus, räumliche Zugänge zu schaffen – es braucht auch kommunikative und kulturelle Offenheit sowie ein gesellschaftliches Klima, das die gleichberechtigte Teilhabe aller ermöglicht. Wie sich ein solcher Ansatz praktisch umsetzen lässt, zeigt ein Projekt, das über einen längeren Zeitraum hinweg in St. Pölten verankert war.

Ein Beispiel für die Wirksamkeit gemeinwesenorientierter Praxis ist der Mini-Club 81, ein inklusives Freizeitprojekt, das über viele Jahre hinweg regelmäßige Treffen für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung organisiert hat (vgl. Kapitel 5.2.1). Der Mini-Club setzte bewusst auf einfache, aber wirkungsvolle Prinzipien: Begegnung im Alltag, freiwillige Teilnahme, vielfältige Aktivitäten und eine Struktur, die sich an den Bedürfnissen der am stärksten eingeschränkten Teilnehmer:innen orientierte. Genau diese Orientierung an den Bedürfnissen derjenigen, die sonst oft ausgeschlossen werden, zeigt das Potenzial gemeinwesenorientierter Projekte: Sie ermöglichen Inklusion nicht durch Anpassung der Betroffenen, sondern durch die bewusste Gestaltung des Rahmens. Dass sich Menschen mit Behinderung in solchen Settings auch als aktive Mitglieder einer Gemeinschaft erleben konnten, lässt sich aus der Beschreibung des Mini-Clubs ableiten. Die Teilnahme wurde nicht als Besonderheit wahrgenommen, sondern als selbstverständlicher Teil eines gemeinsamen Alltags. Die Aktivitäten orientierten sich bewusst an den Bedürfnissen der am stärksten eingeschränkten Kindern und Jugendlichen, wodurch eine inklusive Struktur entstand, die Teilhabe ermöglichte, ohne zusätzliche Hürden zu schaffen (vgl. Kapitel 5.2.19). Damit wurde ein Beitrag zur sogenannten Normalisierung geleistet, wie sie in Kapitel 5.2.2.2 beschrieben wird – also das Bestreben, Menschen mit Behinderung Erfahrungen zu ermöglichen, die mit jenen nicht-behinderter Menschen vergleichbar sind. Zugleich offenbart die Geschichte des Mini-Clubs auch ein strukturelles Problem: Trotz seines Erfolgs musste das Projekt eingestellt werden – nicht etwa wegen mangelnder Wirkung, sondern aufgrund fehlender personeller Ressourcen und institutioneller Absicherung. Der Fortbestand hing fast ausschließlich vom Engagement ehrenamtlicher Personen ab. Das unterstreicht eine zentrale Erkenntnis: Damit gemeinwesenorientierte Inklusionsarbeit langfristig wirkt, braucht sie eine nachhaltige Finanzierung, politische Rückendeckung und eine strukturelle Verankerung.

Weitere Potenziale zeigen sich im Rahmen kreativer und partizipativer Formate, etwa beim Graffiti-Workshop im Jugendzentrum Steppenwolf (vgl. Kapitel 5.1.2), an dem auch Jugendliche mit Behinderung teilnahmen. Der Workshop war freiwillig, offen und niederschwellig angelegt – ein kreativer Raum, in dem Teilhabe nicht über Sprache, sondern über Gestaltung, Symbolik und Gemeinschaft möglich wurde. Gerade für Jugendliche, die sich im Alltag oft nicht als Teil des „öffentlichen Raums“ erleben, kann ein solcher Zugang empowernd wirken. Wie in Kapitel 4.1.2 dargestellt, entsteht Partizipation dort, wo Handlungsspielräume geschaffen werden und Menschen ihre Lebenswelt mitgestalten können – sei es auf der Leinwand oder im Stadtteil.

Auch aus dem schulischen Kontext ergeben sich Hinweise auf inklusive Praktiken, insbesondere im Bereich von Kreativität und Kooperation. Im Interview mit der Direktorin der ASO Süd wird deutlich, dass Inklusion für Schüler:innen mit hohem Unterstützungsbedarf besonders dort erfahrbar wird, wo sie sich ohne Leistungsdruck einbringen können – etwa im kreativen, spielerischen oder sportlichen Bereich. Sie beschreibt, dass die Schule gezielt versucht, Inklusionspunkte dort zu setzen, wo sie individuell möglich sind, beispielsweise beim Spielen, bei kreativen Aktivitäten oder bei künstlerischen Angeboten. Diese Einschätzung lässt sich als Hinweis darauf verstehen, dass gerade kreative Methoden als niederschwellige und positive Erfahrungsräume für Teilhabe wahrgenommen werden – auch wenn spezifische Projekte wie der Graffiti-Workshop nicht explizit genannt wurden (vgl. TI1, Z 10–19).

Neben den konkreten Praxisbeispielen wurden im Zuge der Erhebungen auch forschungsethische Fragestellungen thematisiert. So wurde in Kapitel 3.4 kritisch beleuchtet, dass nicht alle Menschen mit Behinderung direkt in den Forschungsprozess einbezogen werden konnten.

Häufig wurden – aus organisatorischen Gründen – Leitungspersonen von Einrichtungen interviewt, während Betroffene selbst nicht zu Wort kamen. Diese Reflexion verweist auf eine grundlegende Herausforderung partizipativer Forschung: Der Anspruch, marginalisierte Gruppen zu beteiligen, kollidiert in der Praxis häufig mit strukturellen Hürden, Zeitdruck oder methodischer Unsicherheit. Auch im Kontext der Gemeinwesenarbeit zeigt sich die Notwendigkeit, nicht nur über Menschen mit Behinderung zu sprechen, sondern sie aktiv in Gestaltungs- und Entscheidungsprozesse einzubeziehen. In den Forschungsergebnissen zur Planung des inklusiven Spielplatzes an der FH St. Pölten wird in diesem Zusammenhang auf den Leitspruch der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung verwiesen, wonach Entscheidungen, die das Leben von Menschen mit Behinderung betreffen, nicht ohne deren Mitwirkung getroffen werden sollten (vgl. Kapitel 5.2.3). Diese Haltung unterstreicht die

Bedeutung partizipativer Ansätze auch im Bereich der Gemeinwesenarbeit – insbesondere dann, wenn es darum geht, strukturelle Barrieren nicht nur zu erkennen, sondern gemeinsam mit den Betroffenen abzubauen.

Ein weiteres Beispiel für das Potenzial gemeinwesenorientierter Inklusion ist die Planung eines inklusiven Spielplatzes auf dem Gelände der FH St. Pölten. Im Rahmen eines partizipativen Treffens, das im Zuge der Aktionswoche Inklusion 2025 stattfinden soll, sollen alle relevanten Akteur:innen eingeladen werden, um ihre Perspektiven und Bedürfnisse aktiv in die Gestaltung einzubringen (vgl. Kapitel 5.2.3). Ziel ist es, nicht nur über die Zielgruppe zu sprechen, sondern mit ihr gemeinsam zu planen – im Sinne des Mottos „Nichts über uns ohne uns“ (vgl. Kapitel 5.2.3). Der geplante Spielplatz soll nicht nur bauliche Barrierefreiheit ermöglichen, sondern ein sozial inklusiver Raum werden, der Begegnung, Sichtbarkeit und gegenseitiges Verständnis fördert (vgl. Kapitel 4.1.1).

Ein zentraler Aspekt, der sich im Rahmen der Interviews zeigte, betrifft die emotionale Dimension von Inklusion: Einige Interviewaussagen deuten darauf hin, dass Menschen mit Behinderung trotz vorhandener physischer und kognitiver Fähigkeiten nicht immer eigenständig an gemeinwesenorientierten Aktivitäten teilnehmen, da ihnen das nötige Zutrauen fehlt oder sie sich unsicher fühlen – oftmals bedingt durch frühere negative Erfahrungen oder fehlende Routinen. Mag.a Nina Cservenka, pädagogische Leitung des Wohnhauses Domiziel, weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es nicht vorrangig an Angeboten mangle, sondern vielmehr an der subjektiven Sicherheit, diese auch ohne Unterstützung in Anspruch zu nehmen (vgl. TI5, Z 68–75). Unsere Forschung legt nahe, dass gemeinwesenorientierte Projekte, die wiederholbar, verlässlich und offen gestaltet sind, einen Beitrag dazu leisten können, Vertrauen schrittweise aufzubauen – und somit nicht nur Teilhabe zu ermöglichen, sondern auch das Selbstbild und die Handlungssicherheit der Beteiligten zu stärken.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass gemeinwesenorientierte Ansätze in St. Pölten ein hohes Potenzial zur Inklusion von Menschen mit Behinderung entfalten, wenn sie gezielt auf Alltagsnähe, niederschweligen Zugang, strukturelle Offenheit und gelebte Begegnung setzen. Sie bieten Menschen mit Behinderung die Möglichkeit, sich in ihrer Lebenswelt sichtbar, kompetent und wirksam zu erleben – als Teil des Ganzen und nicht als Ausnahme.

Doch dieses Potenzial ist nicht selbstverständlich. Es braucht Ressourcen, klare Verantwortlichkeiten und eine politische Haltung, die Inklusion nicht als Zusatzaufgabe versteht, sondern als gesellschaftliche Notwendigkeit. Damit stellt sich die Frage, wie gemeinwesenorientierte Ansätze auch jene Menschen erreichen und einbinden können, die in besonderer Weise von

Mehrfachdiskriminierung betroffen sind – etwa Frauen mit Fluchterfahrung. Im folgenden Abschnitt wird daher untersucht, welche Potenziale gemeinwesenorientierte Arbeit in St. Pölten für deren Inklusion und Sichtbarkeit bieten kann, basierend auf den Erkenntnissen aus unserem Forschungsprozess.

Zwischen Ankommen und Sichtbarkeit: Frauen mit Fluchterfahrung im Gemeinwesen

Die im Rahmen des Photovoice-Projekts durchgeführten Erhebungen zeigen, dass gemeinwesenorientierte Ansätze ein bedeutendes Potenzial zur Förderung der Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung in St. Pölten aufweisen. Die Ergebnisse legen nahe, dass vor allem partizipative Methoden, niederschwellige Räume und kontinuierliche sozialräumliche Angebote entscheidend sind, um diese Zielgruppe zu erreichen, zu stärken und langfristig sichtbar zu machen. Die Zielgruppe der geflüchteten Frauen ist in mehrfacher Hinsicht vulnerabel: Neben den Erfahrungen von Flucht, Trauma und institutionellen Hürden kommen geschlechterspezifische Risiken und strukturelle Benachteiligungen hinzu.

Wie in Kapitel 2.3.1 ausgeführt, sind Frauen auf der Flucht besonders häufig von sexualisierter Gewalt, Menschenhandel, Zwangsheirat oder familiären Abhängigkeiten betroffen. In Österreich angekommen, sind sie zusätzlich von intersektionaler Benachteiligung betroffen, etwa in Bezug auf Arbeitsmarktintegration, Kinderbetreuung, Zugang zu Bildung und mangelnde soziale Netzwerke (vgl. Kapitel 2.3.3). Diese Mehrfachbelastungen spiegeln sich auch in den Aussagen der Teilnehmerinnen des Photovoice-Workshops wider. Viele Frauen äußerten das Bedürfnis nach Ruhe, Orientierung und Anerkennung, ohne sich permanent rechtfertigen oder beweisen zu müssen. Besonders deutlich wird dies im Bild von Zahra, das sie mit dem Wunsch nach einem Rückzugsort verband (vgl. Kapitel 5.3.1.4). Dabei stehen weniger politische Forderungen im Mittelpunkt, sondern kleine, konkrete Sehnsuchtsorte – oft verbunden mit Natur, Familie oder Spiritualität. Genau hier setzen gemeinwesenorientierte Ansätze an, wie sie in Kapitel 4.1.1 beschrieben werden: Sie begreifen Menschen nicht als Empfänger:innen von Hilfe, sondern als Expert:innen ihrer Lebenswelt, deren Ressourcen gestärkt und deren Stimmen hörbar gemacht werden sollen. Der Photovoice-Workshop selbst ist ein Beispiel für eine solche niederschwellige, partizipative Methode: Die Frauen bestimmten selbst, welche Themen sie durch Bilder sichtbar machen wollten – ohne Druck, ohne Leistungsanforderung.

Darüber hinaus zeigen die Interviews, dass es spezifische strukturelle Voraussetzungen braucht, um Zugänge für geflüchtete Frauen überhaupt erst zu ermöglichen. Im Interview mit Belina Diem von der Diakonie wurde geschildert, dass sich viele Frauen mit Fluchterfahrung Angebote eher dann zutrauen, wenn sie persönlich angesprochen oder begleitet werden (vgl. TI6, Z 190–201). Dies weist auf die Bedeutung sogenannter Multiplikator:innen hin – Frauen aus der Community, die Vertrauen aufbauen und Orientierung geben können, insbesondere bei Unsicherheiten hinsichtlich der Teilnahme. Auch Samara Albini betonte im Gespräch, dass eine bloße Information über Veranstaltungen meist nicht ausreicht. Die Interviews legen nahe, dass Frauen mit Fluchterfahrung sich eher angesprochen fühlen, wenn sie individuell eingeladen werden oder wissen, dass ihnen vertraute Personen ebenfalls teilnehmen (vgl. TI6, Z 210–220). Diese Beobachtungen verdeutlichen, dass Gemeinwesenarbeit dann wirksam wird, wenn Vertrauen, Beziehung und soziale Nähe aufgebaut werden – nicht allein durch Offenheit oder Informationsweitergabe. Daran knüpft die kategoriale Gemeinwesenarbeit an: Sie richtet sich gezielt an marginalisierte Gruppen und setzt auf lebensweltbezogene, partizipative und sozialraumorientierte Teilhabeprozesse (vgl. Kapitel 4.1.1).

Ziel ist es, Strukturen so zu gestalten, dass sie nicht nur formell offen, sondern tatsächlich zugänglich und wirksam sind – durch kontinuierliche Präsenz, Beziehungsarbeit und echte Mitgestaltung auf Augenhöhe. Besonders für Menschen mit mehrfachen Exklusionserfahrungen braucht es mehr als ein offenes Angebot – nämlich soziale Brücken, Sicherheit und Vertrauen, damit Inklusion nachhaltig erlebt werden kann.

In diesem Zusammenhang spielt auch die räumliche Dimension eine zentrale Rolle – insbesondere die Verfügbarkeit konsumfreier, dauerhaft nutzbarer Begegnungsorte. Wie im Interview mit Samara Albini, Mitarbeiterin der Diakonie St. Pölten, deutlich wurde, fehlt es in der Stadt an offenen, alltagsnahen Orten für Frauen mit Fluchterfahrung, die spontan und ohne formale Hürden zugänglich sind. Zwar wird das Diversity Café als wertvoller Begegnungsort geschätzt, doch findet es nur einmal wöchentlich statt, was die Begrenztheit solcher Räume unterstreicht. Albini weist darauf hin, dass räumliche Kapazitäten in bestehenden Einrichtungen wie der Diakonie eingeschränkt sind, was spontane Treffen oder selbstorganisierte Formate erschwert (vgl. TI6, Z 428–430). Daraus lässt sich ableiten, dass viele Frauen dauerhaft verfügbare Räume benötigen, in denen sie sich unverbindlich treffen, vernetzen und gegenseitig stärken können – ohne Konsumzwang, Zugangsbeschränkung oder institutionelle Schwellen.

Zwar existieren in St. Pölten bereits gemeinwesenorientierte Angebote für Frauen mit Fluchterfahrung – doch diese reichen nicht aus, um strukturelle Inklusion umfassend zu sichern. Die Angebote in St. Pölten – wie etwa das Projekt „Miteinander leben – Werte teilen“ der Diakonie (vgl. Kapitel

2.3.4) oder die Ausbildungsinitiative „Qualify for Hope“ – zeigen, dass es bereits gemeinwesenorientierte Angebote gibt, die gezielt Frauen mit Fluchterfahrung ansprechen. Besonders hilfreich sind dabei sprachliche Vielfalt, frauengeleitete Teams und Kinderbetreuung, die bestehende Zugangshürden verringern können. Dennoch wird in den Interviews wie auch in Kapitel 2.3.2 deutlich, dass zwischen temporären Projektformaten und strukturell verankerter Inklusion eine Lücke besteht. Die Forschung betont, dass es dauerhafter Strategien und einer sozialräumlichen Verankerung bedarf, um Teilhabe langfristig und wirksam zu ermöglichen.

Ein wichtiges Element gemeinwesenorientierter Arbeit ist auch ihre politische Dimension. Wie Stövesand betont (vgl. Kapitel 4.1.1), zielt Gemeinwesenarbeit nicht nur auf individuelle Unterstützung, sondern auch auf die Veränderung gesellschaftlicher Strukturen. Im Hinblick auf Frauen mit Fluchterfahrung bedeutet das, dass nicht nur die Frauen lernen sollen, sich in bestehenden Systemen zurechtzufinden – auch Institutionen wie Behörden, Bildungseinrichtungen oder das Gesundheitswesen müssen sich weiterentwickeln, um strukturelle Exklusion abzubauen und Inklusion tatsächlich zu ermöglichen. Im Interview weist Samara Albini darauf hin, dass Inklusion in der Praxis häufig einseitig gedacht wird: Angebote richten sich zwar formal an alle, doch die Systeme selbst bleiben unverändert. Dadurch entsteht der Eindruck, dass Betroffene sich anpassen müssen, ohne dass auch auf institutioneller Ebene Bereitschaft zur Veränderung sichtbar wird. Diese Beobachtung verdeutlicht: Gemeinwesenorientierte Inklusion erfordert nicht nur Offenheit auf Seiten der Zielgruppe, sondern auch ein aktives Infragestellen und Weiterentwickeln bestehender Strukturen.

Im Anschluss an den Photovoice - Workshop wurden die entstandenen Fotografien und begleitenden Texte im Rahmen der Projektvernissage an der FH St. Pölten öffentlich gezeigt. Die Veranstaltung ermöglichte es, ausgewählte Perspektiven der teilnehmenden Frauen im institutionellen Kontext sichtbar zu machen und in einen breiteren Austausch zu bringen. Dadurch wurde ein Raum geschaffen, in dem Erfahrungen aus dem Projekt einem interessierten Publikum zugänglich gemacht werden konnten – einschließlich Studierender, Lehrender und externer Gäste.

Zusammenfassend zeigen die Forschungsergebnisse, dass gemeinwesenorientierte Ansätze in St. Pölten ein hohes Potenzial zur Inklusion und Sichtbarkeit von Frauen mit Fluchterfahrung entfalten können, wenn sie langfristig gedacht und lokal verankert sind. Besonders wirksam sind partizipative Methoden, die individuelle Perspektiven sichtbar machen, niederschwellige, offene Begegnungsräume, in denen Frauen ohne Vorbedingungen teilnehmen können, Multiplikatorinnen aus der

Community, die Vertrauen und Zugang ermöglichen und eine Haltung der Offenheit, die Inklusion als beidseitigen Prozess versteht. Dabei braucht es nicht nur neue Angebote, sondern eine reflexive Weiterentwicklung bestehender Strukturen. Die Ergebnisse legen nahe, dass Inklusion nicht dort entsteht, wo jemand „eingeladen wird“, sondern wo Menschen sich selbst einbringen können – auf Augenhöhe, mit Anerkennung und Raum für ihre Lebensrealität.

5.5.2 Herausforderungen gemeinwesenorientierter Ansätze

Im Anschluss an die Darstellung der einzelnen Teilprojekte widmen sich die folgenden Abschnitte den zentralen Querschnittsthemen, die sich aus der vergleichenden Analyse der Projekte ergeben haben. Dabei werden sowohl strukturelle als auch konzeptionelle Spannungsfelder aufgezeigt, die für die Weiterentwicklung inklusiver Gemeinwesenarbeit von Bedeutung sind.

Zielgruppenübergreifende Beteiligung und die Herausforderung gleichberechtigter Teilhabe

Die Ergebnisse der drei Untersuchungsbereiche weisen darauf hin, dass gemeinwesenorientierte Ansätze zwar grundsätzlich für verschiedene soziale Gruppen offen gestaltet sind, diese Offenheit jedoch nicht automatisch zu einer sozial durchmischten Beteiligung führt. Vielmehr scheint das tatsächliche Mitwirken unterschiedlicher Gruppen stark von der konkreten Ausgestaltung von Zugangsmöglichkeiten, Räumen und Kommunikationsformen abzuhängen – eine Beobachtung, die zentrale Annahmen der sozialräumlich orientierten Gemeinwesenarbeit bestätigt (vgl. Kapitel 4.1.1).

Ein Beispiel hierfür ist die Beteiligung im Graffiti-Workshop im Jugendzentrum Steppenwolf. Während des Workshops waren Mädchen im Steppenwolf – etwa in der angrenzenden Skaterhalle – zwar anwesend, nahmen jedoch nicht an der Gestaltung der Community map teil. Im Interview mit dem Leiter des Jugendzentrums wurde darauf hingewiesen, dass es keinen eigenen Rückzugsraum für Mädchen gibt (vgl. TI3, Z. 190–191). Diese räumliche Konstellation kann als ein möglicher Faktor verstanden werden, der die Teilnahme weiblicher Jugendlicher erschwert hat. Im theoretischen Teil zur Offenen Kinder- und Jugendarbeit wird das Fehlen geschlechtssensibler Räume als eine wiederkehrende Herausforderung für gleichberechtigte Teilhabe beschrieben (vgl. Kapitel 4.2.2).

Ein ähnliches Muster zeigte sich auch im Projekt mit Frauen mit Fluchterfahrung. Die Teilnehmerinnen thematisierten in ihren Bildbeiträgen überwiegend persönliche Rückzugsorte, während öffentliche Orte der Begegnung – wie Nachbarschaftsnetzwerke, Bildungseinrichtungen oder städtische

Treffpunkte – nur selten angesprochen wurden (vgl. Kapitel 5.3.1.3). Dies kann auf bestehende Zugangshürden im Gemeinwesen hindeuten, die etwa durch institutionelle, sprachliche oder kulturelle Barrieren geprägt sind (vgl. Kapitel 4.3.4). Auch in Bezug auf die Inklusion von Menschen mit Behinderung zeigt sich, dass deren Teilnahme an Projekten wie dem Graffiti-Workshop nicht selbstverständlich und regelmäßig, sondern eher punktuell möglich ist (vgl. Kapitel 5.2.2.4). Die Teilnahme entstand vor allem durch gezielte Einladung der ASO-Schulen durch die Studierenden – nicht durch eine strukturell verankerte Offenheit im Setting. Dies lässt vermuten, dass soziale Durchmischung nicht allein durch Offenheit erreicht wird, sondern eine gezielte Begleitung und strukturelle Sensibilität erfordert. Wie im Kapitel 4.1.3 ausgeführt wird, bedeutet Teilhabe nicht nur anwesend sein zu können, sondern auch gleichwertig beteiligt zu sein – in Entscheidungsprozessen, Raumgestaltung und Ausdrucksformen.

Darüber hinaus wurde im Kontext des Photovoice-Projekts sichtbar, dass nur wenige Berührungspunkte zwischen den geflüchteten Teilnehmerinnen und anderen sozialen Gruppen im Stadtteil zur Sprache kamen. Kontakte beschränkten sich laut den Interviews meist auf Unterstützungsstrukturen oder die eigene Community. Der Begriff „Mehrheitsgesellschaft“ – also jene sozialen Gruppen, die im lokalen Gefüge institutionell, sprachlich und kulturell dominant vertreten sind – erscheint hier nicht als aktiver Teil der Inklusionsprozesse. Diese Beobachtungen lassen sich mit der von Riede (2019) betonten Perspektive verknüpfen, wonach Gemeinwesenarbeit als „Brückenbauerin“ verstanden werden kann, die neue Verbindungen zwischen marginalisierten Gruppen und dem Gemeinwesen initiiert (vgl. Kapitel 4.1.1).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sozialräumliche Durchmischung nicht automatisch entsteht, sondern gezielte strukturelle und konzeptionelle Maßnahmen erfordert. Aspekte wie eine geschlechtssensible Gestaltung von Räumen, eine Projektplanung, die unterschiedliche Zielgruppen konkret einbezieht, sowie die bewusste Öffnung bestehender Strukturen in Richtung sozialer Vielfalt erscheinen dabei als unterstützende Faktoren – wie sie auch in der Literatur zur inklusiven Gemeinwesenarbeit als zentrale Zielsetzung benannt werden (vgl. Kapitel 2.2.1). Die Ergebnisse unserer Forschung deuten darauf hin, dass gemeinwesenorientierte Inklusionsarbeit insbesondere dann Wirkung entfalten kann, wenn Vielfalt nicht nur vorausgesetzt, sondern aktiv ermöglicht und strukturell unterstützt wird.

Nachhaltigkeit: Strukturelle Bedingungen für langfristige Wirkung

Anschließend an die Frage zielgruppenübergreifender Beteiligung rückt ein weiterer zentraler Aspekt gemeinwesenorientierter Praxis in den Blick: ihre Nachhaltigkeit. Die im Rahmen der drei Teilprojekte gewonnenen Erkenntnisse lassen erkennen, dass nachhaltige gemeinwesenorientierte Arbeit nicht allein durch Einzelinitiativen gewährleistet werden kann, sondern strukturelle, personelle und organisatorische Rahmenbedingungen benötigt. Wie im Kapitel 4.1.1 zur Gemeinwesenarbeit beschrieben wird, ist dieses Arbeitsprinzip auf langfristige sozialräumliche Präsenz und Beziehungspflege angewiesen, um Wirkung zu entfalten. Die Praxis zeigt jedoch, dass Projekte häufig auf befristete Ressourcen zurückgreifen und dadurch in ihrer Kontinuität limitiert bleiben.

Ein Beispiel hierfür ist der Mini-Club 81, ein langjähriges Freizeitangebot für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung. Die regelmäßigen Treffen wurden laut den Forschungsergebnissen vor allem durch ehrenamtliches Engagement getragen (vgl. Kapitel 5.2.1). Mit dem Rückzug einzelner engagierter Personen konnte das Angebot nicht fortgeführt werden. Dieses Beispiel verweist auf die strukturelle Fragilität gemeinwesenorientierter Initiativen, wenn keine organisatorische Absicherung oder institutionelle Einbindung vorhanden ist. In Kapitel 4.1.1 wird betont, dass Gemeinwesenarbeit langfristige Kontinuität benötigt, um Vertrauen aufzubauen und Handlungsspielräume wachsen zu lassen – eine Voraussetzung, die im Mini-Club nur bedingt erfüllt werden konnte.

Auch im Rahmen des Graffiti-Workshops im Steppenwolf wurde deutlich, dass partizipative Projekte auf strukturelle Einbindung angewiesen sind, um nachhaltig wirksam zu sein. Die Umsetzung war Teil eines Masterprojekts der FH St. Pölten (vgl. Kapitel 5.1.2) und damit von Beginn an befristet. Während sowohl Jugendliche als auch Jugendarbeiter:innen im Jugendzentrum Interesse an einer Fortführung äußerten, fehlte eine institutionelle Anbindung über den Projektzeitraum hinaus. Der Leiter des Jugendzentrums merkte im Interview an, dass studentische Projekte häufig gute Impulse liefern, diese jedoch mit dem Studienabschluss enden (vgl. TI3, Z 220–235). In Kapitel 4.1.2 wird darauf hingewiesen, dass Partizipation nicht nur punktuell, sondern strukturell verankert sein sollte, um echte Mitgestaltung zu ermöglichen – etwa durch dauerhaft verfügbare Räume oder institutionelle Verantwortung für Fortführung und Weiterentwicklung.

Im Photovoice-Projekt mit Frauen mit Fluchterfahrung zeigte sich ein ähnliches Muster im Hinblick auf räumliche Infrastruktur. Der Workshop fand in Zusammenarbeit mit der Diakonie St. Pölten statt, doch wie Samara Albini, Mitarbeiterin der Diakonie, im Interview berichtete, war der genutzte Raum projektgebunden und für die Teilnehmerinnen außerhalb des Workshop-Kontexts nicht verfügbar (vgl. TI6, Z 428–440). In diesem Zusammenhang äußerte sie auch, dass sich viele der Frauen gerne regelmäßig treffen würden, ein entsprechender offener Raum aber nicht zur Verfügung stehe. Wenn

Begegnungsräume nur projektbezogen geöffnet werden, kann dies – wie im Interview mit Samara Albini deutlich wurde – dazu führen, dass bestehende Kontakte und Vertrauensbeziehungen nach Projektende verloren gehen (vgl. TI6, Z 435–440). Wie in Kapitel 4.3.4 ausgeführt, ist Barrierefreiheit nicht nur räumlich zu verstehen, sondern auch institutionell und strukturell: Wenn Orte der Begegnung nicht langfristig verfügbar oder organisatorisch abgesichert sind, bleibt Teilhabe prekär – selbst bei grundsätzlicher Offenheit der Angebote.

Vor diesem Hintergrund verdeutlichen die Ergebnisse, dass Nachhaltigkeit mehr bedeutet als die Wiederholung einzelner Aktivitäten. Vielmehr bedarf es einer Einbettung in tragfähige Strukturen – räumlich, personell und organisatorisch. Projekte, die durch FH-Studierende oder ehrenamtlich Engagierte initiiert wurden, enthalten oft keine definierten Übergabestrategien. Sobald das Projekt oder das Studium endet, sind auch die geschaffenen Strukturen häufig nicht weiter nutzbar – sei es wegen fehlender Verantwortlichkeiten oder begrenzter Ressourcen. Wie in Kapitel 3.4 reflektiert wird, stellen sich in diesem Zusammenhang auch ethische Fragen nach Verantwortung und Wirkung studentischer Projektforschung. Kurzfristige Beteiligung kann Erfahrungen ermöglichen, sie schafft jedoch auch Erwartungen – etwa auf Weiterführung, regelmäßige Treffen oder dauerhafte Nutzung von Räumen. Um dieser Spannung zu begegnen, bedarf es aus Perspektive der Gemeinwesenarbeit langfristiger Ansätze, in denen Ressourcen nicht an Einzelpersonen, sondern an institutionelle Verankerung geknüpft sind – wie im Theorieteil als wesentliches Merkmal nachhaltiger Gemeinwesenorientierung beschrieben (vgl. Kapitel 4.1.1).

Zielgruppenspezifische Informationskulturen als Herausforderung im Gemeinwesen

An die Frage der Nachhaltigkeit schließt sich ein weiterer zentraler Aspekt an: die Herausforderung unterschiedlicher Informationskulturen. Im Rahmen der drei Teilprojekte wurde sichtbar, dass Informationszugänge im Gemeinwesen nicht für alle Zielgruppen gleichermaßen gegeben sind. Der Zugang zu Angeboten, Orientierung im Sozialraum und Wissen über bestehende Beteiligungsmöglichkeiten hängen stark davon ab, wie Informationen vermittelt werden und ob sie tatsächlich anschlussfähig sind.

Unsere Forschung verweist darauf, dass Informationsflüsse sozial, kulturell und strukturell vermittelt sind – sie verlaufen nicht neutral, sondern entlang bestehender Beziehungen, Rollen und Erfahrungen. Damit wird die Informationskultur selbst zu einem Faktor, der Inklusion ermöglichen oder erschweren kann. Wie in Kapitel 4.1.1 beschrieben, umfasst gemeinwesenorientierte Arbeit nicht nur

materielle und räumliche, sondern auch symbolische und kommunikative Dimensionen. Auch Kapitel 4.3.4 verweist auf sogenannte Diskursbarrieren – strukturelle Kommunikationshürden, durch die bestimmte Gruppen nicht selbstverständlich adressiert oder eingeladen werden. Das Beispiel des Club 81 (vgl. Kapitel 2.2.3) zeigt, wie stark Zugänge zu gemeinwesenorientierten Angeboten von persönlichen Beziehungen und sozialen Netzwerken abhängen können. In den Forschungsergebnissen wird deutlich, dass viele Teilnehmende nicht über institutionelle oder digitale Kanäle, sondern durch direkte Ansprache und bestehende Kontakte zum Club kamen. Diese Form der Informationsweitergabe basiert auf sozialer Nähe und Vertrauen, ist jedoch nicht systematisch reproduzierbar und bleibt abhängig vom jeweiligen sozialen Netzwerk. Genau hier zeigt sich eine Herausforderung: Zugänge entstehen informell – ihre Verstetigung ist jedoch nicht strukturell gesichert.

Auch in anderen Teilen unserer Forschung wurde sichtbar, dass klassische Informationskanäle wie Flyer, Websites oder Aushänge nur eingeschränkt wirksam sind – insbesondere bei Gruppen, die sich aufgrund von Sprache, institutioneller Unsicherheit oder fehlender Routine im Umgang mit öffentlichen Angeboten nicht selbstverständlich angesprochen fühlen. Wie im Interview mit Mag.a Nina Cservenka vom Wohnhaus Domiziel (vgl. TI5, Z 68–75) geschildert, bestehen etwa bei Menschen mit Behinderung häufig Unsicherheiten darüber, ob ein Angebot tatsächlich für sie gedacht ist. In ihrer Einschätzung äußerte sie, dass manche Personen sich erst dann zur Teilnahme ermutigt fühlen, wenn sie explizit eingeladen werden oder jemanden kennen, der sie begleitet. Diese Herausforderung betrifft nicht nur die Information selbst, sondern auch die soziale Rahmung der Einladung – ob sie als offen und anschlussfähig wahrgenommen wird (vgl. Kapitel 4.3.4).

Ein ähnliches Muster zeigt sich im Projekt mit Frauen mit Fluchterfahrung: Wie Belina Diem im Interview betonte (vgl. TI6, Z 190–201), erfolgt der Zugang zu Angeboten in vielen Fällen nicht über offizielle Kommunikationswege, sondern über informelle Netzwerke innerhalb der Community. Hier kommt sogenannten Multiplikator:innen eine besondere Bedeutung zu – also Frauen, die selbst Teil der Community sind und durch ihr Vertrauen in beide Richtungen vermitteln können. Diese Personen tragen Informationen weiter, beantworten Fragen und bauen Unsicherheiten ab. Zugleich wurde in der Forschung deutlich, dass es keine strukturell gesicherten Rollen oder Ressourcen für solche Multiplikator:innen gibt – was ihre kontinuierliche Wirkung erschwert (vgl. Kapitel 5.3.1.3). Ihre Funktion entsteht oft informell und bleibt abhängig von persönlichen Beziehungen – ein Umstand, der Inklusion auf zufällige Vermittlung statt auf systematische Struktur stützen kann.

Auch im Graffiti-Workshop mit Jugendlichen war, wie bereits erwähnt, zu beobachten, dass Teilhabe stark von sozialen Zugehörigkeiten und informeller Kommunikation beeinflusst war. Zwar wurde das Angebot über die regulären Kanäle des Jugendzentrums kommuniziert, doch wie in Kapitel 5.1.2.5 beschrieben, nahmen beispielsweise Mädchen, die in der Skaterhalle des Steppenwolfs anwesend waren, nicht aktiv am Workshop teil. Hinweise aus dem Interview mit dem Leiter des Steppenwolfs (vgl. TI3, Z 190–191) deuten darauf hin, dass fehlende geschlechtssensible Räume oder gezielte Ansprache ein Grund dafür sein könnten. Auch hier zeigt sich: Information allein reicht nicht aus – sie muss zielgruppengerecht, sicherheitsvermittelnd und in einem unterstützenden Umfeld erfolgen (vgl. Kapitel 4.2.2).

Zusammenfassend legen die Ergebnisse nahe, dass Informationsvermittlung eine zentrale Herausforderung gemeinwesenorientierter Praxis darstellt – insbesondere dann, wenn unterschiedliche Zielgruppen erreicht werden sollen. Der Zugang zu Angeboten hängt nicht allein von deren Existenz ab, sondern auch davon, wie Informationen kommuniziert, gerahmt und vermittelt werden. Persönliche Ansprache, Vertrauenspersonen und wiederholte Einladungen können Brücken schlagen – doch sie ersetzen keine strukturell verankerten Informationszugänge. Die Rolle von Multiplikator:innen, Peer-Begleiter:innen oder unterstützenden Bezugspersonen ist zentral – gerade weil sie zeigen, wie stark Teilhabe von sozialer Vertrautheit und Sicherheit geprägt ist. Die Herausforderung besteht darin, diese Rollen nicht nur punktuell zu nutzen, sondern konzeptionell abzusichern, um Informationsgerechtigkeit als Bestandteil inklusiver Gemeinwesenarbeit zu verankern.

5.5.3 Potenziale gemeinwesenorientierter Ansätze

Während die bisherigen Abschnitte zentrale Herausforderungen bei der Umsetzung gemeinwesenorientierter Arbeit in St. Pölten beleuchtet haben – insbesondere im Hinblick auf Zielgruppendurchmischung, Nachhaltigkeit und Informationszugang, richtet sich der Blick im Folgenden auf die Potenziale, die im Rahmen unserer Forschung sichtbar wurden.

Die Ergebnisse liefern Hinweise darauf, dass gemeinwesenorientierte Ansätze dort besonders wirksam werden können, wo sie als sozialräumlich eingebettete Prozesse verstanden werden und nicht als punktuelle Maßnahmen. Potenziale zeigen sich dabei nicht nur in der Wirkung einzelner Formate oder Methoden, sondern in der Art und Weise, wie Menschen, Räume und Perspektiven miteinander in Beziehung gesetzt werden. Um diese unterschiedlichen Wirkungsebenen systematisch darzustellen, wird die Analyse in drei zentrale Dimensionen gegliedert:

1. Räumliche Dimension: Gemeinsame Räume bespielen
2. Engagement durch Gatekeeper und Multiplikator:innen
3. Sichtbarkeit marginalisierter Perspektiven in Öffentlichkeit und Repräsentation

Räumliche Dimension: Gemeinsame Räume bespielen

Die Ergebnisse der drei Forschungsfelder verdeutlichen, dass niederschwellige, offen gestaltete Räume ein zentrales Potenzial für gemeinwesenorientierte Inklusion darstellen. Solche Orte ermöglichen spontane Begegnung, kreative Aneignung und soziale Verbindung – insbesondere für Menschen, die in anderen Kontexten auf Barrieren stoßen. Entscheidend dabei ist, dass der Zugang nicht an formale Voraussetzungen wie Anmeldung, Konsumzwang oder institutionelle Zugehörigkeit geknüpft ist.

Wie in Kapitel 4.1.1 betont wird, liegt der Ausgangspunkt inklusiver Prozesse häufig im Alltag – an Orten, die ohne große Schwellen aufgesucht werden können. Unsere Forschung weist darauf hin, dass insbesondere sozial durchlässige und funktional flexible Räume Begegnung über Zielgruppen Grenzen hinweg ermöglichen. Beispiele hierfür finden sich in allen drei Teilprojekten. So etwa im Diversity Café, das – wie in Kapitel 2.3.4 beschrieben – jeden Samstagvormittag einen offenen Raum für Begegnung schafft. Das Angebot richtet sich ausdrücklich nicht nur an Menschen mit Fluchterfahrung, sondern auch an Nachbar:innen, Ehrenamtliche und weitere Stadtbewohner:innen. Unsere Erhebungen deuten darauf hin, dass dieser Ort Potenzial als Treffpunkt unterschiedlicher sozialer Gruppen bietet – vor allem dann, wenn Multiplikator:innen den Zugang aktiv begleiten und vermitteln (vgl. TI6). Die zentrale Lage und die offene Struktur des Cafés begünstigen informelle Begegnungen, die in institutionellen Kontexten oft schwerer herzustellen sind.

Auch das Jugendzentrum Steppenwolf – mehrfach benannt in den Projekten mit Jugendlichen und Menschen mit Behinderung (vgl. Kapitel 5.1.2; 5.2.2.4) – lässt sich als durchlässiger Raum beschreiben. Zwar wurde deutlich, dass gezielte Ansprache notwendig ist, damit alle Gruppen aktiv partizipieren, jedoch zeigen die Ergebnisse, dass das Zentrum grundsätzlich von Jugendlichen mit unterschiedlichen Hintergründen genutzt wird. Der Graffiti-Workshop bot in diesem Rahmen erste Hinweise darauf, wie kreative Formate genutzt werden können, um gemeinsame räumliche Bezugspunkte zu schaffen – auch wenn dies vereinzelt blieb.

Ein besonders deutliches Beispiel für die Bedeutung konsumfreier öffentlicher Räume ergibt sich aus der Community Map, die im Rahmen des Workshops gemeinsam mit Jugendlichen erstellt wurde (vgl. Kapitel 5.1.2.2). Sie zeigt, dass Parks, Sportflächen, Skaterbereiche und ähnliche Orte eine zentrale Rolle im Alltag der Jugendlichen spielen. Diese Plätze wurden nicht nur funktional beschrieben, sondern häufig mit sozialen oder emotionalen Bedeutungen aufgeladen. Daraus lässt sich ableiten, dass frei zugängliche Räume wichtige Ankerpunkte für Selbstwirksamkeit, Zugehörigkeit und Alltagsteilhabe darstellen – insbesondere dann, wenn sie nicht reglementiert oder stark institutionell geprägt sind.

Ein weiteres Beispiel stellt der geplante inklusive Spielplatz auf dem Gelände der FH St. Pölten dar. Wie in Kapitel 5.2.3 beschrieben, ist der Ort als konsumfreier, jederzeit zugänglicher Raum konzipiert – ohne Öffnungszeiten oder Zugangsbeschränkungen. Die geplante Offenheit legt nahe, dass dieser Spielplatz ein gemeinsamer Ort für Kinder mit und ohne Behinderung, deren Familien, Studierende und Passant:innen werden könnte. In dieser Mehrfachnutzung zeigt sich das Potenzial eines sogenannten Brückenraums zwischen sozial getrennten Lebenswelten – im Sinne kategorialer Gemeinwesenarbeit (vgl. Kapitel 4.1.1).

Aus diesen Beispielen lässt sich ableiten, dass Räume mit klarer Offenheit, flexibler Nutzung und sozialer Anschlussfähigkeit wichtige Voraussetzungen für zielgruppenübergreifende Teilhabe schaffen können. Gleichzeitig verdeutlichen die Ergebnisse: Die reine Bereitstellung solcher Räume reicht nicht aus. Erst durch aktive Mitgestaltung und Begleitung seitens Fachpersonen, Multiplikator:innen oder durch kreative Prozesse entsteht eine inklusive Qualität. Diese Einschätzung korrespondiert mit Kapitel 4.3.4, in dem nicht nur physischer Zugang, sondern auch die soziale und kommunikative Einbettung als Voraussetzungen für echte Teilhabe beschrieben werden.

Unsere Forschung legt nahe, dass Räume dann inklusiv wirken können, wenn sie:

- ohne Konsumzwang und formale Hürden zugänglich sind,
- von unterschiedlichen Gruppen gleichzeitig oder nacheinander genutzt werden können,
- als offene, vertraute Orte wahrgenommen werden,
- und durch persönliche Geschichten, kreative Gestaltung oder Beziehungserfahrungen mit Bedeutung aufgeladen sind.

Neben der räumlichen Verfügbarkeit sind es jedoch auch die sozialen Akteur:innen selbst, die gemeinwesenorientierte Prozesse tragen. Besonders deutlich wurde dies in unserer Forschung in Bezug auf das Engagement informeller Vermittlungspersonen – sogenannter Multiplikator:innen.

Soziale Brücken: Die Rolle von Gatekeepern und Multiplikator:innen

Im Rahmen der Forschung zu gemeinwesenorientierten Ansätzen in St. Pölten wurde deutlich, dass ehrenamtlich engagierte Personen – insbesondere in ihrer Funktion als Gatekeeper oder Multiplikator:innen – eine zentrale Rolle beim Zugang zu Teilhabeangeboten einnehmen können. Diese Rolle geht dabei über klassische Unterstützungsformen hinaus: Ehrenamtlich Tätige agieren als soziale Schnittstelle zwischen den Zielgruppen und dem Gemeinwesen. Sie vermitteln nicht nur Informationen, sondern schaffen vor allem Vertrauen, Orientierung und Anschlussfähigkeit – insbesondere für Menschen, die institutionelle Angebote nicht selbstverständlich in Anspruch nehmen.

Ein zentrales Beispiel hierfür bietet das Projekt mit Frauen mit Fluchterfahrung, in dem die Teilnahme am Photovoice-Workshop vor allem durch direkte Ansprache, persönliche Beziehungen und Empfehlungen innerhalb der Community zustande kam. Im Interview mit Belina Diem vom Integrations- und Bildungszentrum der Diakonie wurde beschrieben, dass sogenannte Multiplikatorinnen – Frauen aus der eigenen Community – eine wichtige Rolle spielen, da sie als Brückenbauerinnen zwischen den Lebenswelten agieren können (vgl. TI6, Z 190–201). Diese informellen Vermittlungspersonen zeichnen sich durch geteilte Erfahrungen, Sprache und soziale Nähe aus. Sie sind häufig selbst (ehemals) Teil der Zielgruppe, kennen die Bedürfnisse und Unsicherheiten der Frauen und können dadurch eine vertrauensvolle Verbindung zum Angebot herstellen. Wie in Kapitel 4.1.1 beschrieben, ist genau diese Form der alltagsnahen, sozial eingebetteten Vermittlung zentral für die Wirkung kategorialer Gemeinwesenarbeit. Die Rolle ehrenamtlich oder informell Tätiger zeigt sich auch in der praxisnahen Alltagsbegleitung, die weder durch professionelle Sozialarbeit noch durch formale Projektstrukturen vollständig abgedeckt werden kann. Multiplikator:innen bringen Informationen „dorthin, wo sie gebraucht werden“ – sei es im informellen Gespräch, in der Wartzone einer Beratungsstelle oder beim Besuch im Diversity Café. Ihre Wirksamkeit basiert auf Beziehung, nicht auf institutioneller Zuständigkeit.

Auch im Projektbereich der Jugendarbeit zeigte sich eine vergleichbare Dynamik. Zwar wurde die Rolle von Peer-Multiplikator:innen in den Interviews nicht explizit thematisiert, doch die Forschungsergebnisse aus dem Graffiti-Workshop im Steppenwolf weisen darauf hin, dass die Jugendarbeiter:innen selbst eine vermittelnde Funktion übernahmen. Im Verlauf des Workshops zeigte sich, dass viele Jugendliche nicht durch formale Bewerbung, sondern vor allem durch die aktive Ansprache der Jugendarbeiter:innen zur Teilnahme motiviert wurden. Sie nutzten ihre bereits bestehenden Beziehungen zu den Jugendlichen, um Vertrauen zu schaffen und Zugänge zu eröffnen – eine Rolle, die

ebenfalls als Gatekeeping oder Multiplikator:innenfunktion beschrieben werden kann (vgl. Kapitel 5.1.2.1; Kapitel 4.1.1).

Besonders sichtbar wird die Relevanz ehrenamtlicher Strukturen im Bereich Menschen mit Behinderung, etwa beim Club 81. Der Verein besteht seit über 40 Jahren und wird bis heute von einem ehrenamtlichen Vorstand getragen. Die Organisation von Veranstaltungen, der Fahrdienst oder die Unterstützung bei Ausflügen basieren auf persönlichem Engagement, das nicht institutionell abgesichert ist, aber für die Teilhabe der Mitglieder zentral bleibt (vgl. Kapitel 2.2.3). Zwar wurden diese Tätigkeiten in den Interviews nicht im Detail thematisiert, jedoch lässt sich aus der Struktur des Vereins ein Beispiel für langfristig gewachsene, ehrenamtlich getragene Inklusion im Alltag ableiten. Die Forschung legt somit nahe, dass ehrenamtlich oder informell Tätige einen wichtigen Beitrag zur sozialräumlichen Inklusion leisten – insbesondere bei Zielgruppen, die sich in institutionellen Strukturen nicht selbstverständlich bewegen oder mit Hürden konfrontiert sind. Ihre Wirkung zeigt sich dort, wo klassische Öffentlichkeitsarbeit an Grenzen stößt: im Beziehungsraum, in der Alltagssprache, im gemeinsam erlebten Vertrauen.

Diese Erkenntnisse verweisen auf ein zentrales Potenzial gemeinwesenorientierter Praxis: die bewusste Einbindung, Anerkennung und Stärkung bereits existierender informeller Gatekeeper-Strukturen. Gemeinwesenarbeit kann hier ansetzen, um ehrenamtliches Engagement nicht zu ersetzen, sondern sichtbar zu machen, zu begleiten und langfristig zu stabilisieren – etwa durch Unterstützung, Schulungen oder institutionelle Anerkennung. Gleichzeitig zeigt sich, dass Ehrenamt seine Wirkung vor allem dann entfalten kann, wenn strukturelle Rahmenbedingungen – wie Zeitressourcen, Beziehungskontinuität und institutionelle Offenheit – gegeben sind. Neben der Rolle ehrenamtlich engagierter Personen wurde in unserer Forschung ein weiteres wesentliches Potenzial deutlich: die Herstellung von Sichtbarkeit. Gemeint ist dabei nicht nur physische Präsenz, sondern die öffentliche Anerkennung und Repräsentation marginalisierter Perspektiven als Teil der Stadtgesellschaft.

Sichtbarkeit als Teil inklusiver Gemeinwesenarbeit

Ein zentrales Potenzial, das sich aus den gemeinwesenorientierten Projekten dieser Masterarbeit ableiten lässt, liegt in der Herstellung von Sichtbarkeit für Gruppen, die im gesellschaftlichen Alltag häufig übersehen werden. Inklusion bedeutet dabei nicht nur Teilhabe im konkreten Projekt oder an

einem bestimmten Ort, sondern auch, dass Perspektiven marginalisierter Menschen öffentlich sichtbar gemacht und in gesellschaftliche Aushandlungsprozesse eingebunden werden.

Unsere Forschung weist darauf hin, dass gemeinwesenorientierte Ansätze in St. Pölten an mehreren Stellen Formen von Sichtbarkeit erzeugt haben, die über die unmittelbare Zielgruppe hinaus Resonanz entfalten konnten – etwa durch künstlerische Ausdrucksformen, durch Präsenz im öffentlichen Raum oder durch mediale Berichterstattung.

Ein Beispiel hierfür stellt der Photovoice-Workshop mit Frauen mit Fluchterfahrung dar, der mit einer öffentlichen Projektvernissage an der FH St. Pölten abschloss. In diesem Rahmen wurden die fotografischen Beiträge der Frauen mit erklärenden Texten versehen und einem interessierten Publikum vorgestellt – bestehend aus Hochschulangehörigen, Projektbeteiligten sowie weiteren Besucher:innen der Ausstellung. Die Räume der Hochschule, die von einigen Teilnehmerinnen zuvor als distanziert oder nicht als Teil ihrer Lebenswelt wahrgenommen wurden, wurden somit temporär zu Orten, in denen ihre Erfahrungen sichtbar und anerkannt werden konnten.

Auch im Projekt mit Jugendlichen wurde Sichtbarkeit als zentraler Aspekt deutlich. Die im Rahmen des Graffiti-Workshops entstandene Community Map, die eine Wandgestaltung im Steppenwolf umfasst, ist dort dauerhaft sichtbar. Darüber hinaus wurde das Projekt im Rahmen eines lokalen Zeitungsartikels thematisiert (vgl. Kapitel 5.1.2.6). Die Berichterstattung stellt ein Indiz für die öffentliche Wahrnehmung jugendlicher Perspektiven im städtischen Raum dar.

Ein weiteres Beispiel für die thematische Sichtbarmachung von Inklusion bildet das geplante Projekt eines inklusiven Spielplatzes auf dem Gelände der FH St. Pölten. Zwar war das partizipative Treffen zur Konzeptbesprechung zum Zeitpunkt der Erhebungen noch ausständig, doch ist es Teil der für den 13. Mai 2025 angekündigten Aktionswoche Inklusion am Campus St. Pölten. In diesem Rahmen ist geplant, den Entwurf öffentlich zu präsentieren und mit unterschiedlichen Akteur:innen zu diskutieren. Auf diese Weise kann das Thema Inklusion bereits im Planungsprozess sichtbar gemacht und gesellschaftlich verhandelt werden. Der Spielplatz als öffentlicher, konsumfreier und barrierearmer Ort wird dabei nicht nur als Infrastruktur gedacht, sondern als Symbol für Teilhabe im Alltag. Dieser Zugang entspricht dem in Kapitel 4.1.3 dargestellten Verständnis von Inklusion als sozialer Repräsentation: Teilhabe bedeutet nicht nur, dazuzugehören, sondern auch als gleichwertiger Teil der Gesellschaft wahrgenommen zu werden.

Die Forschungsergebnisse legen nahe, dass das Potenzial gemeinwesenorientierter Projekte nicht allein in der konkreten Durchführung liegt, sondern auch in ihrer Wirkung nach außen – insbesondere dort, wo Stimmen, Erfahrungen und Perspektiven sichtbar werden, die im öffentlichen Diskurs häufig unterrepräsentiert sind.

Sichtbarkeit bedeutet in diesem Zusammenhang:

- nicht Repräsentation „über“ die Zielgruppe, sondern selbstbestimmte Darstellung,
- Nicht mediale Sichtbarkeit als Selbstzweck, sondern Ausdrucksräume, in denen Menschen ihre Perspektiven sichtbar machen und teilen können
- nicht nur Teilnahme, sondern gesellschaftliche Anerkennung.

In diesem Sinne lässt sich festhalten, dass die in dieser Masterarbeit begleiteten Projekte Potenziale eröffnet haben, um marginalisierte Stimmen sichtbarer zu machen – im physischen Raum, in der medialen Öffentlichkeit und im gesellschaftlichen Diskurs. Sichtbarkeit ist dabei nicht als Endpunkt zu verstehen, sondern als Bestandteil eines umfassenden Inklusionsprozesses. Voraussetzung dafür ist, dass Menschen sich nicht nur als Teilnehmende erleben, sondern sich mit ihren Erfahrungen, Ausdrucksformen und Lebensrealitäten wiederfinden und wiedererkennen können. Diese abschließende Betrachtung der Sichtbarkeit als Bestandteil inklusiver Gemeinwesenarbeit verdeutlicht, dass gemeinwesenorientierte Ansätze weit über die unmittelbare Projektumsetzung hinauswirken können. Sie schaffen nicht nur Räume für Teilhabe, sondern bringen marginalisierte Perspektiven in öffentliche Diskurse ein und setzen Impulse für soziale Anerkennung.

Aufbauend auf den gewonnenen Erkenntnissen wird im folgenden Resümee eine zusammenfassende Reflexion der zentralen Ergebnisse vorgenommen, bevor Empfehlungen, offene Fragen und weiterführende Überlegungen für Theorie, Praxis und Forschung skizziert werden.

6 Resümee: Inklusion durch GWA in St. Pölten - Reflexion und Ausblick

Frotzler, Valentina

Im Zuge der vorliegenden Masterarbeit haben wir uns auf theoretischer und praktischer Ebene mit der Frage beschäftigt, welche Potenziale gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion marginalisierter Gruppen in der Stadt St. Pölten bieten können. Aufbauend auf theoretischen Konzepten zu Gemeinwesenarbeit, Inklusion und sozialräumlicher Exklusion (vgl. Stövesand/ Stoik 2013:16f; Riede 2019:70, 73) sowie durch die Umsetzung von partizipativen Projekten und qualitativer Interviews konnten differenzierte Erkenntnisse darüber gewonnen werden, wie kreative, niederschwellige und alltagsnahe Methoden Teilhabeprozesse unterstützen können. Als Forschungsgruppe von vier Studierenden des Masterstudiengangs Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Pölten verfolgten wir ein multiperspektivisches Vorgehen, das unterschiedliche disziplinäre und berufliche Hintergründe einbezog. Gemeinsam entwickelten wir eine Fragestellung, die sowohl wissenschaftliche als auch praxisorientierte Relevanz aufweist.

Ausgangspunkt unserer Forschung war die Hauptfrage:

Welche Potenziale bieten gemeinwesenorientierte Ansätze für die Inklusion von marginalisierten Gruppen in der Stadt St. Pölten?

Diese wurde in drei Subforschungsfragen differenziert, die sich auf die Zielgruppen Jugendliche, Menschen mit Behinderung sowie Frauen mit Fluchterfahrung bezogen (vgl. Kapitel 2.1–2.3).

Zur Bearbeitung dieser Fragen wurden unterschiedliche qualitative und partizipative Forschungsformate entwickelt: ein partizipativer Graffiti-Workshop mit Community Map im Jugendzentrum Stepwolf (vgl. Kapitel 5.1), ein Photovoice-Projekt mit geflüchteten Frauen (vgl. Kapitel 5.3) sowie Interviews mit Expert:innen, ergänzt durch ein partizipatives Konzept zur inklusiven Spielplatzplanung (vgl. Kapitel 5.2). Die Auswertung erfolgte mithilfe der strukturgeleiteten Textanalyse nach Auer-Voigtländer sowie der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (vgl. Kapitel 3.2.1–3.2.3).

Die Ergebnisse zeigen ein vielschichtiges Bild: Gemeinwesenorientierte Ansätze bieten – sofern bestimmte Rahmenbedingungen erfüllt sind – ein bedeutendes Potenzial, um Teilhabe zu

ermöglichen, marginalisierte Stimmen sichtbar zu machen und inklusive Prozesse anzustoßen. Besonders wirkungsvoll erscheinen sie dann, wenn sie niederschwellig, lebensweltorientiert und langfristig angelegt sind (vgl. Stövesand/ Stoik 2013:21f).

Ein zentrales Ergebnis betrifft die strukturelle Verankerung: Projekte, die lediglich auf befristete Ressourcen, studentisches Engagement oder ehrenamtliche Einzelpersonen angewiesen sind, stoßen rasch an ihre Grenzen. Dies zeigte sich sowohl im Beispiel des Mini-Club 81 (vgl. Kapitel 5.2.1), der nach dem Rückzug engagierter Personen nicht weitergeführt werden konnte, als auch in der befristeten Durchführung des Graffiti-Workshops im Rahmen eines FH-Projekts (vgl. Kapitel 5.1.2). Nachhaltige Inklusionsprozesse benötigen institutionelle Absicherung, Kontinuität und verlässliche Zuständigkeiten, wie auch Stövesand betont, wenn sie GWA als langfristig angelegtes Arbeitsprinzip beschreibt, das erst mit wachsendem Vertrauen Wirkung entfaltet (vgl. Stövesand/ Stoik 2013:21).

Zudem wurde deutlich, wie wichtig sozial eingebettete Informationsflüsse sind. Informationen müssen so vermittelt werden, dass sie anschlussfähig, verständlich und vertrauenswürdig sind – ein Aspekt, der insbesondere im Photovoice-Projekt mit Frauen mit Fluchterfahrung deutlich wurde (vgl. Kapitel 5.3.1.3). Die Rolle von Multiplikator:innen, also Menschen mit Brückenfunktion zwischen sozialen Räumen, ist hier zentral – doch bislang nicht strukturell abgesichert und bleibt stark abhängig von individuellen Engagements.

Die räumliche Dimension erwies sich als weiterer Schlüsselbereich: Orte wie das Diversity Café, das Jugendzentrum Steppenwolf oder der geplante inklusive Spielplatz (vgl. Kapitel 5.2.3) fungieren als offene, konsumfreie Räume, in denen Begegnung, Mitgestaltung und Aneignung möglich werden. Auch Riede hebt hervor, dass öffentlich zugängliche, konsumfreie Orte eine wichtige Grundlage für den Austausch und die Vernetzung in heterogenen Nachbarschaften darstellen (vgl. Riede 2019:73).

Im Rückblick auf unsere Forschung zeigt sich, dass Gemeinwesenarbeit in St. Pölten ein noch junges, aber wachsendes Handlungsfeld darstellt. Es existieren engagierte Akteur:innen und punktuelle Projekte, doch eine systematische Verankerung fehlt bislang. Genau hier setzt die Chance an: GWA kann – wie Riede formuliert – als „*demokratiefördernde Brückenbauerei*“ verstanden werden (vgl. Riede 2019:73) und somit bewusst von Beginn an auf inklusiven, solidarischen und intersektionalen Prinzipien aufgebaut werden.

Die im Rahmen dieser Masterarbeit gewonnenen Erkenntnisse zeigen deutlich: Gemeinwesenorientierte Inklusionsarbeit in St. Pölten ist möglich – jedoch nur dann langfristig wirksam, wenn sie strukturell unterstützt, institutionell eingebettet und politisch mitgedacht wird. Daraus ergeben sich auf drei Ebenen zentrale Empfehlungen:

Für die Stadt St. Pölten erscheint es sinnvoll, die in Kapitel 4.1.1 beschriebene Idee eines Zentrums für Gemeinwesenarbeit weiterzuentwickeln – wie es u. a. im Konzept von Vettori et al. (2022) vorgeschlagen wird. Dieses Zentrum könnte als Koordinations- und Begegnungsstelle fungieren, in der lokal verankerte Beteiligungsprozesse angestoßen und zivilgesellschaftliches Engagement unterstützt werden. Dabei wäre es wichtig, das Zentrum so zu gestalten, dass es Raum für selbstinitiierte Aktivitäten bietet – offen, niederschwellig nutzbar, ohne Konsumzwang und für unterschiedliche Zielgruppen zugänglich. Zudem könnte die Stadt, den Fokus auf sogenannte Zwischennutzungskonzepte legen – also auf die temporäre Nutzung leerstehender Gebäude oder Flächen, bevor diese einer dauerhaften Funktion zugeführt werden. Gerade in einer Stadt wie St. Pölten, in der konsumfreie, barrierearme und alltagsnahe Begegnungsräume für marginalisierte Gruppen oft fehlen, bieten Zwischennutzungen die Möglichkeit, rasch und unkompliziert neue Räume für Teilhabe zu schaffen. Ob als Ort für künstlerisch-partizipative Workshops, nachbarschaftliche Treffen oder niederschwellige Beratungsangebote: Zwischennutzungen ermöglichen es, ungenutzte Ressourcen sichtbar und sozial wirksam zu machen – und gleichzeitig neue Formen des sozialen Miteinanders zu erproben.

Für die Fachhochschule St. Pölten lässt sich empfehlen, gemeinwesenorientierte Masterprojekte langfristig zu etablieren. Die Umsetzung in Form von jährlich aufbauenden Forschungsprojekten – beispielsweise mit dem Steppenwolf oder der Diakonie – könnte nicht nur die Nachhaltigkeit bestehender Formate sichern, sondern auch den Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in den Sozialraum fördern. Dabei wäre auch zu überlegen, wie Wissen aus abgeschlossenen Projekten langfristig nutzbar gemacht und nachfolgende Studierende aktiv eingebunden werden können – im Sinne einer nachhaltigen Sozialraumorientierung in Lehre und Praxis.

Für die gemeinwesenorientierte Praxis erscheint es zentral, informelle Rollen wie die der Multiplikator:innen institutionell zu stärken. Diese oft aus der Zielgruppe selbst hervorgehenden Akteur:innen vermitteln Vertrauen, ermöglichen Teilhabe und fördern soziale Anschlussfähigkeit – wie im Projekt mit geflüchteten Frauen deutlich wurde (vgl. Kapitel 5.3.1.3). Riede (2019:70) beschreibt die Notwendigkeit, Gemeinwesenarbeit auf Beziehung, Nähe und alltägliche Ressourcen zu stützen –

genau hier setzen diese Personen an. Entsprechende Qualifizierungsangebote, Anerkennungsstrukturen und Rollenprofile könnten ihre Arbeit absichern, ohne ihre Nähe zur Lebenswelt zu gefährden.

Im Verlauf unserer Forschung sind auch Fragen aufgetaucht, die über die konkreten Projekte hinausweisen und weiterführende Forschung oder konzeptionelle Überlegungen erfordern:

- Wie kann Beteiligung so gestaltet werden, dass dominante Gruppen nicht andere Perspektiven überlagern? Was hätte sich beispielsweise verändert, wenn Mädchen an der Community Map beteiligt gewesen wären?
- Wie lässt sich die Rolle von Multiplikator:innen längerfristig absichern, ohne ihre alltagsnahe Verankerung zu verlieren? Braucht es dafür neue hybride Rollenprofile im Sozialraum – zwischen Haupt- und Ehrenamt?
- Wie gelingt ein produktives Miteinander von professioneller Sozialer Arbeit, ehrenamtlichem Engagement und zivilgesellschaftlicher Selbstorganisation, ohne in Konkurrenzverhältnisse zu geraten?
- Wie kann Gemeinwesenarbeit politisch verankert werden, ohne ihre kritische Perspektive und ihre Sensibilität für Machtverhältnisse zu verlieren?

Diese offenen Fragen zeigen, dass Gemeinwesenarbeit nicht als fertige Praxis, sondern als lernendes, prozesshaftes Feld zu begreifen ist – in der Theorie, Alltag und Politik miteinander in Bewegung bleiben müssen.

Diese Masterarbeit bietet einen ersten systematischen Einblick in die Potenziale und Herausforderungen gemeinwesenorientierter Inklusionsarbeit in der Stadt St. Pölten. Sie zeigt, dass es bereits vielfältige Ressourcen, engagierte Personen und partizipative Ansätze gibt, doch es braucht strukturelle Rückendeckung, verbindliche Kooperationen und sozialpolitischen Willen, um daraus nachhaltige Prozesse entstehen zu lassen.

Als Forschungsgruppe war es unser Anliegen, GWA nicht nur theoretisch zu verstehen, sondern auch praktisch zu erproben, zu reflektieren und weiterzudenken. Unser Zugang war dabei intersektional, machtsensibel und zielgruppenübergreifend – im Sinne eines Verständnisses von Gemeinwesenarbeit, wie es Milena Riede (2019) als „demokratiefördernde Brückenbauerin“ beschreibt.

Die Ergebnisse dieser Arbeit verstehen wir nicht als abschließende Antworten, sondern als Einladung zur Weiterarbeit– mit den Menschen vor Ort, in Kooperation mit lokalen Akteur:innen, mit kritischem Blick auf Strukturen und mit Mut zu neuen Perspektiven. Denn Gemeinwesenarbeit in St. Pölten ist kein Zustand – sie ist ein Prozess mit offenem Ausgang. Doch gerade darin liegt ihr Potenzial: Sie kann mitgestaltet, verhandelt und solidarisch getragen werden – von unten, von innen und von allen, die dazugehören wollen.

Literatur

Agamben, Giorgio (2020): Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben. In: Folkers, Andreas / Lemke, Thomas (Hg.): Biopolitik: ein Reader. Berlin: Suhrkamp, 191–227.

Ambulatorium Sonnenschein (o.A.): Sozialpädiatrie Zentrum in St.Pölten – Therapien für Kinder mit Behinderung, <https://www.ambulatorium-sonnenschein.at/> [09.01.2025].

Amnesty International (2024): EU-Asylrechtsreform verabschiedet: Mehr Gewalt und weniger Schutz für Asylsuchende | Amnesty International Österreich, <https://www.amnesty.at/news-events/news/eu-asylrechtsreform-verabschiedet-mehr-gewalt-und-weniger-schutz-fuer-asylsuchende/> [10.02.2025].

Amnesty International (o.A.): Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (AEMR) | Amnesty International Österreich, <https://www.amnesty.at/themen/menschenrechte/die-allgemeine-erklaerung-der-menschenrechte-aemr/> [17.04.2025].

Amt der NÖ Landesregierung (2024): Thema „Wohnen für Menschen mit Behinderung“ - Sozialinfo - der Sozialratgeber in Niederösterreich, <https://sozialinfo.noel.gv.at/content/de/9/SearchResults.do?keyword=Wohnen+f%C3%BCr+Menschen+mit+Behinderung> [05.03.2024].

Anastasiadis, Maria (2019): Soziale Organisationen als Partizipationsräume. Zwischen Aktivierung, Ökonomisierung und Gestaltung: Perspektiven für die Soziale Arbeit. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Arendt, Hannah (2016): Wir Flüchtlinge. Stuttgart: Reclam.

Arnstein, Sherry R. (1969): A Ladder of Citizen Participation. In: Journal of the American Institute of Planners Vol. 35(4), 216-224.

Arzt, P. (2003): Grundsätze und Qualitätskriterien für Kinder- und Jugendbeteiligung/Mitbestimmung, <http://www.kija-noe.at/files/Beteiligungskriterien.pdf> [03.04.2025].

Asylkoordination (2025): Stopp der Familienzusammenführung? 7 Fragen 7 Antworten, <https://www.asyl.at/de/wir-informieren/7-fragen/stopp-der-familienzusammenfuehrung-7-fragen-7-antworten/> [16.04.2025].

Auer-Voigtländer, Katharina / Schmid, Tom (2017): Strukturgeleitete Textanalyse zur systematischen Arbeit mit großen strukturierten Interviewmengen. Ein Beitrag zur qualitativen Auswertung vorstrukturierter Datenmaterials. In: soziales_kapital., Jg. 18, 130–143.

Autismuszentrum Sonnenschein (2024): Autismuszentrum Sonnenschein in St.Pölten – Therapien für Autismus, <https://www.autismuszentrum-sonnenschein.at/> [09.01.2025].

Baur, Nina / Blasius, Jörg (2014): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.

Berger, Hilke / Ziemer, Gesa / Wildner, Kathrin (2018): Handlung statt Verhandlung: Kunst als

gemeinsame Stadtgestaltung. Berlin: Jovis.

Bieling, Claudia / Huber, Jule Marie / García-Martín, María / Plieninger, Tobias / Torralba, Mario (2023): Photovoice: Participatory research methods for sustainability - toolkit #8. In: GAIA - Ecological Perspectives for Science and Society. Nr. 4, Jg. 32, 386–388.

Bizeps (2013): Übersetzung der Handlungsempfehlungen der UN-Staatenprüfung Österreichs.

Boger, Mai-Anh (2020a): Wen als was anerkennen? Zum Verhältnis zwischen Anerkennungstheorie und Theorie der trilemmatischen Inklusion. In: Zeitschrift für Inklusion. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/553>

Boger, Mai-Anh (2020b): Mad Studies und/in/als Disability Studies. In: Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung., 41–55.

Boger, Mai-Anh (2017): Theorien der Inklusion – eine Übersicht. In: Zeitschrift für Inklusion. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/413>

Bogner, Alexander / Menz, Wolfgang (2005): Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion. In: Bogner, Alexander / Littig, Beate / Menz, Wolfgang (Hg. Innen): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Auflage, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 33-70.

Bohmeyer, Axel (2009): Inklusion und Exklusion in systemtheoretischer Perspektive. Ausleuchtung eines soziologischen Theoriedesign im Kontext des Erziehungssystems. In: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften., Jg. 50, 63–90.

Böhnisch, Lothar (2015): Zur Vorgeschichte der Offenen Jugendarbeit. In: Böhnisch, Lothar / Plakolm, Leonhard / Waechter, Natalia (Hg.): Jugend ermöglichen: zur Geschichte der Jugendarbeit in Wien. Wien: Mandelbaum-Verl, 137–141.

bOJA - Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit (2021): Offene Jugendarbeit in Österreich: Ein Handbuch. Wien: Mandelbaum Verlag.

Brotfabrik (o.A.): Community Cooking, <https://brotfabrik.wien/essen-trinken/community-cooking.html> [30.03.2025].

Bröckling, Ulrich (2013): Empowerment. In: Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (Hg.), Glossar der Gegenwart. 5. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 55-62.

Bundeskanzleramt (o.A.): Jugendpolitik: Fakten und Begriffe, <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/agenda/jugend/jugendpolitik/jugendpolitik-fakten-und-begriffe.html> [06.01.2025a].

Bundeskanzleramt (o.A.): Konvention zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau (CEDAW) - Bundeskanzleramt Österreich, <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/agenda/frauen-und-gleichstellung/internationale-frauenrechte-und-gleichstellung/konvention-zur-beseitigung-jeder-form-der-diskriminierung-der-frauen.html> [21.01.2025b].

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (o.A.): Schulen, Klassen und

Schüler/innen - Österreich 2018/19, https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulsystem/gd/schulstat_oester.html [23.07.2024].

Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2025): GESA gemeinnützige Sanierungs- und Beschäftigungs gmbH, <https://www.infoservice.sozialministerium.at/> [26.02.2025].

Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2024): Behindungs- und Teilhabestatistik, <https://www.sozialministerium.at/Themen/Soziales/Menschen-mit-Behinderungen/Behinderungs--und-Teilhabestatistik.html> [29.08.2024].

Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2022): Höhe des Pflegegeldes, <https://www.oesterreich.gv.at/themen/pflege/4/Seite.360516.html> [01.12.2024].

Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2019): UN-Behindertenrechtskonvention Zweiter und dritter Staatenbericht Österreichs.

Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2016): UN-Behindertenrechtskonvention Deutsche Übersetzung der Konvention und des Fakultativprotokolls.

Çalışkan, Selmin (2018): Frauen und Flucht: Vulnerabilität-Empowerment-Teilhabe. In: Heinrich-Böll Stiftung., 10–19.

Caritas (o.A.): Für lebendige und inklusive Nachbarschaften: Caritas Stadtteilarbeit, <https://www.caritas-stadtteilarbeit.at/> [30.03.2025a].

Caritas (o.A.): Grätzeleltern, <https://freiwillige.caritas-wien.at/informationen/freiwilligen-projekte/graetzeleltern> [30.03.2025b].

Club 81 (2025a): Geschichte, <https://www.club81.at/index.php/club81/geschichte> [01.02.2025].

Club 81 (2025b): Der Club 81, <https://www.club81.at/index.php/club81> [01.02.2025].

Cochrane, Logan / Corbett, Jon (2018): Participatory Mapping. In: Servaes, Jan (Hg.): Handbook of Communication for Development and Social Change. Singapore: Springer Singapore, 1–9. http://link.springer.com/10.1007/978-981-10-7035-8_6-1

Cohn, Miriam. 2014: Teilnehmende Beobachtung, In Bischoff, Christine / Oehme-Jüngling, Karoline / Leimgruber, Walter (Hg.) *Methoden der Kulturanthropologie*, 71-85.

Corbett, Jon (2009): Good practices in participatory mapping: a review prepared for the International Fund for Agricultural Development (IFAD).

Crampton, Jeremy W. (2010): Mapping: a critical introduction to cartography and GIS. Malden, Mass: Wiley-Blackwell.

Crampton, Jeremy W. (2001): Maps as social constructions: power, communication and visualization. In: Progress in human Geography. Nr. 2, Jg. 25, 235–252.

Curia (2022): Urteil des Gerichtshofs,

<https://curia.europa.eu/juris/document/document.jsf?text=&docid=263723&doclang=DE>
[16.04.2025].

Deinet, Ulrich / Krisch, Richard (2021): Das sozialräumliche Konzept in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich / Sturzenhecker, Benedikt / Von Schwanenflügel, Larissa / Schwerthelm, Moritz (Hg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 1053–1067. https://link.springer.com/10.1007/978-3-658-22563-6_73

Deinet, Ulrich (2010): Sozialräumliche Jugendarbeit und Gemeinwesenarbeit: Schwestern, aber keine Zwillinge!, <https://www.sozialraum.de/sozialraeumliche-jugendarbeit-und-gemeinwesenarbeit.php>.

Diakonie (o.A.): IBZ St. Pölten - Diakonie, <https://www.diakonie.at/unsere-angebote-und-einrichtungen/ibz-st.-poelten> [05.02.2025a].

Diakonie (o.A.): Miteinander leben - Werte teilen - Diakonie, <https://www.diakonie.at/unsere-angebote-und-einrichtungen/miteinander-leben-werte-teilen> [12.04.2025b].

Die Tagesstätte (2023): Arbeitsaufträge | Tagesstätte St. Pölten, <https://www.dietagesstaette.at/betreuungsangebot/raeume> [01.02.2025].

DPA (2024): Gesellschaft: Sozialwissenschaftlerin: Klassisches Ehrenamt stirbt aus. Die Zeit, 23.03.2024. <https://www.zeit.de/news/2024-03/23/sozialwissenschaftlerin-klassisches-ehrenamt-stirbt-aus>

Drochter, Rosanna / Fichtinger, Sophie / Gahleitner, Susanne / Kopp, Alexander / Kundrat, Elena / Minassians, Melina / Trestl, Michelle / Vettori, Hanna / Winkler, Alexandra (2020): Gemeinwesenarbeit: neu gedacht und selbstorganisiert. <https://phaidra.fhstp.ac.at/detail/o:4358>

EUR-lex (o.A.): Ihre Rechte – Schutz vor Diskriminierung. https://eur-lex.europa.eu/re-source.html?uri=cellar:5a511c88-b218-47b5-9f3e-4709d650e28b.0003.02/DOC_2&format=PDF

Europäische Union (2016): Konsolidierte Fassung des Vertrags über die Europäische Union und des Vertrags über die Arbeitsweise der Europäischen Union, https://eur-lex.europa.eu/legal-content/EN/TXT/?uri=oj:JOC_2016_202_R_0001 [10.02.2025].

Europäische Union (o.A.): Ziele und Werte | Europäische Union, https://european-union.europa.eu/principles-countries-history/principles-and-values/aims-and-values_de [09.02.2025].

Eurostat (2016): Glossary:Activity limitation, https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Glossary:Activity_limitation [22.08.2024].

Farkas, Lilla / O'Dempsey, Declain (2011): How to present a discrimination claim: handbook on seeking remedies under the EU non-discrimination directives. Luxembourg: Publ. Off. of the Europ. Union.

Farrokhzad, Schahrzad (2022): Arbeit von, für und mit geflüchteten Frauen bei agisra e. V. in Köln. In: Farrokhzad, Schahrzad / Scherschel, Karin / Schmitt, Melanie (Hg.): Geflüchtete Frauen: Analysen - Lebenssituationen - Angebotsstrukturen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 255–278. <https://link.springer.com/10.1007/978-3-658-35038-3>

Faul, Thomas / Heitzinger, Magdalena / Jarmer, Vanessa / Mayrhofer, Sandra / Reissig, Victoria / Reithofer, Josef / Schnetzinger, Julia / Trevino Lenz, Ana (2024): Gemeinwesenarbeit leicht gemacht. Ein Handbuch für Einsteiger:innen. St. Pölten: Fachhochschule St. Pölten.

FH St. Pölten (2025): Nachbarschaft stärken - Gemeinschaft leben - Forschung, <https://research.fhstp.ac.at/projekte/nachbarschaft-staerken-gemeinschaft-leben> [11.01.2025].

FHSTP (o.A.): Suchergebnis - Forschung, <https://research.fhstp.ac.at/suchergebnis?s=Gemeinwesenarbeit> [30.03.2025].

Freudenthaler, Teresa (2024): Werkstätten wollen „Lohn statt Taschengeld“, <https://noe.orf.at/stories/3243435/> [01.02.2025].

Fröhlich, Andreas (2014): Die Aktivitäten des täglichen Lebens (ATL). In: Schwere und mehrfache Behinderung-interdisziplinär., Jg. 1, 229–240.

Gahleitner-Gertz, Lukas (2024): EuGH-Entscheidung zu Afghanistan - 7 Fragen 7 Antworten, <https://www.asyl.at/de/wir-informieren/dossiers/eugh-entscheidung-zu-afghanistan---7-fragen-7-antworten/> [12.02.2025].

Galuske, Michael (2013): Methoden der Sozialen Arbeit. 10. Auflage, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Garten der Begegnung (o.A.): Garten der Begegnung-Gemeinsam Landwirtschaften, <https://www.gartenderbegegnung.com> [30.03.2025].

Gläser, Jochen / Laudel, Grit (2010): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. 4. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag.

Goering, Sara (2015): Rethinking disability: the social model of disability and chronic disease. In: Current Reviews in Musculoskeletal Medicine. Nr. 2, Jg. 8, 134–138.

Graaf, Gert de / Buckley, Frank / Skotko, Brian G. (2021): Estimation of the number of people with Down syndrome in Europe. In: European Journal of Human Genetics. Nr. 3, Jg. 29, 402–410.

Graber, Evan G. (2023): Entwicklung in der Adoleszenz, https://www.msdsmanu-als.com/de/profi/p%C3%A4diatrie/wachstum-und-entwicklung/entwicklung-in-der-adoleszenz?rule-redirectid=740utm_source=chatgpt.com [06.01.2025].

Graumann, Sigrid (2011): Assistierte Freiheit: von einer Behindertenpolitik der Wohltätigkeit zu einer Politik der Menschenrechte. Frankfurt am Main: Campus-Verl.

Grittmann, Elke / Hess, Sabine / Koopmann, Ulrike / Schwenken, Helen (2023): Gender, Flucht, Aufnahmepolitiken: Die vergeschlechtlichte In- und Exklusion geflüchteter Frauen*. In: Akdemir, Nevra / Elle, Johanna / Grittmann, Elke / Hess, Sabine / Koopmann, Ulrike / Müller, Daniela / Schwenken, Helen / Şenoğuz, H. Pinar / Ullmann, Johanna (Hg.): Gender, Flucht, Aufnahmepolitiken: Die vergeschlechtlichte In- und Exklusion geflüchteter Frauen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 1–32. https://doi.org/10.1007/978-3-658-40688-2_1

Grunert, Cathleen / Ludwig, Katja / Mey, Günter (2023): Editorial. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research. Nr. 2, Jg. 18, 143–147.

Grünhaus / Nutzinger / Sprajcer (2023): Zusammenfassung: Studie zur Bezahlung von Menschen mit Behinderung in Werkstätten– „Lohn statt Taschengeld“. https://www.wu.ac.at/fileadmin/wu/d/cc/npocompetence/09_NPO_Abgeschlossene_Projekte/LsT_Zusammenfassung_Leichte_Sprache_A2.pdf

GW St. Pölten (o.A.): Nachhaltigkeitsbericht 2013. https://www.gw-stpoelten.com/files/content/elements/downloads/20230920190027_nhb_gw-st.poelten_2013_letzstand_weboptimiert.pdf

Harley, J. Brian (2008): Maps, knowledge, and power. In: Geographic Thought.o.A.: Routledge, 129–148.

Harley, J. Brian (1989): Deconstructing the Map. In: Cartographica: The International Journal for Geographic Information and Geovisualization. Nr. 2, Jg. 26, 1–20.

Hartung, Susanne / Wihofszky, Petra / Wright, Michael T. (2020): Partizipative Forschung: ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer VS.

Herriger, Norbert (2022): Grundlagentext Empowerment (Vertiefung), In: socialnet GmbH. (Hg.), <https://www.empowerment.de/grundlagen/> [20.03.2025].

Hinte, Wolfgang / Kreft, Dieter (2005): Sozialraumorientierung. In: Kreft, Dieter / Mielenz, Ingrid (Hg.Innen): Wörterbuch Soziale Arbeit. 3. Auflage, Weinheim/München.

Höhn, Marco (2002): Teilnehmende Beobachtung in Jugendkulturen. In: Karmasin, Matthias /Höhn, Marco (Hg.): Die Zukunft der empirischen Sozialforschung. 1. Aufl., Graz: Nausner & Nausner, 67-90.

Hübner, Kerstin (2016): Kulturelle Bildung - Bildungskonzepte für mehr Teilhabegerechtigkeit und soziale Inklusion. In: Nr. 02, 10.

Institut für Demoskopie Allensbach (2015): Jugend/Kunst/Erfahrung: eine Repräsentativbefragung des Instituts für Demoskopie Allensbach (IfD) initiiert vom Rat für kulturelle Bildung, ergänzt um repräsentative Ergebnisse aus einer parallelen IfD-Bevölkerungsumfrage. Essen: Rat für Kulturelle Bildung.

Integrationsfonds (2024): Frauen. Migration & Integration., https://www.integrationsfonds.at/fileadmin/content/AT/monitor/OEIF_StatBro_Frauen_2024_WEB_FINAL.pdf [24.03.2025].

jugendundlebenswelt.at (o.A.): Leitbild, <https://www.jugendundlebenswelt.at/leitbild/> [22.04.2025a].

jugendundlebenswelt.at (o.A.): St. Pölten, <https://www.jugendundlebenswelt.at/lila/standorte/stp/> [02.02.2025b].

jugendundlebenswelt.at (o.A.): Jugendberatung St. Pölten, <https://www.jugendundlebenswelt.at/jugendberatung/> [02.02.2025c].

Keeley, Caren / Bernasconi, Tobias (2023): Digital participation and digital education for people with profound and multiple disabilities and complex communication needs. In: *Frontiers in Communication.*, Jg. 8, 1229384.

Kersting, Daniel (2020): ‚Flüchtling‘ Einführung in einen umkämpften Begriff. In: Kersting, Daniel / Leuoth, Marcus (Hg.): *Der Begriff des Flüchtlings: Rechtliche, moralische und politische Kontroversen.* Stuttgart: J.B. Metzler, 1–40. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-476-04974-2>

Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian (2013): Sozialraumarbeit. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hg.): *Handbuch Gemeinwesenarbeit: Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden ; Deutschland - Schweiz - Österreich.* Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich, 128–140.

Klinikguide (2021): Universitätsklinikum St. Pölten. <https://www.klinikguide.at/krankenhaus/universitaetsklinikum-st-poelten/>

Köbsell, Swantje (2016): Doing Dis_ability: Wie Menschen mit Beeinträchtigungen zu „Behinderten“ werden. In: *Managing Diversity: Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung.*, 89–103.

Kohlenberger, Judith (2024): Migrationspolitik: Europäische Union lagert Asylverantwortung zunehmend aus, <https://www.boell.de/de/2024/10/15/migrationspolitik-europaeische-union-lagert-asylverantwortung-zunehmend-aus> [09.02.2025].

Kohlenberger, Judith / Heyne, Sophia / Rengs, Bernhard / Buber-Ennser, Isabella (2022): *Soziale Inklusion geflüchteter Frauen: Zur Rolle der Familie und Familienarbeit.* 1. Auflage, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. <https://www.nomos-elibrary.de/index.php?doi=10.5771/9783748931331>

Kohlenberger, Judith (2022): *Das Fluchtparadox: über unseren widersprüchlichen Umgang mit Vertreibung und Vertriebenen.* Wien: Kremayr & Scheriau.

Krause, Ulrike (2017): Die Flüchtling – der Flüchtling als Frau. In: Eppenstein, Thomas / Ghaderi, Cinur (Hg.): *Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge.* Wiesbaden: Springer VS, 79–93. https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-658-15741-8_5

Kuckartz, Udo / Rädiker, Stefan (2022): *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung: Grundagentexte Methoden.* 5. Auflage, Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Ladstätter, Martin (2017): Wird sich Bildungsministerin Sonja Hammerschmid wirklich für Inklusion einsetzen?, <https://www.bizeps.or.at/wird-sich-bildungsministerin-sonja-hammerschmid-wirklich-fuer-inklusion-einsetzen/> [23.07.2024].

Lamei, Nadja / Karacam, Nühübe (2023): *Jugend in Zahlen.*

Landkammer, Nora (2012): Vermittlung als kollaborative Wissensproduktion und Modelle der Aktionsforschung. In: Settele, Bernadett / Mörsch, Carmen / Anderegg, Elfi / Baum, Jacqueline / Florenz, Beate / Jakob, Ursula / Kudorfer, Susanne / Landkammer, Nora / Lang, Christoph / Lüber, Heinrich / microsillons / Paroni, Emilio / Gavranic, Cynthia (Hg.): *Kunstvermittlung in*

Transformation. Zürich: Scheidegger & Spiess.

Liebentritt, Sabine (2015): Von der Arge JUZI zum bundesweiten Netzwerk Offene Jugendarbeit (bOJA). In: Böhnisch, Lothar / Plakolm, Leonhard / Waechter, Natalia (Hg.): Jugend ermöglichen: zur Geschichte der Jugendarbeit in Wien. Wien: Mandelbaum-Verl, 375–381.

Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung (2013): Inklusion - Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung, <https://inclusion.fhstp.ac.at/ueber-das-institut2/inklusion> [28.03.2025].

Luhmann, Niklas (1995): Soziologische Aufklärung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Lüttringhaus, Maria (2000): Stadtentwicklung und Partizipation. Fallstudien aus Essen Katernberg und der Dresdner Äusseren Neustadt. Bonn: Stiftung Mitarbeit

Maaß, Christiane / Rink, Isabel (2020): Barrierefreiheit. In: Behinderung: Kulturwissenschaftliches Handbuch., 39–43.

Magistrat St. Pölten/Bürgerservice (2024): LUP Fahrplanheft 2025. https://www.st-poelten.at/images/Verkehr/LUP_Umleitungen/LUP_Fahrplanheft_2025.pdf

Maiss, Maria (2010): Ethical learning and ethical deliberation in social work. In: ETHICAL DILEMMAS IN SOCIAL WORK International Perspective. Ljubljana: Faculty of Social Work, University of Ljubljana, 39–61.

Manahl, Caroline (2022): Die Bedeutung des lokalen Kontexts für die soziale Teilhabe geflüchteter Frauen – Ländliche Räume als Potenzial? In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Nr. 2, Jg. 47, 133–154.

Mapping For Rights (2020): Participatory mapping. <https://www.mappingforrights.org/participatory-mapping/>

Mayer, Thomas (2024): Der EU-Migrationspakt ist brauchbar – und besser als nichts, <https://www.derstandard.at/story/3000000215345/der-eu-migrationspakt-ist-brauchbar-und-besser-als-nichts> [10.02.2025].

Meierschitz, Christina (2023a): UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen – Österreichischer Behindertenrat, <https://www.behindertenrat.at/gleichbehandlung-und-nicht-diskriminierung/grundlagen/un-behindertenrechtskonvention/> [27.03.2025].

Meierschitz, Christina (2023b): Brauchen wir eine „besondere“ Schule für Kinder mit Behinderungen? – Österreichischer Behindertenrat, <https://www.behindertenrat.at/2023/02/brauchen-wir-die-sonderschule/> [23.07.2024].

Mensch und Arbeit (o.A.): 0>Handicap | Menschen und Arbeit, <https://menschenundarbeit.at/projekte/0handicap> [01.02.2025a].

Mensch und Arbeit (o.A.): 0>Handicap: Projekt hilft Menschen mit Behinderung zur Fixanstellung | Menschen und Arbeit, <https://menschenundarbeit.at/presse/0handicap-projekt-hilft-menschen-mit-behinderung-zur-fixanstellung> [01.02.2025b].

Meusner, Michael / Nagel, Ulrike (2005): ExpertInneninterviews -vielfacherprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Bogner, Alexander / Littig, Beate / Menz, Wolfgang (Hg.Innen): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Auflage, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 71-94.

Meyer, Thomas (2000): Was ist Politik? Opladen: Leske + Budrich.

Mieg, Harald A. / Näf, Matthias (2005): EXPERTENINTERVIEWS in den Umwelt- und Planungswissenschaften. Eine Einführung und Anleitung. http://www.metropolenforschung.de/download/Mieg_Experteninterviews.pdf [04.02.2025].

Moser, Sonja (2010): Beteiligt sein. Partizipation aus der Sicht von Jugendlichen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Möller, Kurt (2002): Bürger(gesell)schaftliches Engagement als Herausforderung für Soziale Arbeit –Theoretische Grundlegungen. In: Möller, Kurt (Hg.): Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft? Soziale Arbeit als Unterstützung bürgerschaftlichen Engagements. Opladen: Leske + Budrich, 29-50.

Niederösterreichische Verkehrsorganisationsgesellschaft (2025): Impressum, <https://www.maria-zellerbahn.at/impressum-mzb> [09.01.2025].

Nieß, Meike (2016): Partizipation aus Subjektperspektive. Zur Bedeutung von Interessenvertretung für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Wiesbaden: Springer VS.

Nirje, Bengt (1999): Das Normalisierungsprinzip und seine Missverständnisse.o.A.: Lebenshilfe Österreich, Bundesvereinigung für Menschen mit Geistiger und ihre Familien.
o.A. (2000): Kinderlachen im „Mini Club 81“. Kronen Zeitung, 01.03.2000.

ORF (2024): EuGH: Häusliche Gewalt ist Fluchtgrund für Frauen, <https://orf.at/stories/3345807/> [12.02.2025].

ORF (2022): 1971: Zusammenlegung von Gemeinden. <https://on.orf.at/video/14162941/1971/1971-zusammenlegung-von-gemeinden>

Österreichische Bundesbahnen (2024): Niederösterreich, <https://bahnhof.oebb.at/de/niederoesterreich> [08.01.2025].

Österreichischer Behindertenrat (2018): Bericht zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen in Österreich anlässlich des 2. taatenberichtsverfahrens vor dem UN-Ausschuss über die Rechte von Menschen mit Behinderungen.

Parker, Brenda (2006): Constructing Community Through Maps? Power and Praxis in Community Mapping. In: The Professional Geographer. Nr. 4, Jg. 58, 470–484.

Pro Asyl (o.A.): EU-Asylpolitik, <https://www.proasyl.de/thema/eu-asylpolitik/> [09.02.2025a].

Pro Asyl (o.A.): Es ist kalt an Europas Grenzen, <https://www.proasyl.de/thema/es-ist-kalt-an-europas-grenzen/mehr-zu-pushbacks/> [10.02.2025b].

PVZ St. Pölten Nord (o.A.): PVZ St. Pölten Nord – Primärversorgungszentrum St. Pölten Nord. <https://pvznord.com/>

Qualify for Hope (o.A.): AusbildungsFit Qualify for Hope (St. Pölten) › KOST Niederösterreich - Koordinierungsstelle AusBildung bis 18, <https://www.kost-niederoesterreich.at/coaching-und-begleitung/qualify-for-hope/> [05.02.2025].

Rabel, Andreas (2024): Über Organisationsgrenzen hinausdenken. Am Beispiel der Campus Bibliothek und der ASO Nord.

Rechtsinformationssystem des Bundes (2022): RIS - Strafgesetzbuch § 97 - Bundesrecht konsolidiert, Fassung vom 16.06.2022, <https://www.ris.bka.gv.at/NormDokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10002296&FassungVom=2022-06-16&Artikel=&Paragraf=97&Anlage=&Uebergangsrecht=> [13.09.2024].

Riede, Milena (2019): Gemeinwesenarbeit als demokratiefördernde Brückenbauerin. In: Schnur, Olaf / Drilling, Matthias / Niermann, Oliver (Hg.): Quartier und Demokratie: Theorie und Praxis lokaler Partizipation zwischen Fremdbestimmung und Grassroots. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-658-26235-8>

Riede, Milena (2016): Gemeinwesenarbeit als Brückenbauerin. In: Soziale Arbeit. Nr. 9, Jg. 65, 325–332.

Riede, Milena (o.A.): Brückenbau und Demokratieförderung durch Gemeinwesenarbeit in heterogenen Nachbarschaften, <https://www.sozialraum.de/brueckenbau-und-demokratiefoerderung-durch-gemeinwesenarbeit-in-heterogenen-nachbarschaften.php> [11.04.2025].

Rodriguez y Romero, Joachim (2024): Die Geschichte der Graffiti-Kunst, <https://www.kunst-plaza.de/street-art/geschichte-der-graffiti-kunst/> [19.01.2025].

Rohrmann, Albrecht / Schädler, Johannes / Kempf, Matthias / Konieczny, Eva / Windisch, Marcus / Frensch, Lena Marie / Kaiser, Mario (2014): Inklusive Gemeinwesen planen: eine Arbeitshilfe.o.A.: Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen.

Rohrmann, Albrecht (2014): Die Entwicklung inklusiver Gemeinwesen als Chance für Kommunen. In: Kroneberg, Dirk Willem (Hrsg.): Inklusion–Chance und Herausforderung für Kommunen. Berlin: Verlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge eV. S., 26–40.

Runkel, Gunter / Burkart, Günter (2005): Funktionssysteme der Gesellschaft: Beiträge zur Systemtheorie von Niklas Luhmann. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schnurr, Stefan (2018a): Partizipation. In: Graßhoff, Gunther / Renker, Anna / Schröer, Wolfgang (Hg.), Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: Springer VS, 631-648.

Schuppener, Saskia / Koenig, Oliver / Buchner, Tobias / Leonhardt, Nico (2020): Gemeinsam Forschen: Forschung mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. 1. Auflage, Berlin: Bundesvereinigung Lebenshilfe e. V.

Seckinger, Mike (2018): Empowerment. In: Otto, Hans-Uwe / Thiersch, Hans / Treptow, Rainer / Ziegler, Holger (Hg.), Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag, 307-314.

Seifert, Monika (2010): Das Gemeinwesen mitdenken–Herausforderungen für die Behindertenhilfe. In: Stein, AD. et al.(Hg.): Integration und Inklusion auf dem Weg ins Gemeinwesen, Bad Heilbrunn., 32–50.

Sing, Eva (2013): Entwicklungen der Gemeinwesenarbeit in Österreich. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit: Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Deutschland – Schweiz – Österreich.o.A.: Verlag Barbara Budrich, 213–221. <http://www.jstor.org/stable/10.2307/j.ctvddzphq>

spiegel.de (2017): SPIEGEL Kultur, <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/jean-michel-basquiat-110-millionen-dollar-bei-sotheby-s-fuer-ein-bild-gezahlt-a-1148410.html> [19.01.2025].

St. Pölten (2021): Fünf Jahre Diversity Café, <https://www.st-poelten.at/news/68-presse/16188-fuenf-jahre-diversity-cafe> [05.02.2025].

St. Pölten (o.A.): Steppenwolf, <https://www.st-poelten.at/freizeit/aktivitaeten/jugendtreffs/8533-step-penwolf> [12.04.2025].

Statistics Austria (2024): Migration & Integration. Zahlen, Daten, Indikatoren 2024., [https://www.statistik.at/fileadmin/user_upload/Migration und Integration 2024.pdf](https://www.statistik.at/fileadmin/user_upload/Migration_und_Integration_2024.pdf) [24.03.2025].

Statistik Austria (2024a): Pflegegeldbezieher:innen nach Bundesländern und Ausland 2014-2023, Jahresdurchschnitt. [https://www.statistik.at/fileadmin/pages/345/PG-Bezieher innen Bundeslaender Ausland 2014-2023.ods](https://www.statistik.at/fileadmin/pages/345/PG-Bezieher_innen_Bundeslaender_Ausland_2014-2023.ods)

Statistik Austria (2024b): Bevölkerung zu Jahresbeginn nach administrativen Gebietseinheiten (Bundesländer, NUTS-Regionen, Bezirke, Gemeinden) 2002 bis 2024 (Gebietsstand 1.1.2024). [https://www.statistik.at/fileadmin/pages/405/Bev Zeitreihe Jahresbeginn Gebietseinheiten 2024.ods](https://www.statistik.at/fileadmin/pages/405/Bev_Zeitreihe_Jahresbeginn_Gebietseinheiten_2024.ods)

Statistik Austria im Auftrag vom Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, / Pflege und Konsumentenschutz (2024): Menschen mit Behinderungen in Österreich I: Erhebungsübergreifende Datenauswertung aktueller Befragungen anhand des GALI-Indikators zu gesundheitsbedingten Einschränkungen bei Alltagsaktivitäten als Stellvertretervariable für Behinderung.

Stövesand, Sabine (2019): socialnet Lexikon: Gemeinwesenarbeit | socialnet.de, <https://www.socialnet.de/lexikon/Gemeinwesenarbeit> [26.11.2024].

Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph (2013): Gemeinwesenarbeit als Konzept Sozialer Arbeit eine Einleitung. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit: Traditionen und Positionen, Konzepte und Methoden. Deutschland – Schweiz – Österreich.o.A.: Verlag Barbara Budrich, 14–36. <http://www.jstor.org/stable/10.2307/j.ctvddzphq>

st-poelten.at (2024a): Steppenwolf, <https://www.st-poelten.at/freizeit/aktivitaeten/jugendtreffs/8533-steppenwolf> [02.02.2025].

st-poelten.at (2024b): Schultypen, <https://www.st-poelten.at/gv-buergerservice/bildung/schultypen> [08.01.2025].

st-poelten.at (2024c): Weiterbildung, <https://www.st-poelten.at/gv-buergerservice/bildung/weiterbildung> [08.01.2025].

st-poelten.at (2024d): Barrierefreier LUP, <https://www.st-poelten.at/gv-buergerservice/behinderung/barrierefreies-st-poelten/barrierefreier-lup> [09.01.2025].

st-poelten.at (2024e): Skateanlagen – St. Pölten, <https://www.st-poelten.at/freizeit/sport/sportstaeten/58-skateanlagen> [27.01.2025].

st-poelten.at (2024f): Spielplätze in St. Pölten, <https://www.st-poelten.at/freizeit/aktivitaeten/parks-spielplaetze/122-spielplaetze-in-st-poelten> [12.01.2025].

st-poelten.at (2023): Adressen Kindergärten, <https://www.st-poelten.at/gv-buergerservice/familie/kinder-und-jugend/adressen-kindergaerten> [08.01.2025].

st-poelten.at (2019): Little Phönix, <https://www.st-poelten.at/freizeit/aktivitaeten/jugendtreffs/8530-little-phoenix> [02.02.2025].

Straßburger, Gaby / Rieger, Judith (2014): Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Stritzl, Fransiska (2024): Spratzern, Zugverbindung: Kein Halt zwischen St. Pölten und Wilhelmsburg, https://www.meinbezirk.at/st-poelten/c-lokales/kein-halt-zwischen-st-poelten-und-wilhelmsburg_a6784170 [08.01.2025].

Stritzl, Franziska (2021): Neue Rampe für den Lakesidepark, https://www.meinbezirk.at/st-poelten/c-lokales/neue-rampe-fuer-den-lakesidepark_a4547051 [27.01.2025].

Tangente St.Pölten (o.A.): Stadtprojekte, <https://www.tangente-st-poelten.at/de/programm/stadtprojekte> [06.02.2025].

Thiersch (2002) Positionsbestimmungen der sozialen Arbeit: Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim: Juventa.

Thole, Werner / Hübner, Kerstin (2022): Kultur, Soziale Arbeit und Kulturelle Bildung: Überlegungen zu nicht immer erinnerten Zusammenhängen. In: Sozial Extra. Nr. 6, Jg. 46, 428–434.

Trips-Hebert, Roman / Prantz, Antje (2008): Spätabtreibungen und Strafrecht. <https://www.bundestag.de/resource/blob/503722/b20bfc9157f0bbfe8158fe1fdd4d3769/Spaetabtreibungen-und-Strafrecht.pdf>

Umachandran, Mathura (2023): Colonial Cartography and the Classical Imagination: Mapping Critique and Dreaming Ancient Worlds. In: Critical Ancient World Studies.o.A.: Routledge, 141–155.

Unabhängiger Monitoringausschuss der Republik Österreich (2023): Sonderbericht Art. 24 – Bildung Anlässlich der 2. Staatenprüfung der Republik Österreich durch den UN-Fachausschuss. <https://www.monitoringausschuss.at/wp-content/uploads/2023/06/UMA-Sonderbericht-Artikel-24->

UN-BRK-korrigiert-19.06.pdf

Unger, Hella von / Block, Martina / Wright, Michael T. (2007): Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum: zur Geschichte und Aktualität eines kontroversen Ansatzes aus Public Health Sicht.

Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

UNHCR (1951): Die Genfer Flüchtlingskonvention, <https://www.unhcr.org/at/was-wir-tun/fluechtlingsschutz/die-genfer-fluechtlingskonvention> [13.01.2025].

UNHCR (o.A.): Frauen auf der Flucht, <https://www.unhcr.org/at/frauen-auf-der-flucht> [13.01.2025a].

UNHCR (o.A.): Genfer Flüchtlingskonvention, https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/uploads/media/GFK_Pocket_2015.pdf [11.02.2025b].

UNICEF Belgrade (2021): Good practice guide on building an inclusive playground. Beograd, Serbien. <https://www.unicef.org/serbia/media/18911/file/Gude%20for%20the%20Construction%20of%20Inclusive%20Children%E2%80%99s%20Playgrounds.pdf>

UNO (o.A.): Flüchtlingszahlen, <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/informieren/fluechtlingsszahlen> [13.01.2025a].

UNO (o.A.): Frauen auf der Flucht, <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/hilfe-weltweit/fluechtlingsschutz/fluechtlingssfrauen> [13.01.2025b].

Urlicic, Vesna (2019): Spielen ohne Barrieren. öffentliche Spielplätze barrierefrei und integrativ. St. Pölten: NÖ Familienland GmbH. https://www.noefamilienland.at/fileadmin/user_upload/Dokumente/Begegnung-Bewegung/Spielen-ohne-Barrieren-Handbuch-NOE-Familienland.pdf

Verein Wiener Jugendzentren (2020): Wirkungskonzept 2.0.

Verein zur Unterstützung des Unabhängigen Monitoringausschuss (2023): Ergebnis der UN-Staatenprüfung: Österreich setzt UN-Behindertenrechtskonvention besorgniserregend wenig um. <https://www.monitoringausschuss.at/aktuelles/ergebnis-der-un-staatenpruefung-oesterreich-setzt-un-behindertenrechtskonvention-besorgniserregend-wenig-um/>

Vereinte Nationen (2024): Vereinte Nationen: Menschenrechtsabkommen, <https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/menschenrechtsschutz/deutschland-im-menschenrechtsschutzsystem/vereinte-nationen/vereinte-nationen-menschenrechtsabkommen> [22.07.2024].

Vereinte Nationen (2023a): Abschließende Bemerkungen zum kombinierten zweiten und dritten periodischen Bericht Österreichs.

Vereinte Nationen (2023b): Abschließende Bemerkungen zum kombinierten zweiten und dritten periodischen Bericht Österreichs (CRPD/C/AUT/CO/2-3).

Vettori, Hanna / Winkler, Alexandra (2022): Gemeinwesenarbeit zielgruppenübergreifend und

selbstorganisiert:: Zukunftsbilder für St. Pölten und andere Sozialräume. In: soziales_kapital., Jg. 26, 282–299.

Vettori, Hanna (2020): Zielgruppenübergreifende Selbstorganisation - Frischer Wind für die Gemeinwesenarbeit? In: Drochter, Rosanna / Fichtinger, Sophie / Gahleitner, Susanne / Kopp, Alexander / Kundrat, Elena / Minassians, Melina / Trestl, Michelle / Winkler, Alexandra: Gemeinwesenarbeit: neu gedacht und selbstorganisiert. St. Pölten, 240–269. <https://phaidra.fhstp.ac.at/detail/o:4358>

Vieth, Nicole (2021): Das Trilemma der Inklusion (Transkript zum Video).

Von Köppen, Marilena / Schmidt, Kristina / Tiefenthaler, Sabine (2020): Mit vulnerablen Gruppen forschen–ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte. In: Partizipative Forschung: Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden., 21–62.

Von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://link.springer.com/10.1007/978-3-658-01290-8>

Wagner, Thomas (2017): Partizipation. In: Kessl, Fabian / Kruse, Elke / Stövesand, Sabine / Thole, Werner(Hg.Innen): Soziale Arbeit – Kernthemen und Problemfelder. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich, 43-51.

Waldschmidt, Anne (2005): Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? In: Psychologie und Gesellschaftskritik. Nr. 1, Jg. 29, 9–31.

Weber-Schigutt, Elisabeth (2024): Ausgewählte Gebiete aus dem Zivilrecht: Personenrecht, Familienrecht, Kinder- und Jugendhilfe, Erbrecht, Erwachsenenschutz.

Wendt, Wolf Rainer (2020): Kurze Geschichte der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.

Werilly, Bianca (2021): LUP-Haltestelle in St. Pölten: Ein Hindernis für Rollstuhlfahrer, https://www.meinbezirk.at/st-poelten/c-lokales/ein-hindernis-fuer-rollstuhlfahrer_a5011534 [09.01.2025].

Wihofszky, Petra / Hartung, Susanne / Allweiss, Theresa / Bradna, Monika / Brandes, Sven / Gebhardt, Birte / Layh, Sandra (2020): Photovoice als partizipative Methode: Wirkungen auf individueller, gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene. In: Partizipative Forschung: Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden., 85–141.

Wöhrer, Veronika / Arztmann, Doris / Wintersteller, Teresa / Harrasser, Doris / Schneider, Karin (2017): Partizipative Aktionsforschung mit Kindern und Jugendlichen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-658-13781-6>

World Health Organisation (2020): Disability, <https://www.who.int/health-topics/disability> [16.08.2024].

Wunder, Michael (2025): Was heißt Eugenik? | Gedenkort T4, <https://gedenkort-t4.eu/wissen/was-heisst-eugenik> [11.03.2025].

Wright, Michael / Block, Martina / Unger, Hella von (2007): Stufen der Partizipation in der Gesundheitsförderung. In: Gesundheit Berlin (Hg.): Dokumentation 13. bundesweiter Kongress Armut und Gesundheit. Berlin

Wurzinger, Christina (2016): Unabhängiger Monitoringausschuss zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Stellungnahme De-Institutionalisierung.

ZHdK (o.A.): Aktionsforschung | ZHdK.ch, <https://www.zhdk.ch/forschung/ehemalige-forschungsinstitute-7626/iae/glossar-972/aktionsforschung-3810> [30.12.2024].

Daten

B1, Beobachtungsprotokoll 1, verfasst von Pascal Schut, Beobachtung am 29.09.2024 im IBZ-Diakonie St. Pölten.

B2, Beobachtungsprotokoll 2, verfasst von Anjali Siri Arthofer, Beobachtung am 25.10.2024 im IBZ-Diakonie St. Pölten.

B3, Beobachtungsprotokoll 3, verfasst von Anjali Siri Arthofer, Beobachtung am 08.11.2025 im IBZ-Diakonie St. Pölten.

W1, WhatsApp 1 an Teilnehmerin Zahra, verfasst von Anjali Siri Arthofer (12.01.2025)

W2, WhatsApp 2 an Teilnehmerin Halima, verfasst von Anjali Siri Arthofer (03.12.2024)

W3, WhatsApp 3 an Teilnehmerin Dalal, verfasst von Anjali Siri Arthofer (03.12.2024)

Jahresbericht Mini Club 81 2005

Kronen Zeitung 2000

Projektbeschreibung Mini Club 81

TI1, Transkript Interview Helene Macho, erstellt von Pascal Schut, September 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

TI2, Transkript Interview Josef Schoisengeyer, erstellt von Pascal Schut, Dezember 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

TI3, Transkript Interview Steppenwolf, erstellt von Pascal Schut, Oktober 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

TI4, Transkript Interview Mag. Martina Eigelsreiter, erstellt von Pascal Schut, August 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

TI5, Transkript Interview Mag.^a Nina Cservenka, erstellt von Pascal Schut, Dezember 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

TI6, Transkript Interview Samara Albini und Belina Diem, erstellt von Anjali Siri Arthofer, November 2024, Zeilen durchgehend nummeriert.

Ausgefüllte Auswertungsmatrix

Abbildungen

Abbildung 1: Streetart (ebd.).....	22
Abbildung 2: Basquiat (Singular).....	23
Abbildung 3: Camberwell Chalk Map (Kimbalbumstead).....	51
Abbildung 4: Virginia Li & Caroline Wang (Photovoice Worldwide)	55
Abbildung 5: Flyer Photovoice-Workshop (eigene Darstellung)	60
Abbildung 6: Fahrplan 1. Workshop (eigene Aufnahme)	63
Abbildung 7: Ablauf Photovoice-Workshop (eigene Aufnahme)	64
Abbildung 8: Themenfindung (eigene Aufnahme)	65
Abbildung 9: Ablauf 2. Workshop (eigene Aufnahme)	67
Abbildung 10: Fragen (eigene Aufnahme).....	67
Abbildung 11: Clustern (eigene Aufnahme).....	68
Abbildung 12: Ablaufmodell (ebd.)	90
Abbildung 13: Analyseformen (ebd.:147)	93
Abbildung 14: Legende Community Map (eigene Aufnahme)	155
Abbildung 15: Codebaum - Community Map (eigene Darstellung)	157
Abbildung 16: Community Map 1 (eigene Aufnahme)	161
Abbildung 17: Community Map 2 (eigene Aufnahme)	162
Abbildung 18: Zeitungsartikel (St. Pölten Konkret)	171
Abbildung 19: Mini Club 81 im Steppenwolf (Jahresbericht).....	175
Abbildung 20: Mini Club 81 im Steppenwolf 2 (Jahresbericht).....	176
Abbildung 21: Strategien zur Förderung von Inklusion (eigene Darstellung)	179
Abbildung 22: Praxisorientierte Methoden (eigene Darstellung)	183
Abbildung 23: Ressourcen und Herausforderungen (eigene Darstellung)	185
Abbildung 24: Soziale und kulturelle Teilhabe (eigene Darstellung)	187
Abbildung 25: Räumliche Dimensionen der Inklusion (eigene Darstellung).....	189
Abbildung 26: Fortschritte und Defizite (eigene Darstellung).....	190
Abbildung 27: Zusammenfassende Potenziale (eigene Darstellung).....	194
Abbildung 28: Mindmap - Inklusiver Spielplatz (eigene Darstellung)	202
Abbildung 29: Vogel (Aufnahme Dalal)	207
Abbildung 30: Radieschen (Aufnahme Halima).....	208
Abbildung 31: Rosen (Aufnahme Dalal)	209
Abbildung 32: Insel (Abbildung Halima - KI).....	211
Abbildung 33: Balkon (Aufnahme Dalal).....	212
Abbildung 34: Strand (Aufnahme Zahra).....	213

Abbildung 35: Spielplatz (Aufnahme Halima)	218
Abbildung 36: Teestunde (Aufnahme Zahra).....	219
Abbildung 37: Flyer Projektvernissage (eigene Darstellung)	226
Abbildung 38: Stand auf der Projektvernissage (eigene Aufnahme).....	227

Tabellen

Tabelle 1: Basis-Auswertungmatrix.....	80
Tabelle 2: Auswertungmatrix.....	81

Anhang

Beobachtungsprotokoll 1

Workshop: Photovoice-Workshop

Datum: 27.09.2024

Ort: Diakonie St. Pölten

Geplanter Beginn: 14:00 Uhr

Tatsächlicher Beginn: ca. 14:30 Uhr

Anwesende:

- 3 syrische Frauen
 - 1 Kind (Sohn einer Teilnehmerin)
 - 1 Dolmetscherin
 - Anjali (Workshopleiterin)
 - Beobachterin (ich)
-

Planung und Ablauf

Der Workshop war im Vorfeld klar strukturiert, und die Tagesordnung wurde auf einem Whiteboard festgehalten. Die geplanten Punkte waren:

- Vorstellung des Projekts und der Methode
- Organisatorisches
- Vorstellungsrunde
- Erwartungen und Wünsche
- Pause
- Themenfindung/Brainstorming: „Was wollt ihr fotografieren?“
- Pause
- Nächste Schritte
- Festlegung des nächsten Termins: 25.10.2024
- Abschluss

Darüber hinaus wurde der gesamte Ablauf des Projekts erklärt:

1. Thema finden
2. Fotografieren
3. Fotos in der Gruppe besprechen
4. Fotoausstellung
5. Ergebnisse präsentieren

Anjali schrieb sowohl die Tagesordnung als auch den Projektablauf in klaren Stichpunkten an das Whiteboard, was den Teilnehmerinnen helfen sollte, die Struktur des Workshops nachzuvollziehen.

Eindrücke und Beobachtungen

Ankunft und Einstieg

Der Workshop begann verspätet, da die Teilnehmerinnen erst um ca. 14:30 Uhr vollständig anwesend waren und es nicht klar war ob wir noch auf weitere Teilnehmerinnen warten sollen, da es keine offizielle Anmeldung zur Workshop gab. Obwohl keine der Frauen genau wusste, worum es gehen würde, war die Stimmung beim Empfang herzlich und positiv. Bereits im Vorfeld waren Flyer im Vorraum der Diakonie ausgehängt worden, die auf den Workshop aufmerksam machten. Die Dolmetscherin trug entscheidend zu einer angenehmen Startatmosphäre bei, indem sie vor Beginn mit den Frauen sprach und erste Fragen beantwortete. Manchmal war für die anderen Anwesenden nicht klar, worum es in diesen Gesprächen ging, da sie sich auf Arabisch unterhielten.

Anjali stellte das Projekt schließlich in einfacher deutscher Sprache vor, während die Dolmetscherin simultan auf Arabisch übersetzte. Beide agierten dabei mit großer Geduld, was den Teilnehmerinnen sichtlich half, sich wohler zu fühlen. Die Einwilligungserklärung, ein essenzieller Teil des Projekts, wurde anschließend ausgeteilt, detailliert erklärt und von allen Teilnehmerinnen unterschrieben. Dieses Thema führte zu einer unerwartet lebhaften Diskussion über die Unterschiede zwischen Syrien und Österreich. Einige Teilnehmerinnen bemerkten mit Lachen: „In Syrien gibt es sowas gar nicht“ und „In Syrien darf man alles fotografieren“. Die Datenschutzerklärung wurde als typisch österreichisch bezeichnet, was die gesamte Gruppe zum Lachen brachte und die Stimmung weiter lockerte.

Die Datenschutzerklärung stellte eine Hürde da, da die Frauen zB ihre Adresse nicht wussten oder nicht wussten wie sie die Adresse schrieben.

Währenddessen spielte das Kind einer Teilnehmerin ruhig mit einer Tasche und hielt sich meist in der Nähe seiner Mutter auf. Es lenkte kaum vom Workshop ab und verhielt sich sehr ruhig.

Vorstellungsrunde

- Jede Teilnehmerin stellte sich kurz vor:
 - Eine Frau berichtete, dass sie nur wenig Deutschkenntnisse habe und Schwierigkeiten beim Lernen der Sprache erlebe. Sie wünschte sich spezifischere Kurse.
 - Eine andere Teilnehmerin erzählte, dass sie aufgrund des Krieges keine Schule in Syrien besuchen konnte. Sie beschrieb, wie wichtig ihr das Lernen im Alltag sei.
- Die Aussagen wurden aufmerksam aufgenommen. Es folgten keine Nachfragen.
- Einige Teilnehmerinnen erzählten von ihren Familien und der aktuellen Lebenssituation in Österreich.

Erklärung des Konzepts und Erwartungen

- Die Frauen stellten verschiedene Fragen:
 - „Wie mache ich gute Fotos?“
 - „Wie können abstrakte Fotos gestaltet werden?“
 - „Welche Kameras oder Handyeinstellungen sind dafür am besten geeignet?“

- Es wirkte fast so alsob die Teilnehmerinnen einen Fotoworkshop erearteten und kein Photovoice workshop.
- Anjali erklärte das Konzept von Photovoice erneut und betonte die Bedeutung von Geschichten durch Fotos. Dabei verwendete sie Beispiele, die leicht verständlich waren.
- Die Dolmetscherin war hilfreich bei der Klärung von Unsicherheiten.
- Anjali fragte mehrmals, ob es weitere Fragen oder Unklarheiten gab. Dies wurde verneint, obwohl einige Teilnehmerinnen zunächst zögerlich wirkten.

Regeln und Themenfindung

- Datenschutzregeln wurden umfassend erklärt:
 - Keine Fotos von Personen oder erkennbaren Merkmalen wie Autokennzeichen.
 - Fokus auf Objekte, Landschaften oder abstrakte Szenen.
- Die Teilnehmerinnen stellten viele Nachfragen, besonders zum Umgang mit Familienfotos. Dies führte zu einer detaillierten Erläuterung von Anjali, die auch Beispiele nannte.
- Das Kind einer Teilnehmerin beobachtete aufmerksam das Geschehen und stellte gelegentlich einfache Fragen, die von der Mutter beantwortet wurden.

Brainstorming-Themen:

- Familie
- Kinder
- Lernen
- Natur
- Erinnerungen
- Umstellung
- Trauer
- Handy-Nutzung
- Unsicherheit
- Nostalgie
- Community
- Chaos
- Zuhause
- Landwirtschaft
- Es entstand die Idee:
 - Fotos vom Chaos zu machen, das durch den Sohn einer Teilnehmerin verursacht wird.
 - Die Hände einer Tochter beim Malen zu fotografieren.

- Diese Vorschläge wurden interessiert aufgenommen, es wurden jedoch keine existierenden Fotos dazu gezeigt.
- Anjali schrieb die Ideen an das Whiteboard, um sie zu visualisieren.

Verlauf und Abschluss

- Nach etwa zwei Stunden wird eine leichte Ermüdung der Teilnehmerinnen spürbar.
- Pausen wurden weiterhin abgelehnt, da die Teilnehmerinnen fortfahren zu schienen wollten.
- Das Thema „Ich/Selbst“ wurde als übergeordneter Bereich für die fotografische Arbeit in der Zeit zwischen die Workshops ausgewählt.
- Die Teilnehmerinnen durchsuchten ihre Handys nach existierenden Fotos, die häufig Familienmitglieder zeigten (was Datenschutzrechtlich nicht erlaubt ist).
- Anjali erwähnte alternative Ansätze für Fotografien ohne personenbezogene Inhalte.
- Der Workshop endete nach etwa 2:45 Stunden.

Technische Probleme:

- Zwei Teilnehmerinnen hatten Schwierigkeiten beim Scannen des QR-Codes für die WhatsApp-Gruppe.
- Anjali fügte diese Teilnehmerinnen sofort manuell hinzu, indem sie die Nummern direkt in ihr Handy eingab.
- Dies dauerte etwa 10 Minuten, wurde jedoch von der Gruppe geduldig abgewartet.

Zusätzliche Beobachtungen

- **Motivation:**
 - Die Teilnehmerinnen waren durchgehend motiviert und stellten viele Fragen.
 - Gegen Ende schien die Energie der Gruppe etwas nachzulassen.
- **Rolle der Dolmetscherin:**
 - Essenziell für Verständnis und positive Gruppendynamik. Die Dolmetscherin nahm sich auch Zeit für individuelle Fragen.
- **Kinderbetreuung:**
 - Das anwesende Kind verhielt sich ruhig und aufmerksam.
- **Smartphones:**
 - Alle Teilnehmerinnen hatten Zugang zu Smartphones und nutzten diese aktiv, um Fotos zu suchen und werden sie nutzen um Fotos zu machen
- **Gruppendynamik:**
 - Der Austausch war lebhaft, besonders während der Brainstorming-Phase.
 - Es gab vereinzelt Momente, in denen die Kommunikation etwas schleppender wurde.

Beobachtungsprotokoll 2

Workshop: Photovoice-Workshop 2

Datum: 25.10.2024

Ort: Diakonie St. Pölten

Geplanter Beginn: 14:00 Uhr

Tatsächlicher Beginn: ca. 15:00 Uhr

Anwesende:

- 1 syrische Frau
 - 1 Dolmetscherin
 - Anjali (Workshopleiterin)
 - Pascal (Beobachter)
-

Eindrücke und Beobachtungen

Eine neue Teilnehmerin kam zum Workshop, die anderen Frauen entschuldigten sich, auf Nachfrage der Dolmetscherin, per WhatsApp. Sie seien verhindert aufgrund familiärer Verpflichtungen. Da nur eine Frau anwesend ist die nicht beim letzten Workshop dabei war und keine Fotos vorbereitet hat, wird ein neuer Termin für einen Workshop für alle Frauen, die daran teilnehmen wollen, vereinbart. Die neue Teilnehmerin erzählt, dass sie großes Interesse am Fotografieren und Grafik hat und dass sie das gerne gelernt hätte. Dies war ihr jedoch aufgrund familiärer Verpflichtungen nicht möglich.

Beobachtungsprotokoll 3

Workshop: Photovoice-Workshop 2

Datum: 08.11.2025

Ort: Diakonie St. Pölten

Geplanter Beginn: 14:00 Uhr

Tatsächlicher Beginn: ca. 14:30 Uhr

Anwesende:

- 2 syrische Frauen
 - 1 Dolmetscherin
 - Anjali (Workshopleiterin + Beobachterin)
 - Audiodatei als Protokoll
-

Planung und Ablauf

Der Workshop wurde im Vorfeld mittels Flipchart strukturiert und Fragen an das Material wurden aufgeschrieben.

Fragen- Flipchart:

- Was siehst du?
- Was passiert hier?
- Was hat das mit dem Leben zu tun?
- Warum wurde das Motiv gewählt?
- Welcher Kontext?
- Welche Absicht?
- Welche Gefühle?

Die Fragen dienten zur Orientierung und wurden nicht alle eins zu eins gestellt. Die Dolmetscherin übersetzte wieder.

Eindrücke und Beobachtungen

Zu Beginn war nur eine Teilnehmerin da also fragte die Dolmetscherin die WhatsApp Gruppe ob noch andere kommen würden. Zwei sagten daraufhin ab und entschuldigten sich, da sie verhindert seien. Eine Kollegin der Dolmetscherin, welche beim ersten Workshop nicht dabei war, sich jedoch in die WhatsApp Gruppe einklinkte und beim zweiten Teil des Workshops dabei sein wollte, konnte auch nicht teilnehmen da ihr Kind krank war.

Wir beschlossen daher zu dritt den Workshop zu machen. Ich hatte alle Fotos ausgedruckt und vorbereitet. Zu Beginn stellte ich die Frage, was es mit den Rosen auf sich hatte, da zwei andere Teilnehmerin auch ein Bild mit rosa Rosen gepostet hatten. Ich erkundigte mich daher, ob es einen kulturellen Hintergrund dafür gäbe. Dies konnte jedoch nicht beantwortet werden. Eine der Teilnehmerinnen erzählte allerdings von ihrer ganz persönlichen Geschichte mit dem Bild der Rosen und dass es sie an ihre Herkunft Syrien und den Garten den sie als Kind hatte, erinnern würde. Leider wurde dieser irgendwann zerstört und ein Gebäude hingebaut. Seitdem kauft sie sich gerne Rosen, um

sich daran zu erinnern. Sie verbindet mit dem Foto der Rosen das Thema Identität, Heimat, Garten und Familie.

Weiters erzählt Dalal von dem Foto mit dem Vogel-Motiv. Sie hat diesen Vogel von ihrer Cousine abfotografiert und hatte auch in Syrien solche Vögel. Sie verbindet damit auch ihren Vater, der Tierarzt war und ihr dabei half die Vögel zu halten. Sie hatten diese Vögel als Hobby. Sie wäre auch gerne Tierärztin geworden aber ihr Vater empfahl ihr dieses Studium nicht zu wählen da es sehr lange dauert. Die Dolmetscherin Halima erzählt, dass sie solche Vögel wegen ihrer Allergie nicht halten könnte. Weiters erzählte die Dolmetscherin, dass sie viele Bekannte hätte, die sagen würden, dass sie wie Vögel, nicht frei seien. Dass sie nicht allein raus gehen können, kein Bankkonto haben, nicht raus gehen. Dalal hingegen hatte solche Vögel in Syrien und hätte gerne welche in Österreich. Solche Vögel zu haben, würde ihr viel Spaß machen. Sie erzählt auch dass ihre Schwester solche Vögel hat. In Zukunft möchte sie einen Vogel haben, sobald ihr Kind älter ist.

Die Frauen lachen viel, während sie von ihren Geschichten erzählen.

Halima erzählt über ihr Bild von einem Haus auf einer Insel mit einem Haus. Sie will nicht allein leben aber würde gerne auf so einer Insel abschieden ihren Urlaub verbringen, weil sie wie sie sagt gerade in einer Chaos-Familie ist. Sie könnte sich vorstellen ihre ältere Tochter mit auf diese Insel zu nehmen aber nicht ihren Mann, da er und die anderen Kinder zu stressig sei. Ihre Tochter hingegen braucht selbst auch Ruhe. Weiters sieht sie in dem Bild auch die Erreichung von Zielen und erzählt davon, dass sie 12 Jahre hier ist und dass ihr immer alle gesagt hätte sie würde ihre Ziele nicht erreichen. Ihr wurde oft gesagt sie sei zu alt und hätte zu viele Kinder, um ihre Ziele zu erreichen. Schlussendlich war ihre Familie jedoch stolz, dass sie ihre Ziele erreicht hatte. Das Ziel ist nicht leicht zu erreichen, aber wenn du es schaffst, zahlt es sich aus. Sie hat mit Kindern studiert. Ihre eigene Familie glaubte jedoch nicht an sie und sagte ihr oft, dass sie ihr Studium nicht mit Kindern schaffen würde. Viel Energie geht für die Kinder drauf. Es ist herausfordernd ohne soziale Netz und Unterstützung alles zu meistern. Dalal erzählt von ihrem Bruder, der ähnliches erlebt hatte und studieren wollte. Aber sein Onkel war demgegenüber sehr negativ eingestellt und gratulierte nicht als er abschloss, weil er nicht dachte, dass er es schafft.

Halima erzählt davon, dass sie ursprünglich keine Kinder haben wollte, weil sie nicht nur für Kinder da sein wollte. Sie betont, dass es in ihrer Kultur von den Frauen verlangt wird zuhause zu bleiben um sich um die Kinder zu kümmern, egal ob du studiert hast. Deshalb war es ihr wichtig etwas für sich zu machen und fertig zu studieren. Sie meint ihre Eltern sollten sehen, dass auch Frauen Dinge schaffen und Studieren können, nicht nur Männer.

Dalal erzählt über ihr Foto vom Balkon, dass es sie an den Herbst erinnert und sie die Farben gerne mag. Das Foto ist vom Balkon ihrer Cousine in Deutschland. Sie verbindet damit eine ruhige Zeit und stellt sich vor, dass sie dort gut entspannen kann. Wenn sie zu Besuch ist, sitzt sie gerne auf dem Balkon. Sie hat dort auch viel Spaß mit der Cousine.

Wir sprechen darüber dass manche Fotos (Balkon und Insel) eine ähnliche Bedeutung haben, in dem Fall der Wunsch nach Ruhe.

Halima erzählt über das Foto über die Radieschen, die sie selbst angepflanzt hat. Sie erzählt vom Kochen und dass sie sehr gewürzt kocht. Sie hat einen kleinen Garten. Sie hat Biologie/Landwirtschaft studiert, musste dann wegen ihrer Verlobung unterbrechen und nahm danach ihr Studium wieder auf. Das war ein großes Hobby von ihr sich mit Pflanzen zu beschäftigen. Sie verfolgt dieses Hobby immer noch gerne.

Zuletzt erzählt sie noch über ihr Foto am Spielplatz. Sie geht gerne mit ihren Kindern auf den Spielplatz, wenn sie Zeit hat, weil sie nicht möchte, dass das Kind vor dem Fernseher sitzt.

Zum Schluss bedankte ich mich dafür, dass sie mit mir ihre Geschichten teilten. Danach versuchten wir die Fotos gemeinsam nach Themen zu clustern. Wir überlegten welche Fotos welche Verbindungen hatten und ordneten sie dann übergeordneten Themen zu, wie Ruhe und Entspannung, Familie, Ziele und Erfolge, Beruf, Hobby und Freude, Freizeit.

Abschließend lud ich sie zur Projektvernissage der FH St. Pölten ein und wir tranken noch gemeinsam einen Kaffee, aßen meine mitgebrachten Pralinen dazu und unterhielten uns noch ein wenig.

Whatsapp Protokoll

W1:



هذه الصورة جميلة جداً ومريحة
للاعصاب وهدوء بجمال المنظر وغروب
الشمس وجمالها

14:41

Du

ما الذي تربطه شخصياً بهذه
الصورة؟
ماذا يقول عن نفسك وهويتك؟



هذه الصورة توحى لجمال الطبيعة
والاحساس بالحياة البسيطة والطبيعة

14:42

Du

ما الذي تربطه شخصياً بهذه
الصورة؟
ماذا يقول عن نفسك وهويتك؟



هذه جلسة يومياً مع شريك حياتي
زوجي نستمتع بشرب كأس من المنة

14:45

نحن نشرب المنة يومياً أنا وزوجي

14:46

انا بشكل عام احب الطبيعة والبساطة
والهدوء

14:47



W2:



Zeitpunkten im Vergleich zu meinem Heimatland. Wenn ich pflanze und ernte, empfinde ich große Freude.

Die Gartenarbeit und Pflanzenpflege gehören zu den wichtigsten Aktivitäten, die zur Entwicklung der intellektuellen, sensorischen, psychischen, körperlichen und sozialen Fähigkeiten von Kindern beitragen. Zusätzlich fördern sie das Umweltbewusstsein und helfen dabei, negative Energie abzubauen, die durch Isolation oder exzessives Spielen von Videospielen entstehen kann. Es ist die Pflicht der Eltern und Lehrer, den Kindern wichtige Werte zu vermitteln, wie zum Beispiel die Natur zu schätzen und sich mit dem Pflanzenanbau zu beschäftigen. Dies motiviert sie, Verantwortung zu übernehmen und anderen zu helfen. Das Pflegen von Pflanzen hilft ihnen



helfen. Das Pflegen von Pflanzen hilft ihnen, Verantwortungsbewusstsein zu erlernen und ihr Selbstvertrauen zu stärken. Aus diesem Grund baue ich viele Pflanzen und Gemüsesorten zu Hause an und beziehe meine Kinder dabei aktiv mit ein.

19:07



19:12

Dieses Bild drückt tiefgründige Bedeutungen aus, die mit Ruhe und dem Streben nach Erfolg verbunden sind, wobei der Fokus auf der Bedeutung von Geduld und kontinuierlicher Arbeit liegt, um Ziele zu erreichen. Die



vermitteln inspirierende Lebenslektionen, in denen Erfolg als Ergebnis von Anstrengung, Weisheit und Fokus dargestellt wird.

Analyse der Ideen:

1. Das Bild als Symbol des Erfolgs:

- Der Weg zum Erfolg ist schwierig und erfordert große Anstrengung und Zeit, doch er lohnt sich.

2. Weisheit ist wichtiger als Wissen:

- Erfolg hängt nicht nur vom Besitz von Wissen ab, sondern davon, Weisheit bei der Entscheidungsfindung einzusetzen.

3. Die Bedeutung von Fokus:

- Ob in Politik, Arbeit oder zwischenmenschlichen Beziehungen – Fokus ist der Schlüssel zur Exzellenz



Beziehungen – Fokus ist der Schlüssel zur Exzellenz.

4. Standhaftigkeit angesichts von Herausforderungen:

- Erfolg liegt in der Fähigkeit, Schwierigkeiten mit Standhaftigkeit und Mut zu überwinden.

5. Der kumulative Erfolg:

- Kleine Erfolge, die sich Tag für Tag ansammeln, führen schließlich zu großem Erfolg.

Motivierende Botschaft:

Dieses Bild kann ein starker Antrieb für diejenigen sein, die ihre Ziele erreichen möchten. Es erinnert daran, dass Erfolg nicht auf einmal kommt, sondern die Frucht kontinuierlicher Arbeit und des Glaubens an die eigene Fähigkeit ist, Herausforderungen zu überwinden.

19:13

Vielen Dank 🙏



هذه الصورة تذكرني بدراستي لانني كنت
زراعية ادرس هذا الاختصاص في بلدي
وايضاً هنا لدي مساحة صغيرة في
منزلي أقوم كل سنة بزراعة الخضروات
الموسمية ولكن هنا اختلاف الطقس
والتوقيت الزمني مقارنة ببلدي وعندما
ازرع واحصد احس بفرحة كبيرة جدا
تعد الزراعة والرعاية بالنباتات من أهم
الأنشطة التي تساهم في تنمية مهارات
الطفل الفكرية والحسية والنفسية
والجسدية والسلوكية وحتى الصحية،
إضافة إلى الأهمية في تنمية الوعي
البيئي والابتعاد عن الطاقة السلبية التي
قد يحملها بسبب العزلة ومداومته على
ممارسة الألعاب الإلكترونية.
كما أنه من الواجب على الأهل
والمعلمين في المدارس غرس بعض
الأمر الهامة في نفسيات الأطفال، ومنها
الاعتناء بالطبيعة وممارسة الزراعة لأنها
ستكون حافزا رئيسيا لهم لحب
المسؤولية ومساعدة الآخرين، فالاهتمام
بالزراعة يساعدهم في تعلم المسؤولية
وتعزيز ثقتهم بأنفسهم.
لهذا السبب أقوم بزراعة العديد من
النباتات والخضروات في المنزل مع
مشاركة اولادي

20:45



Foto



هذا الصورة يعبر عن معاني عميقة مرتبطة بالصورة التي ترمز إلى الهدوء والسعي نحو النجاح، مع التركيز على أهمية الصبر والعمل المستمر للوصول إلى الأهداف. النقاط المطروحة تحمل دروسًا حياتية ملهمة، حيث يظهر النجاح كمحصلة للجهد، الحكمة، والتركيز.

تحليل الأفكار:

1. الصورة كرمز للنجاح:
 - الطريق إلى النجاح صعب ويتطلب جهدًا كبيرًا وزمنًا، لكنه يستحق العناء.
2. الحكمة أهم من العلم:
 - النجاح لا يتوقف على امتلاك المعرفة فقط، بل يعتمد على استخدام الحكمة في اتخاذ القرارات.
3. أهمية التركيز:
 - سواء في السياسة، العمل، أو العلاقات الإنسانية، فإن التركيز هو مفتاح التفوق.
4. الثبات أمام التحديات:
 - النجاح يكمن في القدرة على



٢. كلجنلا نمى قىصما.

بىللمتىع بىعه كلجنا ربا رقىلما.
دلنعا رقتسى هنلا، التمز ائيل اتوج.

٣. ملعا نم مهأ قملحا.

ثالثها رلد رفقتهى كا كلجنا.
وامختسا رلد سمتعي رل، الحقف قفيعما
تالاقا غلختا رى قملحا.

٤. نىلختا قىمهأ.

هأ، رلمعا، قسلىسا رى داهس.
مه نىلختا نىف، قىلسنكا تلاقلا
رةمفتا رلتفه.

٥. تلبىختا اولهأ تلبشا.

رلد قىمقا رى نملى كلجنا.
قدلجشع تلبش بىدلصما قوجاهه.

٦. كلجنا رى قىملاختا.

لغهى ملاخت رىما قىيغما تالجبكا.
رقىقت ربا قىلونا رى رىقة رهى سب
بىبلا كلجنا.

٧. قىنىفتة قسما قفلخا.

لآمة لغفا، نمل نأ نلمى قىصما انه
شبع، موفا مهأ رقىقتا نبعسى نما
ةماع قعق رىل كا كلجنا نل مهلىنى
نلمىكاع ممتسما رلمعا قىمئ مه رل
تلبىختا زعلجة رلد قىمقال.





Kannst du mir das noch
übersetzen?:

ه الصورة لباقة ورد قمت بشرائها فانا
معتادة على شراء الورد فأنا احب
الورود منذ صغري لأن حديقة منزلنا
في سوريا كانت مليئة بانواع كثيرة من
الورود التي كان يزرعها ولكن عندما
كبرت تم هدم الحديقة وتحويلها الى
بناء والذي كان سجن بالنسبة الي

16:54 ✓✓

Das ist ein Bild eines
Blumenstraußes, den ich gekauft
habe, ich bin es gewohnt ,
Blumen zu kaufen. Ich liebe
Blumen seit meiner Kindheit, weil
unser Garten in Syrien voller
verschiedener Arten von Blumen
war, die wir angebaut hatten.
Aber als ich älter wurde, wurde
der Garten zerstört und in ein
Gebäude umgewandelt, das war
für mich wie ein Gefängnis...

17:11



Danke, meine liebe 🥰



بناء والذي كان سجن بالنسبة الي

14:06 ✓✓

هذه الصورة التقطتها من شرفة منزل
أبنة خالتي فانا أشعر بنوع من الراحة
أثناء الجلوس على شرفتها فهي تذكرني
بحديقة منزلي في سوريا و كذلك
أعجبي ألوان أوراق الشجر فأنا أحب
فصل الخريف والزهور الموجودة على
الشرفة ...

14:06 ✓✓

Du

التقطت صورة لهذا الطائر لانها تذكرني بطيور
التي كنت اروضها في منزلي في سوريا فقد كنت
احب تربية الطيور كهواية ولان والدي كان طبيب...

Ich habe ein Foto von diesem
Vogel gemacht, weil er mich an
meine Vögel erinnert, die ich in
meinem Haus in Syrien gezähmt
habe. Ich liebte es, Vögel als
Hobby zu halten, und da mein
Vater Tierarzt war und sich für
Vögel und Geflügel interessierte,
half er mir, sie zu züchten und
mich um sie zu kümmern.

14:41



Ich habe ein Foto von diesem Vogel gemacht, weil er mich an meine Vögel erinnert, die ich in meinem Haus in Syrien gezähmt habe. Ich liebte es, Vögel als Hobby zu halten, und da mein Vater Tierarzt war und sich für Vögel und Geflügel interessierte, half er mir, sie zu züchten und mich um sie zu kümmern.

14:41



Du

هذه الصورة التقطتها من شرفة منزل أبنه خالتي
فانا أشعر بنوع من الراحة أثناء الجلوس على
شرفتها فهي تذكرني بحديقة منزلي في سوريا...

Dieses Foto habe ich vom Balkon meiner Cousine aufgenommen. Ich fühle mich irgendwie wohl, wenn ich auf ihrem Balkon sitze, denn er erinnert mich an den Garten meines Hauses in Syrien. Außerdem haben mir die Farben der Blätter gefallen, da ich den Herbst liebe, sowie die Blumen, die auf dem Balkon stehen.

14:42



Dieses Bild ist sehr schön und beruhigend für die Nerven. die Schönheit der Landschaft und der Sonnenuntergang sind einfach wundervoll .

13:25



Du

هذه الصورة جميلة جداً ومريحة للاعصاب وهدوء
بجمال المنظر وغروب الشمس وجمالها

Für

13:25

Du

هذه جلسة يومياً مع شريك حياتي زوجي نستمع
بشرب كأس من المنة

بالألماني يمكنك قولها هكذا بشكل
جميل وهادي:

Hier sitze ich jeden Tag mit
meinem Lebenspartner bzw.
meinem Ehemann, und wir
genießen gemeinsam eine Tasse
Matetee.

13:27



W3:



Foto



هذه الصورة التقطتها من شرفة منزل
أبنة خالتي فانا أشعر بنوع من الراحة
أثناء الجلوس على شرفتها فهي تذكرني
بحديقة منزلي في سوريا وكذلك
أعجيني ألوان أوراق الشجر فأنا أحب
فصل الخريف والزهور الموجودة على
الشرفة ...

SP

14:52

Foto



هذه الصورة تذكرني بدراستي لانني كنت
زراعية ادرس هذا الاختصاص في بلدي
وايضاً هنا لدي مساحة صغيرة في
منزلي أقوم كل سنة بزراعة الخضروات
الموسمية ولكن هنا اختلاف الطقس
والتوقيت الزمني مقارنة ببلدي وعندما
ازرع واحصد احس بفرحة كبيرة جدا
تعد الزراعة والرعاية بالنباتات من أهم
الأنشطة التي تساهم في تنمية مهارات

+

🗨

📷

🎤

Kinderlachen im „Mini Club 81“

„Während nichtbehinderte Kinder in St. Pölten ein riesiges Betätigungsfeld für ihre Freizeitgestaltung vorfinden, haben es Kinder mit besonderen Bedürfnissen ungleich schwerer“, erzählt Lehrerin Helene Macho von ihrer Idee, einen Treffpunkt für Kinder mit Handicap zu gründen. „Wir wollten schon vor zwei Jahren einen Verein starten“, schildert die Pädagogin Ester Purgina, „dann haben wir uns aber an einen St. Pölter Verein für körperbehinderte Menschen angehängt.“ Seit der „Mini Club 81“ publik wurde, trifft sich einmal pro Woche eine

glückliche Kinderschar zum Spielen, Tratschen oder Musik hören. „Während die Kinder gut aufgehoben sind, können ihre Eltern auf

einen Kaffeehausbesuch gehen“, heben Helene Macho und Ester Purgina einen wichtigen Nebeneffekt ihrer Spielgruppe hervor.



Mini-Club 81: Ester Purgina informiert (Tel. 0 27 45/27 15) Foto: Alois

„Kronen-Zeitung“
vom 1. 3. 2010

☺ Miniclub – News ☺

Ein Schuljahr geht zu Ende und damit auch das dritte Jahr (!) seit Bestehen des Mini – Clubs 81. Viel hat sich seit den Anfangstagen bei uns verändert:



So sind wir vor ein paar Monaten freudig in ein neues Clubheim gezogen, nämlich in die Räumlichkeiten des „Little Phoenix“ im Haus der Betriebsseelsorge St.Pölten, Schneckgasse 22. Nicht zuletzt durch die nette Einflussnahme von Rene Voak konnte der Kontakt zum „Hausherrn“ Sepp Gruber hergestellt werden, der den Mini – Club sofort und unbürokratisch einziehen ließ.

Für Strom und Heizung zahlen wir einen (beinahe winzig kleinen) Unkostenbeitrag, der von unserem Spendenkonto leicht abgedeckt werden kann.

Dabei dürfen wir mehrere Räume benützen: 2 Gruppenräume und eine Küche im EG, einen großen Raum im 1.Stock und einen Ruheraum im Halbstock – alles gemütlich eingerichtet! Kein Wunder also, dass sich alle Clubmitglieder sofort heimisch gefühlt haben!



Dazu kommt ein weiterer Pluspunkt unserer neuen „location“ – wir befinden uns praktisch mitten in der Stadt in direkter Nähe zur Fußgängerzone, zu verschiedenen Lokalen und Geschäften, zum Hammerpark, zum Regierungsviertel,... Daher können wir von unserem neuen Stützpunkt aus viele interessante Erkundungsgänge tätigen, ohne auf ein Fahrzeug angewiesen zu sein. Das ist vor allem für unsere Mitglieder im Rolli ein großer Vorteil.



Und damit erfüllt sich ein Wunsch, den wir von Anfang an gehegt haben: der Mini – Club soll es den Mitgliedern ermöglichen, an Orte zu kommen, die sie alleine nicht aufsuchen würden. Weil es alleine zu fad ist, oder weil sie sich vielleicht einfach nicht trauen.

Gemeinsam eroberten wir nun die Stadt und konnten viele positive Eindrücke sammeln!

- Ausflug zum Jugendzentrum „Steppenwolf“
- „Schatzsuche“ durch die Innenstadt mit anschließender Jugenddisco im Lokal „Salzamt“: Hier wurden wir besonders nett aufgenommen – Getränke für die Kids gingen aufs Haus!
- Besuch der Skaterhalle beim „Steppenwolf“
- Spaziergänge in den Hammerpark und in den Eissalon



Außerdem wurden wir wieder von der Firmgruppe Spratzern zu einem netten Spiele- und Bastelnachmittag eingeladen (ist schon fast Tradition)!



Und noch etwas Positives gibt es zu berichten: Unsere Mitgliederzahl hält nun konstant bei ca. 12 jungen Leuten und die meisten brauchen ziemlich viel Hilfe bei der Bewältigung einfachster Handgriffe. Daher suchten wir ständig nach freiwilligen Helfern und – siehe da , wir vermehrten unsere Helfergruppe heuer echt stark!

Das Organisationsteam des Mini – Clubs umfasst nun folgende fixen Mitglieder:

Helli Macho + Sabine Gregorites + Monika Schaar + Anita Brandstetter + Julia Weidinger + Lukas Seifert + Marie-Luise Ulmer + Esther Purgina (durch das Baby nur sporadisch)



T11

I: Also vielleicht, wenn du magst, dich kurz vorstellen 1 und was du machst und deine
2 Zielgruppe und / #00:00:07-6#

3 B: Ja, okay. Also, mein Name ist Helena Macho. Ich bin ausgebildete Sonderschullehrerin.
4 Die verschiedenen Diplome? #00:00:18-3#

5 I: Nein, die brauche ich nicht. #00:00:19-9#

6 B: Okay, bin seit dem Jahr 2008 Leiterin der Förderschule Sankt Georgen. Und jetzt in
7 Bezug auf Freizeit schon oder jetzt rein mal nur beruflich? #00:00:33-5#

8 I: Nein, also wer du, ja, beruflich bist. #00:00:34-6#

9 B: Genau. Also, ich betreue in der Schule eben vier Klassen, mit Kindern mit
10 verschiedensten Bedürfnissen. Und, ja, das ist halt eine / wir heißen Förderschule. Wir
11 sehen uns als sehr / also Schule, die sehr individuell arbeitet, die wirklich Kinder halt da
12 abholt, wo sie wirklich sind. In kleinen Gruppen, so klein wie möglich. Aber mit dem
13 Schwerpunkt der Kooperation mit Volksschule, mit Mittelschule, um halt ein Minimum an
14 Inklusion zu ermöglichen. Auch Kindern, bei denen es normalerweise nicht möglich ist, ja?
15 Weil in Integrationsklassen ja doch ein gewisser, ja, Standard irgendwo vorausgesetzt wird,
16 an, ja, Grundfertigkeiten. Und wir haben halt doch Kinder, die sind sehr schwer
17 beeinträchtigt und versuchen halt da auch immer wieder, Inklusionspunkte anzusetzen,
18 wo es halt möglich ist. Beim Spielen, beim Sport, beim Kreativen, bei Kultur, bei Kunst, in
19 die Richtung. #00:01:54-4#

20 I: Ja, weil ich war zweimal dort jetzt, und ich habe gesehen, die / also die Förderschule ist
21 quasi zwischen / #00:02:02-7#

22 B: Genau. #00:02:03-2#

23 I: Okay, und der Außenbereich, der wird geteilt? #00:02:06-6#

24 B: Das wird alles geteilt. Also, wir sind quasi die Verbindung zwischen Volksschule und
25 Mittelschule. Und es ist eben von den räumlichen Gegebenheiten ideal, weil wir halt
26 ständig uns austauschen können. Die ganzen Räumlichkeiten, die Turnsäle oder so werden
27 geteilt, die Außenanlagen werden geteilt. Und so gibt es halt mehr oder weniger immer
28 wieder Möglichkeiten, wo man halt zusammenkommen kann, ja? #00:02:33-6#

29 I: Und es gibt schon mehr als vier Gruppen in der Schule, oder? #00:02:37-9#

30 B: Nein, vier Gruppen. Es sind 30 Kinder in vier Gruppen, ja. #00:02:42-4#

31 I: Okay. Und / also, Vernetzung gibt es dann vor allem zwischen Volksschule, Sonderschule.
32 #00:02:52-6#

33 B: Und Mittelschule. #00:02:53-7#

34 I: Und Mittelschule, okay. Und wie glaubst du / weil wir schreiben halt über
35 Gemeinwesenarbeit und was sind deiner Meinung nach der Bedarf / oder gibt es / es gibt
36 sicher einen Bedarf an Gemeinwesenarbeit oder irgendwie Chancen, Ansätze? Kannst du
37 da was / #00:03:17-0#

38 B: Ja, das fängt schon an bei der Nachmittagsbetreuung, ja? Also, wo schon unsere Kinder
39 immer wieder benachteiligt sind. Denn es gibt in der Nachmittagsbetreuung sehr wenig
40 Unterstützung. Ja, also am Vormittag gibt es Schulassistenten, Betreuung für Leute, die halt,
41 ja, schwer mobilitätsbeeinträchtigt sind oder so. Am Nachmittag ist es dann komplett
42 eingeschränkt. Da gibt es eigentlich nur einen Standort im St. Pölten und das ist die ASO
43 Nord. Und das ist auch von den Räumlichkeiten kaum möglich. Das eine ist im Keller, das
44 von der Volksschule, weil normalerweise unsere Kinder, die mobil sind, da natürlich schon
45 mitmachen. Aber in dem Moment, wo man eine Rolle hat, ist das schon nicht mehr
46 möglich. In der Mittelschule zum Beispiel ist im zweiten Stock, ohne Lift und alles. Also da
47 fängt es schon an, was für die Eltern extrem schwierig ist, ne? Und Freizeitgestaltung,
48 inklusiv, in St. Pölten, momentan, mir fällt leider nichts ein. Ich habe immer wieder die
49 Hoffnung, dass es so was gibt, aber es scheitert meistens an den Personalressourcen.
50 Einfach, weil es wird immer vorausgesetzt, dass das Gratisarbeit ist, Arbeit unter
51 Führungszeichen. Und das ist aber natürlich eben mit Kindern, die halt viel Hilfe

52 brauchen beim Basteln, beim Bewegen und so. Da ist fast eine Eins-zu-Eins-Betreuung
53 notwendig. Und wenn man da nicht ganz viele Freiwillige hat, ist das halt zum Scheitern
54 verurteilt. #00:05:02-5#

55 I: Aber du hast früher diese / also es gibt die Club 81 jetzt noch immer, aber es gab früher,
56 hieß es ja dann Mini-Club 81, aber so was ist / #00:05:14-7#

57 B: Das war eigentlich einzigartig in der Art und Weise. Was ich damals überhaupt nicht
58 geglaubt habe, ich habe immer gedacht okay, das ist jetzt mal der Anfang und das wird
59 immer so weitergehen. Leider nein. Wir waren quasi eine Sektion vom Club 81, der
60 Jugendclub. Und, ja, haben eigentlich schon viel Unterstützung auch von der Stadt
61 bekommen für die Räumlichkeiten, sind immer wieder untergekommen. Weil das ist ja
62 immer das Erste. #00:05:39-5#

63 I: Ja, sicher. #00:05:40-1#

64 B: Und finanziell sind wir eben vom Club 81 unterstützt worden, für Bastelmaterialien,
65 Ausflüge, Eintritt zum Kino und so. Und ist auch wirklich gut angenommen worden. Nur, es
66 war halt mehr oder weniger so eine, ja, wie soll ich sagen? Ich meine, es ist von mir aus
67 gegangen. Ich habe damals die Körperbehindertenausbildung frisch gemacht und habe da
68 sehr viele Impulse gekriegt, ja, von Wien aus zum Beispiel. Wo es wirklich viele solcher
69 Projekte gegeben hat und ich mir gedacht habe: "Okay, das müssen wir in St. Pölten auch
70 schaffen." Und habe, Gott sei Dank, eben viele Bekannte, Freunde, auch Verwandte
71 gehabt, die eben in dem Bereich arbeiten und die da eben mit angepackt haben, in ihrer
72 Freizeit. Und das war halt das Erfolgsrezept. Weil dadurch war man immer abgesichert,
73 dass genug Leute da waren und dass das auch wirklich Spaß macht. Wenn man das dann
74 irgendwie / wenn man dann alleine da sitzt, mit 15 Leuten, ist das auch nicht lustig, ne?
75 #00:06:42-3#

76 I: Und waren das in dem Fall 15 Leute mit aller einer / irgendeiner Art / #00:06:48-5#

77 B: Die Meisten, ja. Also es war das Konzept eigentlich so, dass unsere Aktivitäten
78 maßgeschneidert sind für Menschen, die halt beeinträchtigt sind, ja? Und wenn andere
79 auch kommen, dann ist das super, und die können natürlich auch mitmachen. Und das war
80 halt / man kann immer sagen, dreiviertel behinderte Kinder und ansonsten Freundinnen,
81 Geschwisterkinder, Bekannte, ja. #00:07:14-0#

82 I: Ja, aber schon recht inklusiv dann? #00:07:17-4#

83 B: Ja, schon. #00:07:20-0#

84 I: Und wie lange hat es das / zehn Jahre, oder? #00:07:22-1#

85 B: Nein, nicht ganz zehn Jahre. Ich muss immer wieder nachdenken. Ich denke, es war von
86 1997 bis (...) 2004 oder 2005, ja. #00:07:42-1#

87 I: Und dann hat Aktion Leben das übernommen oder ist es / #00:07:46-9#

88 B: Ja, kurzzeitig, war aber wirklich nur paar Monate, soviel ich weiß. Weil die es auch nicht
89 so regelmäßig angeboten haben. Wir haben ja wirklich gesagt, jeden Freitagnachmittag.
90 Und wenn es dann nur einmal im Monat ist oder dann wieder verschoben wird, dann
91 zerstreut sich das natürlich schnell. Die Leute verlieren dann irgendwie den Anschluss, ja?
92 #00:08:06-7#

93 I: Also, so was gibt es jetzt in St. Pölten? #00:08:10-8#

94 B: Leider nein. #00:08:14-5#

95 I: Leider nein. Kannst du was erzählen, also der Ist-Zustand der Inklusion in deiner / also
96 der Zielgruppe, also deiner Jugendlichen? #00:08:25-8#

97 B: Okay, also, Statistiken / mit Statistiken kann ich nicht auffahren (lacht). #00:08:28-1#

98 I: Ja, genau, aber du weißt / Also, Einschätzungen, ganz einfach. #00:08:30-2#

99 B: Genau. Es ist / ja, es gibt / in St. Pölten gibt es gewisse Standorte im Schulwesen, wo
100 Inklusion angeboten wird, ja? Im Volksschulbereich sind eins, zwei, drei Standorte, meines
101 Wissens, ja, mit Integrationsklassen. Wie gesagt, die St. Johannes Kooperation, das ist ein
102 eigenes Modell. Und schwieriger wird es dann im Mittelschulbereich. Ja, und das ist ja auch
103 gerade das, was mir eben so ein Anliegen war. Im Kindergarten und in der Volksschule ist
104 es ja noch relativ einfach, die Interessen sind noch ähnlich, oft, ja? Und ja, natürlich, man

105 kann es nie für alle Kinder sagen. Es ist halt schwierig, weil man wirklich jeden Menschen
106 einzeln anschauen muss, etwa. Im Mittelschulbereich gibt es dann eigentlich nur mehr
zwei Standorte. Und, ja, ist eher, ja, wie 107 soll ich sagen, nicht so einfach, ja, zu verwirklichen.
108 #00:09:44-3#

109 I: Und das ist im schulischen Bereich und die Freizeit / also, die gehen heim, quasi, und
110 verweilen dort? #00:09:52-0#

111 B: Ja. #00:09:52-4#

112 I: Also, als Schule habt ihr irgendwie Vernetzungen oder Kooperationen mit einzelnen
113 Institutionen, also / #00:10:11-4#

114 B: Ja, projektmäßig, genau. #00:10:11-6#

115 I: Ja, aber nicht, dass die fix / #00:10:15-7#

116 B: Nicht in dem Sinn, nein. Eigentlich nicht. #00:10:19-0#

117 I: Und siehst du, dass sich / also Potenziale, Verbesserungsvorschläge? Also was kann als
118 realistisch oder was soll sich verändern? #00:10:33-1#

119 B: Ja, also, seit den Neunzigerjahren ist ja viel Zeit vergangen, und die Menschen haben
120 sich geändert. Die Einstellungen haben sich geändert und im Grunde genommen zum
121 Positiven hin. Und ich denke, das könnte man so gut nutzen. Nur muss man / Also, ich
122 würde es heute von einer ganz anderen Seite aufziehen, also wirklich inklusiv. Und es
123 beginnt ja schon damit, dass in manchen Stadtteilen, auch in St. Georgen, wo ich halt sehr
124 viel unterwegs bin, es ja auch kein normales, unter Anführungszeichen, reguläres
125 Jugendzentrum gibt. Da fängt es ja schon an, es gibt keine Örtlichkeiten. Ich rede seit 20
126 Jahren. Es ist / ja, außerhalb von Schule gibt es nichts, was irgendwie eine Anregung wäre.
127 Es gibt nicht einmal einen Basketballkorb irgendwie, nichts. Ja, würde es so was geben, ja,
128 dann könnte man das natürlich auch inklusiv machen, zumindest tageweise. Dann
129 irgendwelche, ja, Tage anbieten, wo halt auch spezielle Angebote für unsere Schüler und
130 ehemaligen Schüler halt da wären. So könnte ich mir das vorstellen. Und das wäre nicht so
131 schwer zu verwirklichen, wenn man da was macht. #00:11:57-0#

132 I: Ja, ich habe es gesehen. Ich war ganz zufällig mit meiner Tochter in St. Georgen.
133 #00:12:01-8#

134 B: Echt? #00:12:02-3#

135 I: Ja. Keine Ahnung mehr / wir haben einen Spielplatz gesucht, weil ich war beim
136 Musikgeschäft, das ist nicht so weit, und dann haben wir einen Spielplatz gesucht. Dann
137 wollte ich da mal schauen, so. Aber ich glaube, das war es, wirklich. Das beim Bahnhof,
138 (unv. #00:12:16-0#) und am Bahnhof, und dann hast du einen Spielplatz. Gegenüber, war
139 ich eigentlich. #00:12:21-0#

140 B: Ja, genau, da ist so ein kleiner Spielplatz, genau. #00:12:21-0#

141 I: Und, ja, sehr klein. #00:12:22-7#

142 B: Ja, sehr klein, und da sitzen halt dann auch die Jugendlichen herum. Weil es gibt nichts
143 anderes. #00:12:25-6#

144 I: Ja, genau. Ich meine, die waren eh ganz nett. Aber meine Tochter ist zwei und da sitzen
145 die 15-Jährigen da. Und, keine Ahnung / #00:12:34-4#

146 B: Ja. Und das ist noch / Ich bin ja selber in St. Georgen in die Hauptschule gegangen. Das
147 war in den 70er-Jahren, und es war genau dieselbe Situation, ne, es hat sich nichts
148 verändert. #00:12:42-4#

149 I: Derselbe Spielplatz, wahrscheinlich? #00:12:43-9#

150 B: Ja. #00:12:45-0#

151 I: Ja, das hat so / #00:12:46-2#

152 B: Und wie man / #00:12:49-1#

153 I: Also, sodass auch politisch irgendwie / einen Spielplatz hinbauen oder einen
154 Basketballcourt. #00:13:00-3#

155 B: Ja. #00:13:02-8#

156 I: Okay. Und / ich meine, ist so die gleiche Frage, aber überhaupt, in St. Pölten, wie
157 inkludiert ist die Zielgruppe? Was sind die großen Barrieren? #00:13:14-4#

158 B: Ja, es ist wieder schwer zu sagen für alle Leute, ja? Also jetzt, wenn ich rein jetzt von
159 notorisch Beeinträchtigten ausgehe, es sind doch wirklich Kleinigkeiten, die aufhalten. Kein
Mensch weiß, wie schwierig es mit einem Elektro-Rolli ist, 160 auch nur über so eine kleine
161 Stufe zu kommen. Die Leute glauben, das geht ja eh alles. Es geht eben nicht. Und da rede
162 ich nur gar nicht von irgendwelchen Schienen oder Steigungen oder Stufen oder so. Das
163 ist mal das Eine. Für die Leute mit Autismusspektrum oder auch Gehörlose, für Gehörlose
164 ist sowieso nichts in St. Pölten. Nicht mal am Arbeitsplatz, mal, weil es gibt niemand, der
165 Gebärdensprache kann, in den Tagesheimstätten. Ja, und wir sind es halt gewohnt in der
166 Schule, dass wir halt wirklich für jeden eben uns auch weiterbilden. Und wenn ich nur
167 einen einzigen gehörlosen Schüler habe, ja? Dann mache ich einen Gebärdenkurs.
168 Natürlich mache ich den, weil ich muss mit dem kommunizieren. Und wir haben da ja
169 einen ganz einen anderen Ansatz. Und da schafft man es halt, dass dann wirklich alle alles
170 machen können, ja? Und das zieht dann auch weite Kreise, weil zum Beispiel eben, wenn
171 ich hernehme Gebärdensprache. Seitdem wir eben Gebärdensprache haben, in der Schule,
172 ja, wird die auch in der Volksschule mit unterrichtet. Ganz praktisch zum Beispiel im
173 Musikunterricht, ja? Dann kann jeder viel besser lernen, wenn ich mit zeige. Ja, das ist /
174 oder eben im Religionsunterricht. In jeder Messe wird bei uns, bei jeder Schulmesse, wird
175 jedes Lied durchgebärdet. #00:15:04-3#

176 I: Okay. Und da haben Sie jemand speziell dafür eingestellt, oder? #00:15:09-9#

177 B: Nein, wir haben das alles selber gelernt. #00:15:11-7#

178 I: Selber gelernt, ja. Ja, wir haben das auch im / wir haben es vor jeder Teambesprechung
179 gemacht, immer ein Wort. Heute bist du dran, musst du uns ein Wort lernen. Nächste
180 Woche bin ich dran. Und so haben wir dann ein bisschen was, eben die ganz
181 Standardsachen: "Ich heiße soundso." #00:15:29-0#

182 B: Ja, (unv. #00:15:30-0#), wie geht es dir und so. Aber / und deshalb, das kann doch / und
183 das war wirklich ein einziger junger Mensch, der eben gehörlos war, bei uns. Der uns noch
184 immer besucht, der war heute zum Beispiel schon wieder da. Und durch den hat wirklich
185 ganz St. Georgen so profitiert. Das ist irre. #00:15:48-7#

186 I: Ja, das ist cool. #00:15:49-0#

187 B: Ja, und so was lässt sich auch nicht planen, irgendwo, ja? Sondern das muss einfach, da
188 musst der Wille da sein, von den Leuten, und dann geht es. Und ich denke mal, wenn man
189 einfach anfangen würde, ja, einfach einmal mit irgendwas anfangen, dann würde sich das
190 entwickeln, ja? #00:16:10-7#

191 I: Ja, es ist halt immer / es ist diese (unv.) dann vielleicht, oder? Das dann vielleicht /
192 #00:16:19-2#

193 B: Ja. #00:16:19-3#

194 I: Also, meiner Meinung nach dann. Dann gibt es / in der Schule funktioniert zwar super,
195 aber / ich weiß nicht, vielleicht, was wäre so der Stereotyp-Weg? Also, ich bin fertig bei dir,
196 in der Förderschule, und was erwartet mich meistens, Tagesstätte, oder? #00:16:38-3#

197 B: Nicht wirklich, nein. Also, wir haben auch viele Kinder, die halt nur lernschwach sind, ja?
198 Wo dann eine Lehre durchaus gut möglich ist, vor allem eine verlängerte Lehre, ja? Und die
199 meisten unsere Abgänger haben wir jetzt wirklich am zweiten Arbeitsmarkt untergebracht,
200 also nicht nur in Tagesheimstätten. Natürlich, wenn ein junger Mensch sehr viel Betreuung
201 braucht, dann ist oft die Tagesheimstätte der beste Weg, keine Frage. Aber das ist jetzt
202 auch wieder irgendwie bei uns / wir haben wirklich sehr engagierte Eltern, die wirklich,
203 wirklich dahinter sind, dass das Kind erstmal so lang wie möglich lernen kann, mit einem
204 zehnten, elften, zwölften Schuljahr. Und die sind da total dahinter. Und wir wirklich von der
205 neunten Stufe an Berufsorientierung machen, ganz, ganz extrem. Weil es eben extrem
206 wichtig ist, dass man eine echte Arbeit bekommt und in der Tasche hat. Und das hat sich ja
207 auch in den letzten Jahren abgezeichnet, dass sich das die Eltern nicht mehr so gefallen
208 lassen, dass sie abgespeist werden, mit dann Taschengeld. Ist wieder ein großes Thema,
209 ne? Und da tut sich schon was. Gibt auch wirklich immer mehr Firmen, die da offen sein,
210 (Emis? #00:18:06-0#) zum Beispiel dann oder Café Schubert. Ja, also wir haben einen

211 Schüler, der / #00:18:12-8#

212 I: Also, Sie meinen jetzt mit Behinderung, oder? #00:18:14-3#

B: Ja. Also jetzt sind eh bald 213 wieder berufspraktische Tage. Und da sind dann wirklich alle

214 Schnuppern in Betrieben, in St. Pölten. #00:18:23-5#

215 I: Hast du da / das schreibe ich dann gleich auf, weil das ist ja perfekt. Also, (Emis?) ist da?

216 #00:18:30-5#

217 B: Also, Schubert, Café Schubert. Ja, das ist bei uns (unv.), genau. Und was ist noch inklusiv?

218 Zum Beispiel das Hotel und Restaurant Graf, da ist eine ehemalige Schülerin. Firma

219 Nadlinger, Hagebaumarkt zum Beispiel. Wie heißt das, Hagebau? #00:18:56-6#

220 I: Ja. #00:18:57-4#

221 B: Genau. Vielleicht dann noch / Also, das sind wirklich eben / das sind nicht nur normale

222 Lehren, sondern eben verlängerte Lehren, die da wirklich / wo es halt so funktioniert, ja?

223 Ja, Firma (unv. #00:19:24-0#) gibt es nicht mehr, die haben zugesperrt, die habe einmal

224 wen genommen. #00:19:27-6#

225 I: Okay, aber da gibt es auf jeden Fall sicher Betriebe, die / #00:19:31-4#

226 B: Ja, es gibt eine ganze Reihe. Wie gesagt, ich bin nicht die Berufsorientierung bei uns.

227 Das macht eine Kollegin von mir. Und die ist gerade wieder total aktiv, und es ist gerade

228 wieder im Entstehen, weil im Herbst sind eben die berufspraktischen Tage, ja. #00:19:45-

229 1#

230 I: Okay. Und da darf jeder dann ein Praktikum oder einen Tag? #00:19:49-5#

231 B: Ja. #00:19:49-8#

232 I: Und total unabhängig von / #00:19:52-5#

233 B: Ja, Land Niederösterreich natürlich schon auch was macht, ja. Genau. #00:19:56-3#

234 I: Okay, und das ist dann unabhängig vom Niveau sozusagen, oder vom / #00:20:01-7#

235 B: Nein, das muss schon in einer gewissen Relation sagen. Also, so dass das Sinn macht.

236 Das wird ja vorher lang gesprochen und mit den Eltern beraten und / ja. #00:20:11-3#

237 I: Ja, also es ist ein richtiger / #00:20:14-4#

238 B: Also gezielt, wirklich. #00:20:15-9#

239 I: Gut. Also, wir haben das vorher schon bisschen besprochen, aber / also eine Frage, die

240 wir immer haben ist, wo halten sich die Jugendlichen auf, also außerhalb der Schule? Aber

241 das ist dann wahrscheinlich daheim. #00:20:31-3#

242 B: Es gibt einzelne Organisationen, wie zum Beispiel eben das rote Kreuz, ja? Die

243 Jugendgruppe beim roten Kreuz gibt es, die sehr wohl inklusiv arbeiten. Aber ich weiß

244 momentan nur von einer Schülerin. Ja, und was gibt es noch? #00:20:56-6#

245 I: Ich weiß nicht, Steppenwolf? #00:20:59-2#

246 B: Natürlich, Steppenwolf, ja, unbedingt. Ja, genau, sind sehr offen für unsere

247 Jugendlichen. Und das ist halt auch so (schwungmäßig? #00:21:08-0#), manchmal gehen

248 ein paar hin. Und dann, okay, dann treffen sie sich und dann geht es eine Zeit lang und

249 dann ebbt es halt wieder ab. So habe ich es erlebt. #00:21:16-5#

250 I: Ja, aber das ist dann freiwillig, oder? (unv.). #00:21:19-2#

251 B: Ja, genau, das ist total okay. #00:21:20-4#

252 I: Hauptsache, das Angebot besteht, ja? #00:21:22-1#

253 B: Genau. Ja, sonst / Pfadfinder muss man auch noch sagen. Ja, durchaus. #00:21:32-5#

254 I: (...) Aber die (unv. #00:21:43-0#), ich glaube, ich habe es jetzt nicht / oder wirklich Kinder

255 mit Mehrfachbehinderungen oder (unv.) / okay, also, die hätten / da gibt es wahrscheinlich

256 wirklich wenig, oder? #00:21:55-5#

257 B: Eben. #00:21:55-8#

258 I: Weil die gehen nicht zu Pfadfindern, aber das wird dann / #00:21:57-4#

259 B: Das geht halt nicht. Aber für manche geht es halt schon. Das ist halt wieder je nach

260 Entwicklungsstand und Interesse eben so verschieden. Und darum ist ja das so schwierig,

261 ne? Weil ich meine, ist halt total inhomogen, ne? #00:22:11-9#

262 I: Ja, dann habe ich alle Fragen. #00:22:16-7#

T12

I: Also vielleicht können Sie sich kurz vorstellen. Und die Zielgruppe, also die Leute, die bei 1 Club 81 sind oder die Club 81 brauchen, beschreiben. #00:00:16-3# 2

B: Ja, mein Name ist Josef Schoisengeyer. Ich bin seit Geburt an selbst behindert, bin 3 querschnittsgelähmt, fahre eben den Rollstuhl (unv. #00:00:30-8#). Und bin Mitbegründer 4 des Club 81, ja, im Verein für Menschen mit und ohne Behinderung. Bin seit, ja, jetzt 41 5 Jahren da deren Obmann. Unser Ziel ist die Inklusion von Menschen mit Behinderung. Ist 6 aber nicht auf eine ganz bestimmte Behinderungsform zugeschnitten. Sondern im 7 Querschnitt zu sorgen. Probleme aufzuzeigen. Aber auch nicht nur die Probleme 8 aufzuzeigen, sondern auch zu Lösungen beizutragen. Wir treffen uns so alle 14 Tage im 9 Hippolythaus in St. Pölten, das eben barrierefrei ist. Bieten dort verschiedenstes 10 Programm. Das ist vom geselligen Zusammensein bis zu Kultur und Reisefahrt mit einem 11 barrierefreien Rollstuhlbus, mit Assistent, der (unv.) (ist ja unten gratis?). Wir versuchen 12 aber auch / oder wir sind da immer wieder auch dran, dass man bei den Politikern 13 vorstellig wird, bei Behördenvertretern. Haben also bei der Gründung der 14 Landeshauptstadt unseren sogenannten Senf abgegeben, haben da mitgesprochen. Wir 15 waren bei der (unv. #00:01:42-9#) oder auch bei verschiedenen Bahnhofsumbauten und so 16 weiter und so fort. #00:01:48-7# 17

I: Okay, danke schön. Und bezüglich Gemeinwesenarbeit oder / was glauben Sie da? Also 18 gibt es in St. Pölten bereits für Menschen mit Behinderung / und vor allem, wo ist der 19 Bedarf? #00:02:07-0# 20

B: (...) Der Bedarf eben ist in der Form vorhanden, dass es immer noch zu wenig 21 Möglichkeiten der inklusiven Teilnahme gibt. Also, wenn ich jetzt denke an Lokalitäten, wo 22 es ja jeder andere / (unv.) Probleme da hingehen kann oder einkaufen gehen kann. Dann 23 ist bei uns also da das ziemlich eingeschränkt. Also, es gibt nicht so sehr viele Lokale, wo es 24 da so einen barrierefreien Zugang gibt. Also, und wenn es nur stufenlos ist, wo die Toilette 25 für Menschen mit einem Rollstuhl passend ist. Oder auch für den Menschen mit 26 Sehbehinderung. Ja, bei Kulturangeboten ist vielleicht ein bisschen besser, weil (es da so in 27 den / der letzten Zeit erst? #00:02:53-3#) verschiedene Einrichtungen geschaffen wurden. 28 Da hat man dann schon mehr Rücksicht genommen. Aber auch da fehlt es noch beim 29 öffentlichen Verkehr. Ja, es gibt die Niederflurbusse, die man theoretisch mit dem Rollstuhl 30 benutzen kann. Es sind aber weit nicht alle Haltestellen wirklich barrierefrei. Oder auch der 31 Weg halt vom Wohnort zu der nächsten Bushaltestelle ist oft ein Riesenproblem. Dann gibt 32 es auch immer wieder die Klagen und die Beschwerden, dass also ein Buschauffeur 33 einfach einen Menschen mit Behinderung übersieht. Dass er also erst gar nicht mitnimmt. 34 Und da gibt es immer wieder Beschwerden. Ja, und das ist an und für sich schon sehr 35 frustrierend. Es ist natürlich auch in der Schule immer noch nicht so gang und gäbe, dass 36 also eine inklusive Schule vorhanden ist. Es gibt auch verschiedene Kindergärten. Da gibt 37 es Integrationsmöglichkeiten oder auch Schulen. Aber es ist nicht so, dass wir da in jeder 38 Schule also wirklich mit einem Menschen mit Behinderung teilnehmen können. Ist 39 natürlich auch das Problem, dass es die persönliche Assistenz nicht in dem Ausmaß gibt, 40 die notwendig wäre. Und das ist wieder ein österreichweites Problem. #00:04:12-7# 41

I: Ja. Weil, so weit ich verstanden habe, es gibt in St. Pölten drei Sonderschulen. #00:04:18- 42 0# 43

B: Genau. Ja. Ja, wir müssen halt immer wegkommen von der Zone (unv. #00:04:24-8#). 44 #00:04:23-6# 45

I: Ja, genau, das ist das Thema, ja? #00:04:26-4# 46

B: Inklusion bedeutet, dass (ja nicht?) abgesondert wird, nicht? #00:04:28-9# 47

I: Aber was ich halt aus den anderen Interviews und der Praxis gehört habe, ist, dass 48 Kinder mit Behinderung in St. Pölten oder Umgebung automatisch in eine von den drei 49

Sonderschulen eingeteilt wird quasi, nicht? #00:04:43-4# 50

B: Ja. Genau. Richtig. Ja. #00:04:44-4# 51

I: Das ist das. #00:04:45-1# 52

B: Das, ich finde, widerspricht der Inklusion. #00:04:49-1# 53

I: Genau. #00:04:49-7# 54

B: (Wann natürlich?) die Pädagoginnen und Pädagogen bemüht sich. Aber ich denke, es 55 hat ja nicht nur für die Menschen mit Behinderung / ist das ein Vorteil von der Inklusion. 56 Sondern die ganze Gesellschaft lernt durch die Inklusion. Das gegenseitige Zugehen, das 57 gegenseitige Rücksicht nehmen. Eine andere Sichtweise auf Menschen mit Behinderung zu 58 / Oder aber auch, dass also Menschen mit Behinderung auch merken, ich bin gewollt in 59 der Gesellschaft. #00:05:18-2# 60

I: Kennen Sie ganz zufällig die Frau Macho, Helene Macho? #00:05:24-5# 61

B: Ja, (ich habe die bei mir? #00:05:28-4#). #00:05:26-5# 62

I: Weil die hat / ja, genau. #00:05:29-8# 63

B: (Stimmt?). #00:05:29-9# 64

I: Also da haben wir viel Kontakt. Und die hat mal erzählt, die hat früher so einen Mini-Club 65 81 ja geleitet, ja? #00:05:38-1# 66

B: Genau, richtig. Ja. #00:05:39-4# 67

I: Aber das gibt es auch schon seit 2005 oder 6 nicht mehr. #00:05:42-4# 68

B: Ja, das ist eben / hat dann die / Wir als Verein, wir sind halt eine Privatinitiative. Wir 69 haben nicht die Fördergelder. Wir haben auch nicht die Möglichkeiten dazu. (unv., 70 Tonstörung), wo wir die Möglichkeit gehabt haben, haben wir das natürlich auch finanziell 71 unterstützt. Aber es ist nicht so einfach, dass man soll / wir müssen also wirklich wieder 72 schauen, dass wir selbst überleben können. Und natürlich fehlt es an der Jugendarbeit. 73 Das tut mir irrsinnig leid. #00:06:13-9# 74

I: Nee. Aber das war, glaube ich, ein cooler / coole Initiative, ja? Aber das ist auch von 75 ehrenamtlichem Einsatz. Das kann man nicht jede Woche ehrenamtlich, auch wenn man 76 will, nicht? #00:06:24-3# 77

B: Eben, genau, ja. #00:06:25-1# 78

I: Das ist halt so. #00:06:27-1# 79

B: Das ist etwas, was seit 41 Jahren / das ehrenamtlich machen. Das ist ja nicht nur, dass 80 man das einmal in der Woche so trifft. Sondern weil man in der Vereinsarbeit tätig ist, in 81 der ehrenamtlichen, das ist / jeden Tag berührt das. Das geht auch so weit, dass das oft 82 der Samstag und Sonntag auch ist. Aber dann, dass wer die Handynummer sieht und sagt: 83 "Jetzt probiere ich da. Ich brauche jetzt dringend eine Lösung, die / weil eben keine / kein 84 Orthopädie-(unv. #00:06:57-0#) offen hat. Und mit dieser Krücke gebrochen oder mir ist 85 ein (unv.) gebrochen. Ich brauche aber jetzt da eine Hilfe." Das war dann halt schon, dass 86 ich bis ins Burgenland runtergefahren bin, obwohl ich mit dem nichts zu tun hätte. Und so, 87 wenn ich mir gedacht habe, da ist eine Lösung notwendig, da muss man was tun, und 88 habe das auf eigene Kosten gemacht, nicht? #00:07:20-1# 89

I: Ja, also Sie sind da Ansprechperson, auch nicht nur für St. Pölten? Also Sie werden 90 gesehen als Ansprechperson auch für / #00:07:29-7# 91

B: Es ist so hauptsächlich St. Pölten und um Bezirke, St. Pölten oder die umliegenden 92 Bezirke. Aber das gibt es natürlich. Eben, wie ich diesen Fall im Burgenland erzählt habe. 93 Der hat halt im Burgenland einen Verband gesucht. (Der hat?) (unv.) (gekommen?), am 94 Freitagnachmittag. Dann hat er halt im Internet zufällig unsere Telefonnummer gesehen 95 und von dort angerufen, nicht? Ich habe (unv.), na ja. Und dann hört man das. Und dann 96 denkt man sich, und wer kann denn da einfach sagen, ja, haben Sie jetzt (ein Pech? 97 #00:08:02-8#) gehabt, jetzt müssen schauen, dass dann bis Montag in dem wir 98 durchkommen, nicht? #00:08:07-3# 99

I: Ja, das (geht nicht?). #00:08:07-4# 100

B: Da hätte ich selber mir gegenüber ein schlechtes Gewissen. #00:08:10-2# 101

I: Ja, verständlich. Das ist / und sind Sie irgendwie vernetzt mit anderen Institutionen in St. 102

Pölsen oder Ihr Hippolytos-, wie heißt das, -haus? #00:08:22-1# 103

B: Ja, wir haben also seit der Gründung des Clubs im Hippolythaus unseren Sitz. Haben 104 natürlich dort auch (zum Glück wirklich auch?) wirklich (sehr gute?) Kontakte? Und dann 105 müssen wir auch sagen, die haben immer wieder versucht und machen es auch immer 106 wieder, wenn sie uns in irgendeiner Form unterstützen können, dann tun sie das auch. Wir 107 haben aber natürlich zur Stadtgemeinde schon einen ganz einen guten Draht. Ich will es 108 einmal so sagen. Mit dem Büro für Diversität zum Beispiel, nicht? Mit der Frau Magister 109 Eigelsreiter, wo man sich austauscht. Wir haben es auch zu anderen Organisationen wie 110 zum (unv.) Verband oder zum Dachverband der Niederösterreichischen Selbsthilfe, nicht? 111 Also hier vernetzt sich dann schon, weil also wir können nicht alles selber. Sondern man 112 braucht oft da den Blick von außen. Und dass man von anderen Erfahrungen sammeln 113 kann. Und (dann hat? #00:09:19-7#) / das wäre für mich auch eine Lösung oder da kann ich 114 neu ansetzen #00:09:25-2# 115

I: Okay. Und also Sie haben vorhin angesprochen, es gibt halt viele, auch physische 116 Barrieren, zum Beispiel Bus oder was auch immer. #00:09:37-5# 117

B: Ja, (unv.), für Menschen mit blind, mit Sehbehinderung, fehlende Blindensysteme und, 118 und, und. #00:09:45-1# 119

I: Ja, und können Sie auch was sagen, die Inklusion im Sozialraum? Wie Sie das 120 einschätzen, also wie Menschen mit Behinderung angenommen werden oder wie das 121 Soziale aussieht? #00:10:02-9# 122

B: Von der Gesellschaft her? #00:10:06-3# 123

I: Ja, genau, in St. Pölsen. #00:10:07-1# 124

B: Ja. Also, ich muss sagen, also, wenn man das betrachtet vor vierzig, fünfzig Jahren, hat 125 der / hat sich dann in der Gesellschaft schon sehr positiv entwickelt. Also, da würde der 126 Gesellschaft schon durchaus ein positives Zeugnis ausstellen. Natürlich wird das immer 127 wieder reinspielen, dass es Leute auch gibt, also die, na ja, den Migranten zum Beispiel 128 schlecht gegenüber eingestellt sind, oder (unv. #00:10:39-6#) eingestellt. Und (gibt es?) 129 natürlich auch gegenüber Menschen mit Behinderung. Aber das ist / ja, das (wäre nicht 130 mehr so ganz möglich?). Also, aber natürlich, man hat natürlich schon die Sorge, auch 131 wenn jetzt die / sollten die Zeiten sich wirklich verschlimmern. Na ja. Und der Sparstift 132 angesetzt wird. Wie weit es dann halt wieder so ist, dass also (er dann sagt?), na ja, das ist 133 eben nicht so notwendig, ne? Das ist / und der Sparstift wird halt wieder dort angesetzt, 134 wo halt der kleinere Widerstand zu erwarten ist. #00:11:19-2# 135

I: Ja. (...) Zwecks Sichtbarkeit oder Repräsentation. Weil also ich tue mich / also wie ich 136 erfahren habe, vor allem bei Kindern mit also wirklich mehrfacher Behinderung ist es oft 137 so. Die gehen in eine Schule. Und nach der Schule sind die eigentlich nicht mehr greifbar. 138 Auch für zum Beispiel das Büro der Diversität. Die wissen gar nicht, wie viel es gibt oder ob 139 es in St. Pölsen einen Bedarf gibt, weil der wird schon im Vorhinein angenommen, die sind 140 eh in einem Wohnhaus oder die Eltern kümmern sich. Und was sagen Sie dazu, zu 141 Sichtbarkeit? Also / #00:12:07-5# 142

B: Ja, man sieht eigentlich wenig. Es wird immer wieder. Wo man Menschen mit 143 Behinderung sieht, ist bei den Einkaufszentren wie im Traisenpark, (weil es ja dort eine? 144 #00:12:21-7#) Barrierefreiheit (unv.). Aber in der Stadt St. Pölsen, selbst in der Innenstadt, 145 wenig zu sehen. Oder war mit denen zu tun, dass also die Erreichbarkeit dementsprechend 146 nicht gegeben ist oder halt nur sehr eingeschränkt. Eben, wie schon gesagt, von den 147 öffentlichen Verkehrsmitteln, von nicht barrierefreien Zugängen, fehlenden 148 Toilettenanlagen oder Parkmöglichkeiten für Autos mit Behinderung. Ja, und dann ist er / 149 denn nach der Schule ist ja dann auch das große Problem das Erwerbsleben. Und da ist / 150 macht sich das nächste ganz große Problem auf. Gerade die Arbeitslosigkeit unter 151 Menschen mit Behinderung ist enorm hoch. Und es gibt zu wenig Arbeitsplätze für 152 Menschen mit Behinderung. Und ich glaube, (unv.) heutigen Stand der Technik könnte 153 man da sehr, sehr viel mehr tun. Am Computer gibt es genug Möglichkeiten, dass / also 154 wenn ich die dementsprechende Ausbildung habe, dass ich mir da ein Erwerbsleben 155

schaffen kann. Nur muss ich es den Menschen auch zutrauen. Und da ist immer noch die, 156
dass die von der / na ja, der ist dann vielleicht nicht so einsetzbar, (unv. #00:13:41-9#) 157
(nicht so?) einsetzbar. Sie ist dann vielleicht auch öfters im Krankenstand. Oder jetzt, bei 158
Firmen ist nur eine andere / kann ich dort noch einsetzen und da. Und (das kommt mir?) 159
leichter. Und dann ist auch oft, dass (unv.) jetzt einen geschützten Arbeitsplatz hat, eh erst 160
nach vier Jahren. Aber (unv.) und das sollte auch sein. Den kriege ich dann nicht los. 161
Stimmt alles nicht. Das ist einfach nur, wo ich denke, also, man muss halt doch viel mehr 162
Kreativität an den Tag legen. #00:14:10-5# 163

I: Ja. Weil es gibt zwar Jugendcoaching und so, aber in der Praxis, ist das auch nicht / 164
#00:14:21-7# 165

B: (unv.) (dazu nur sagen?), ich merke es immer wieder, dass Menschen mit Behinderung 166
einen / also, immer wieder, dass die einen Arbeitsplatz suchen. Ja, was ist dann die 167
Fantasie? Na ja, die geschützte Werkstätte ist hoch qualifiziert. Die Leute, die dort arbeiten. 168
Aber es ist nicht wirklich inklusiv. #00:14:41-2# 169

I: Genau. Was gibt in St. Pölten / da gibt es die Tagesstätte? #00:14:45-6# 170

B: Es gibt die Tagesstätte. Das ist also dann für Menschen, die also nicht an den ersten 171
Arbeitsplatz kommen können. Zum (unv. #00:14:55-6#), dass sie / wo halt auch medizinisch 172
Rücksicht genommen wird, wo sich / hohe Betreuungsbedarfe sind. Und dann gibt es die 173
gewählte, geschützte Werkstätte, integrative Betriebe, die ein ganz normaler Arbeitgeber 174
sind. Also von der Metallbranche bis Schilderdruck und alles, (Lehrer?). Und da gibt es die 175
verschiedensten Möglichkeiten, die auch gut ausbilden. Aber natürlich, (es wird ja dann 176
noch halt schon?) (unv.) sein, in den ersten Arbeitsplatz, in den ersten / in die erste 177
Kategorie zu kommen, ne? #00:15:37-1# 178

I: Ja. (...) Und wissen Sie, also, soweit ich herausgefunden habe, voll betreute Wohnplätze in 179
St. Pölten, Stadt, da gibt es nur Domizil, oder? #00:15:49-9# 180

B: Da gibt es nur Domizil, ja. #00:15:53-1# 181

I: Genau. #00:15:53-6# 182

B: Und da dementsprechend eine lange Anwaltschaft / Wartezeit, bis man wirklich auch 183
einen Platz kriegt. #00:16:01-5# 184

I: Genau. Oder man muss raus aus St. Pölten. #00:16:04-2# 185

B: Es gibt / oder man muss raus aus St. Pölten. Ja. Es gibt dann schon die, die / wie es also 186
jetzt auch die Gemeinden haben, betreubares Wohnen. Das ist aber so ein schwammiger 187
Begriff. Da muss man auch extrem alles selber noch schauen und zukaufen. Und das ist 188
aber dann finanziell nicht stemmbar. #00:16:25-9# 189

I: Ja. Na ja, sicher für / #00:16:31-6# 190

B: (unv. #00:16:28-5#) in St. Pölten ein paar. (Bei der Alpenland?), auch die Caritas. Oder in 191
Zusammenarbeit mit der Caritas gibt es das, wo die / dieses Kolpinghaus war. Es gibt in 192
Gerersdorf eins. Es gibt, ja, in, glaube ich, (unv.) (glaube ich, ist es nicht?). Aber (unv.), 193
glaube ich, gibt es eines, wenn ich es richtig im Kopf habe. Aber Ober-Grafendorf, das hat 194
schon sehr lange. Aber da muss ich aber selbst / nur selbst so selbstständig sein. Oder mir 195
dann Volkshilfe oder Hilfswerk oder Caritas dann noch zukaufen. #00:17:03-7# 196

I: Ja. Aber das ist für Menschen mit wirklich mehrfacher oder Pflegestufe sechs, sieben 197
natürlich nicht / #00:17:09-7# 198

B: Das ist / das ist da (absolut nicht?), nein. Überhaupt nicht. Also einen Pflegebedarf, (der 199
für den?) / betreubaren Wohnen (nicht wirklich haben?)? #00:17:17-1# 200

I: Ja. Das hat mich so gewundert, dass es wirklich nur / es gibt dann Oberwölbling oder so / 201
gibt es eine Lebenshilfe, aber das ist / #00:17:23-3# 202

B: Oberwölbling (ist doch?) (unv.). Genau, richtig. (unv.) die Lebenshilfe (unv.). Aber sonst 203
gibt es nicht sehr viel, ja? #00:17:28-7# 204

I: Sonst gibt es / Wahnsinn, ja. #00:17:29-1# 205

B: Dann ist das schon vorbei. #00:17:30-7# 206

I: Ja. Und dann noch ein letztes. Letzte Frage (hatte sich? #00:17:36-9#) schon ein bisschen 207
angesprochen. Aber die Zielgruppe und vor allem Jugendliche mit Behinderung, wo die 208

sich aufhalten, wissen Sie da / also Steppenwolf? Oder ist es nicht so? #00:17:51-3# 209

B: (Die stecken?) ja auch meisten weiter irgendwo zu Hause am Computer. #00:17:54-4# 210

I: Okay. Ja. #00:17:55-8# 211

B: Das ist das (unv.). #00:17:57-8# 212

I: Ja, das ist / Ja. #00:17:58-4# 213

B: Es ist natürlich (ein Problemthema?), (unv.) heute zu Menschen heranzukommen, ist gar 214 nicht so einfach. Früher hat man / hat es die Technik nicht so gegeben. Gott sei Dank gibt 215 es heute. Aber heute kann man sehr viel übers Internet holen. Ich merke es immer wieder, 216 wann (unv.) / (wenn ich ein?) Telefongespräch habe, sagt er: "Ja. Jetzt, ich stelle Ihnen die 217 Informationsmaterialien gerne zur Verfügung. Aber schauen Sie doch einfach einmal einen 218 Samstag bei uns vorbei. Und dann kann man über andere Sachen noch reden." "Nein, jetzt 219 habe (ich das alles erst mal geklärt?). Ich darf mich dann / Sie können einmal bei Ihnen 220 melden, wenn ich wieder was brauche." Es ist dann auch ein bisschen die / so die 221 Gesellschaft. Und das macht vor Menschen mit Behinderung auch nicht halt, dass man 222 sich heute einfach alles übers Computer-(Tipp? #00:18:44-8#) holt, soweit es halt möglich 223 ist. Ja und was aber in unserem Fall ja dann halt noch zusätzlich schadet, wenn man halt 224 dann den Kontakt nach außen noch weniger hat. Und der wäre eben so wichtig. #00:19:02- 225 0# 226

I: Ja, also dass das Internet nicht nur gut oder / #00:19:10-4# 227

B: Ja, Internet ist ein Riesenvorteil, bringt sehr, sehr viel, aber manchmal denke ich mir, der 228 persönliche Kontakt bleibt dann auf der Strecke. Und man kann mit in den / man kann 229 sicher dann am Telefon oder Internet / kann man über sehr viele Themen reden. Aber im 230 persönlichen Gespräch, das vielleicht ein bisschen länger dauert, kann man oft in den 231 Zwischentönen manches erfahren. Und dann, aha, da liegt eigentlich die Problematik. 232 Oder dann kann sich der viel mehr öffnen. Kriegt halt ein ganz anderes Vertrauen. Es ist ja 233 auch / für manche Sachen braucht man ja eine Vertrauensbasis, wenn man was erzählt 234 oder sich einen Rat holt. Weil es dann oft auch ins / in Themenbereiche ging, die schon 235 sehr persönlich sind. Und das möchte ich dann in einem geschützten Rahmen sagen. Und 236 nicht über Telefon oder Internet, sondern wirklich, wo ich den anderen sehe, wirklich sehe, 237 und sagen kann: "So tickt der. Der versteht mich." Das spürt man anders, kommt anders 238 rüber, wenn ich wem direkt gegenüber sitze. #00:20:21-1# 239

I: Ja, absolut. Ja. (...) Ich schaue kurz. Ich glaube, alles wurde eh schon / also wir haben so 240 Leitfragen, die wir dann auswerten. Und jeder, der interviewt wird, kriegt quasi die 241 gleichen Fragen. Da kann man das super vergleichen. Aber was Sie sagen, das habe ich 242 von / genauso Büro für Diversität oder die Helene Macho. #00:20:49-4# 243

B: Ist genauso (unv. #00:20:54-6#). #00:20:51-8# 244

I: Anders formuliert, aber eigentlich sehr ähnlich, ja? #00:20:59-4# 245

B: Ja. #00:20:59-5# 246

I: Wobei natürlich Internet für Kinder oder Menschen mit eben wirklich auch kognitiver 247 Beeinträchtigung, ist so ein blödes Wort / aber kognitive Beeinträchtigung, auch wieder 248 schwierig ist, ne? #00:21:16-4# 249

B: Ja, freilich. #00:21:16-4# 250

I: Oder alles was / und solche Menschen werden wirklich / also, die sind / wie gesagt, die 251 Frau (unv.) hat gesagt: Die sind wie gewohnt nicht greifbar." Also, Eltern schützen die sehr 252 stark. #00:21:27-5# 253

B: (unv.), ja. #00:21:27-9# 254

I: Und sobald sie aus der Schule sind, sind sie verschwunden. #00:21:31-7# 255

B: Weg, (man sieht es ja?). #00:21:33-1# 256

I: Und nicht mehr greifbar. #00:21:33-9# 257

B: Irgendwo in einer Einrichtung, vielleicht weit weg von St. Pölten, leben sie irgendwo, ja. 258 #00:21:40-5# 259

I: Ja, oder daheim. #00:21:45-0# 260

B: Das ist schade, weil das macht die Gesellschaft bunter. Mir würde das so sehr gefallen. 261

Ich war vor dreißig Jahren in / oder ein bisschen mehr wie dreißig Jahre ist das. Da habe ich 262 die Gelegenheit gehabt, nach Holland zu fahren, da es da einen barrierefreien Ferienhof 263 gegeben hat. Von einer deutschen Pädagogin, die sich dann in Holland an der holländischdeutschen 264

Grenze einen / so einen alten Bahnhof gekauft hat und dann barrierefrei 265 umgestaltet hat. Und das (wurde einfach? #00:22:18-1#) (unv.) und habe mir das 266 angeschaut. Und habe das in / (unv.) habe ich halt auch versucht, verschiedene 267 Einrichtungen oder Initiativen da in Holland zum Anschauen, ne? Mir ist das damals schon 268 aufgefallen. Ich habe einfach / da ich keine genauen Kontaktdaten gehabt habe, habe ich 269 mich halt einfach an die niederländische Botschaft gewandt, nicht? Ich habe mir gedacht, 270 die / vielleicht können mir die ein paar Adressen sagen, die für mich interessant wären. 271 Das ist dann so gewesen, dass mir die ein ganzes Programm ausgearbeitet haben, nur 272 mehr, wo die / wo ich hinfahren sollte und mir das unbedingt anschauen sollte. Und da 273 war unter anderem auch so / also (so wie das?) (unv.) im (unv.). Aber da hat es ja schon 274 (eine Menge?) gegeben, das Behindertendorf in Arnheim. #00:23:06-2# 275

I: Ja? #00:23:07-1# 276

B: (unv.) jetzt nicht der richtige Begriff. Behindertendorf, sondern das war ein Dorf im Dorf, 277 wo Menschen mit Behinderung leben. Das hat man aber nicht gemerkt, dass dies das 278 Gebiet ist. Sondern es ist einfach mitten im Dorfleben drin gewesen. Das Kaffeehaus, das 279 in dem Stadtteil (drin war? #00:23:31-2#), ist in dem Dorf integriert gewesen. Also jeder 280 andere, der ins Kaffeehaus gehen wollte, hat halt dorthin gehen müssen. Genauso die 281 Bankstelle. Die haben eine geschützte Werkstätte gehabt. Das war aufgeteilt in der 282 Geschäftsleitung. Ein Mensch mit einer / ohne Behinderung, der halt eben eine 283 kaufmännische Ausbildung hat. Der andere hat aber eine Behinderung gehabt, auch mit 284 einer dementsprechenden Ausbildung. Also wo dies gemeinsam geführt worden ist. Und 285 so was gefällt mir an / da hat man das schon gelebt, dass dieses wirklich Inklusion ist 286 oder / #00:24:07-1# 287

I: Ja, das ist wirklich ein / #00:24:07-9# 288

B: Teilhabe. #00:24:08-4# 289

I: Also ich komme ganz zufällig aus Holland. Das haben Sie vielleicht gehört. Und ich kenne 290 das, ja? Also, dass ist wirklich ein / quasi ein Grätzl mit / also in Arnheim. Und auch, was Sie 291 erwähnt haben, das an der Grenze, das kenne ich, glaube ich. Also, das ist mittlerweile 292 auch / wenn es das Gleiche ist. Aber das wird es wahrscheinlich sein. Das ist auch ein Dorf. 293 #00:24:30-0# 294

B: Ja, in Helden-Panningen war das. #00:24:31-8# 295

I: Wo? #00:24:31-8# 296

B: Helden-Panningen. Das war ein paar Kilometer von / zwanzig Kilometer von Venlo ist 297 das (gewesen? #00:24:41-5#). #00:24:39-7# 298

I: Von Venlo, okay. Im Süden, okay. Weil es gibt nämlich auch so was, so ein Dorf im Osten, 299 auch an der deutschen Grenze. Und das ist ein ähnliches Konzept wie in Arheim, wo es ein 300 bisschen mehr (Waldtreff?) und so / aber auch im Dorf dann ein / ja, verschiedene Häuser. 301 Und ich arbeite / ich arbeite in Sollenau im / das heißt jetzt nicht mehr so, aber (Karl- 302 Winkler?)-Dorf? #00:25:05-9# 303

B: Ja, genau, ja. #00:25:07-9# 304

I: Und ich glaube, die versuchen das auch dort. #00:25:10-3# 305

B: Ja, es muss ja noch so, ja, (unv.). #00:25:11-6# 306

I: Es ist / aber das Problem ist dort, da hast du links ein Bundeswehrgelände und rechts ein 307 Industriegebiet. #00:25:19-5# 308

B: Ja, genau. Ja. Es ist trotzdem abgeschottet. #00:25:22-4# 309

I: Es ist total abgeschottet. Aber die Idee da hinten, weil es gibt zum Beispiel ein 310 Kaffeehaus, was grundsätzlich offen ist, nicht? Für jeder, auch aus Blumau oder Sollenau. 311 Aber die wissen das nicht. Also ich versuche auch schon urlang, dass irgendwie / aber die 312 Leute wissen nicht, dass es das gibt. Die glauben, okay, das ist / na ja, daneben ist eine 313

Wewalka, irgendeine Brotfabrik. Und (durchs Laub? #00:25:44-1#) darfst du nicht gehen, 314
weil da ist das Bundesheer. Na, und dann gibt es eine Bundesstraße. Das ist auch nicht 315
wirklich zugänglich. #00:25:51-0# 316

B: Stimmt, ja. Mir hat das auch in Panningen so gut gefallen. Da war dann wirklich so 317
aufgefallen, dass also der Ortskern so wirklich total barrierefrei (da?) ist. Halt bei den 318
Geschäften, wenn eine Stufe war, war seitlich eine Rampe angebracht, zum Beispiel, ne? 319
Und ich habe also die Vermieterin gefragt, wieso das da so / wirklich so überzeugend 320
wirklich barrierefrei ist. Und sie dort meinte, sie macht mal ein Gespräch mit dem / 321
Kontaktgespräch mit dem Bürgermeister, ne? Ich soll ihn dort halt einfach fragen. Und war 322
dann dort, und dann, habe ihn gefragt. Und er hat mich so angeschaut und sagt, was ich 323
jetzt meine, ne? Habe gedacht, da habe ich mich jetzt schlecht ausgedrückt und habe das 324
noch mal / hat er mich angeschaut. "Ja," sagt er, "na ja, es ist doch irgendwo 325
selbstverständlich. Warum? Über das braucht man doch nicht diskutieren. Das hat zu sein. 326
Aus. Es ist keine besondere Leistung, sondern es ist einfach notwendig." Und damit (unv. 327
#00:26:57-0#) getan zu werden, ne? Und so was wird immer in Österreich / (und da nur, 328
wenn du da nach dem suchst?). Also, na ja, was? Das geht aus dem Grund nicht. Und das 329
merkt man halt schon bei uns immer nur, dass also der / na ja, wir haben jetzt schon so 330
viel gemacht und jetzt das auch noch. Und dort noch, was da dort dagegen steht. Sondern 331
das Offene, ja, wir können es machen. Es geht vielleicht nicht alles sofort und gleich. Aber 332
wir setzen das auf eine Agenda und das arbeiten wir Stück für Stück ab. Es hat auch von 333
der Barrierefreiheit / hat ja doch wirklich jeder einen Profit. Es ist eben keiner dabei, der 334
was verliert, sondern es gewinnt ja jeder. Und ich verstehe die Wirtschaft, ehrlich gesagt, 335
nicht, dass man immer wieder sagt: "Na ja, dass die die Auflagen (unv.)." Aber auf der 336
anderen Seite schaffe ich immer neue Kundenkreise. Wir waren heute zum Beispiel mit 337
dem / unserem Verein. Wir machen eben, das habe ich eh vorher schon gesagt, einmal im 338
Jahr so eine Vier-, Fünftagesfahrt. Waren wir in Kirchdorf in Tirol, Hotel Bräuwirt. (Weiß 339
nicht? #00:27:59-9#), vielleicht sagt Ihnen das was. #00:28:01-1# 340

I: Na. #00:28:02-0# 341

B: Der ist / ja, wir waren eine Gruppe von 41 Personen. Davon haben wir aber 12, na, 14 342
barrierefreie Zimmer gebraucht. Wir haben das zur Verfügung. Natürlich muss ich mich da 343
langfristig anmelden für die Gruppe. Es dauert so halt ein ganzes Jahr (unv.). Und ich habe 344
mit der jungen Chefin da gesprochen. (unv.), was sie für Erfahrungen haben mit den 345
Gästen mit Behinderung. Oder ist das / ob für sie lohnt. Sagt sie: "Absolut." Sie haben das 346
oft. Die Gäste fahren weg und buchen fürs nächste Jahr. Es ist einer der treuesten 347
Stammkunden. Die kommen immer wieder. Und ich / Da brauchen sie auch gar nicht so 348
sehr viel Werbung machen. Sondern da funktioniert die Mundpropaganda, die, dass sie es 349
weitererzählen, einer dem anderen, ganz, ganz toll. #00:29:02-9# 350

I1: Passt. Die erste Frage war: Gibt es Bedarf im Bereich Gemeinwesenarbeit? Und was es 1 schon noch einmal gegeben hat, genau. #00:00:10-5# 2

B: Bei uns jetzt ganz konkret im Jugendzentrum, Gemeinwesenarbeit, ja? Ich habe es ja 3 schon kurz vorher schon angerissen, durch diese Nähe zu dieser doch oft problematischen 4 Nachbarschaft oder auch dieser Situationen, die entstehen, dass der Fußballplatz da ist, ja, 5 braucht es da auch eine gewisse Gemeinwesenarbeit. Das heißt, wir schauen, dass wir 6 einen guten Connect zu den Nachbarn haben. Es gibt da drüben ganz / also eine Person, 7 die so quasi Hausmeisterfunktion da drüben hat, gleich in dem benachbarten Haus, mit 8 dem wir einen ziemlich guten Draht haben, ja? Also, der hat auch meine Privatnummer 9 zum Beispiel und ruft da im Worst Case am Sonntagabend und sagt: "Das und das passiert 10 gerade." Ja, so ein kleiner Alarmmelder, was man da dann hat. Ja, man ist mit viel Leuten, 11 die was halt auch betroffen sind, dass das Jugendzentrum da ist, in einem Austausch. Mit 12 manchen in einem guten situationsbezogen, mit manchen dann halt in einem doch 13 vielleicht nicht so gutem Austausch, ja? Also, es gibt da zum Beispiel einige Leute mit einer 14 gewissen Alkoholproblematik in der Nachbarschaft, auch psychische Erkrankungen. Dies in 15 der Kombination dann noch mit dem Fußballplatz, ja, das hat Potenzial, wo man halt oft 16 auch mit Erwachsenen, was das mit betrifft, arbeiten muss, ja? Oder Gespräche führen 17 muss und schauen, dass das irgendwie besser wird. Ja. #00:01:26-5# 18

I1: Aber der Fußballplatz ist am Sonntag auf? #00:01:30-3# 19

B: Der ist am Sonntag auf. Das ist ein öffentlich zugänglicher Platz, ja? Das ist nicht so, dass 20 der nur gekoppelt ist an unsere Öffnungszeiten. Die Kids können da auch, wenn wir nicht 21 offen haben, von, ich glaube, von 9:00 bis 21:00 Uhr den Platz nutzen. Manche machen es 22 halt länger. Und wenn wir da sind, betreuen wir ein bisschen mit. Also geben da auch 23 Fußbälle her. Geben wir ein Pfandsystem. Ja, und schauen auch / organisieren ein 24 Fußballturnier einmal im Jahr mit denen gemeinsam. Also gehen da schon ein bisschen 25 raus aus unserem eigentlichen Schneckenhaus da, ja, sage ich mal. Aber, wie gesagt, 26 gehört nicht zu uns dazu, dieser Fußballplatz. Ist aber oft ein Konfliktpotenzial. Und wenn 27 wir da sind, ist klar, dann müssen wir da / #00:02:09-1# 28

I1: Ist halt im Sozialraum, so. #00:02:10-4# 29

B: Genau, ist in unseren Sozialraum drin. Aber wie gesagt, ich verstehe die Nachbarn auch, 30 ja, dass das zeitweise nicht (unv. #00:02:13-0#) ist, dass da 50 Kinder sitzen und lernen am 31 Sonntag und Feiertag. #00:02:13-3# 32

I2: Zu viel Lärm. #00:02:13-3# 33

B: Ja, aber es ist der coolste Platz in der Stadt, ja? Also mit Kunstrasen. Also, du wirst nie 34 dreckig oder (unv. #00:02:25-0#) und wird auch dementsprechend leider gut genutzt, ja? 35 Also, es ist cool, dass es das gibt für die Kids, ja? Aber es ist dann immer zwei Seiten, die 36 man da betrachten muss, ja? #00:02:34-6# 37

I2: Aber ist die Polizei manchmal involviert, wenn so / #00:02:36-7# 38

B: Polizei war auch manchmal involviert. Also, ja. Ja, klar. #00:02:41-9# 39

I1: Passt. #00:02:49-3# 40

B: Selten, aber doch. #00:02:49-4# 41

I1: Ja, okay. Ja, es passt ja mit der Polizei. Gibt es da Vernetzungen zu unterschiedlichen 42 Institutionen? #00:02:53-4# 43

B: Ja, gibt es. Ja. Wir haben jetzt so einen Jugendkontaktbeamten, der eben speziell, wenn 44 wir Fragen aus unserer Arbeit, aus dem Jugendzentrum haben, wo er die erste Nummer 45 ist, die man anruft. Der eben auch, meiner Meinung nach, ein super Sozialarbeiter 46 geworden ist. Und wir ja auch / Polizei, das ist in Wien sicher genau dasselbe. Wir arbeiten 47 ja teilweise mit demselben Klientel, halt in unterschiedlichen Lebensphasen oft, ja? Das 48 heißt, wenn wir im Jugendzentrum eine gute Arbeit machen, dann hat die Polizei vielleicht 49 weniger mit dem dann zu tun. Aber es überschneidet sich das Klientel wirklich öfters, vor 50 allem im jugendlichen Bereich, ja? Und, also ich bin da echt extrem froh, dass man sowas 51

hat und nicht / also, das hat sich schon über Jahre aufgebaut, ja? Da ist wirklich ein 52 Vertrauensverhältnis auch da, ja? Also wir wissen, dass man da auch ein paar Sachen dazu 53 nehmen können, die vielleicht bei einem anderen Polizisten ein Gehäckel waren und da 54 der vielleicht anders in die Situation einsteigen würde, als wie das dann unser 55 Kontaktbeamter macht, ja? #00:03:55-5# 56

I1: Ist es so ein Grätzlpolizist, oder? #00:03:57-1# 57

B: Der hat das über, auch das Grätzl da ja. Also, es gibt eben verschiedene Polizeistellen in 58 Sankt Pölten. Und das ist schon in seinem Ressort da drinnen auch, ja? Das heißt, der 59 kennt auch die Spezialisten, sage ich mal, von unseren Nachbarn schon lange und weiß so 60 da, um die Problematik in diesem Viertel Bescheid, ja? Obwohl man muss sagen, das ist 61 nun mal das letzte Grätzl, was so über geblieben ist. Jetzt am Schönbrunner Schloss war 62 früher, auch bevor die Fahrbahn gebaut worden ist und so, ja, das war wirklich ein 63 Straßenzug, wo / Wie soll ich es jetzt charmant ausdrücken? Da hätte fast Pia eine Freude 64 gehabt, da hätte man eine Doku drehen können, ja? Ja, es ist wirklich so ein sozialer 65 Brennpunkt mit viel / (...) Wenn man dafür nutzt, zwar so (unv. #00:04:38-0#) gehen, da ist 66 wirklich twenty- four seven das da abgegangen, ja? Viel Alkohol, ja, Drogen sicher auch, ja? 67 War ein Punkt, warum sie uns vor zehn Jahren dann diesen Standort da vorgeschlagen 68 haben, weil das war vor zehn Jahren auch noch / oder Blödsinn, das war noch dann vor 15, 69 20 Jahren, wie wir eigentlich da herzogen sind, da war das eben das ganze Viertel noch 70 anders, ja? Das hat sich in den letzten Jahre verändert, ja? Die Leute sind dann teilweise 71 ausgezogen in andere Gebiete von der Stadt. Ja, aber wie gesagt, noch mal mit zurück zum 72 Jugendkontakt. Wir hatten / ihr müsst mich ein bisschen stoppen, wenn / #00:05:10-7# 73

I2: Alles gut. #00:05:11-4# 74

B: (unv. #00:05:11-0#) Aber da sind wir in einem guten Kontakt. Und das war oft schon 75 sehr, sehr hilfreich, ja? Auch, zum Beispiel, dass die, wenn es irgendwas zu besprechen 76 gibt, was vielleicht gut beschreibt, nicht in Uniform kommen, sondern in Zivilkleidung, ja? 77 Dass sie wann / Oder man, dass sie abseits Öffnungszeiten ausmacht, dass man sie trifft 78 oder wann es wirklich pressiert, sie nicht in Polizeiuniform kommen, sondern in Zivil 79 kommen. Also da Gespür da ist, ja, und ein Verständnis auch für unsere Arbeit. Wie gesagt, 80 der war ein guter Sozialarbeiter geworden. #00:05:40-6# 81

I1: Und Schulsozialarbeit gibt es jetzt / #00:05:43-3# 82

B: Da haben wir auch Vernetzung. Klar, ja. Wir haben viele Vernetzungstreffen. Es gibt das 83 Q-Team. Das sind alle sozialen Einrichtungen von Sankt Pölten, die sich einmal im Monat 84 treffen. Dann haben wir das Jugend-Q-Team. Das passiert vierteljährlich, ja, wo alle 85 jugendrelevanten Institutionen sich zusammensetzen und treffen. Und natürlich auch im 86 Bedarfsfall da immer ein Austausch ist, ja? #00:06:01-3# 87

I2: Und was ist da dabei? #00:06:03-1# 88

B: Beim Jugend-Q-Team? #00:06:06-0# 89

I2: Ja. #00:06:06-1# 90

B: Das sind Sachen wie Suchtberatung, Schulsozialarbeit, Jugendnotschlafstelle, 91 Streetwork, eben wir. Aber auch, das ist wie mit den anderen Lernungsgeschichten, also ist 92 wirklich ganz breit aufgestellt, ja? Nur breiter ist dann das Kinder- und Jugendnetzwerk, 93 das ist niederösterreichischer Verband, den es in, glaube ich, in vier oder fünf Vierteln gibt, 94 ja? Das geht noch mal weiter, ja? Da sind auch dann Kindergärtnerinnen dabei oder 95 Psychologen, (unv. #00:06:35-0#), Kinderpsychologen. Also, das ist dann nur ein größeres 96 Netzwerktreffen. Das ist auch so, glaube ich, viermal im Jahr. Also, man ist da schon gut 97 vernetzt und das ist auch wichtig. Vernetzung ist da A und O. Ja. #00:06:47-5# 98

I2: Ja, natürlich, ja. #00:06:48-9# 99

B: Und weil wir ja auch nur so quasi Allgemeinmediziner sind, die dann oft vermitteln 100 müssen zu den Spezialisten, ne? Oder in Neustadt ist auch da dabei, zum Beispiel, viel. 101 #00:07:01-7# 102

I1: (...) Passt. Die nächste Frage: Wie ist der Istzustand der Inklusion der diversen 103 Zielgruppen? Also / #00:07:09-7# 104

I2: Also die Jugendlichen halt. #00:07:10-7# 105

B: Ja, das Jugendzentrum ist prinzipiell ein Platz, wo jeder willkommen ist, ja? Wurst, was 106 für eine Herkunft, was für einen Glauben, was für ein Handicap, was auch immer, ja? Also, 107 es soll offener Raum sein für alle. Da bemühen wir uns sehr, dass da jeder eine gute Zeit 108 hat, wenn er da drinnen ist, ja? Also, das ist uns ganz, ganz wichtig. Wir haben auch so 109 Geschichten für / also zum Beispiel die Bar dahinten hat so einen / ein bisschen eine 110 Vertiefung und einen Einlass, dass wirklich ein Rollstuhlfahrer sich an die Bar sitzen kann. 111 Wir haben ein behindertengerechtes WC zum Beispiel auch. Aber schon natürlich auch, ja, 112 wie gesagt, dass man den Raum, wurscht, woher wer kommt und wie wer herkommt, ja, 113 dass er da willkommen ist und dass er eine gute Zeit haben kann, ja? Da sehen wir schon, 114 dass wir da alles irgendwie inkludieren, was so Bedarf hat an einem Platz im 115 Jugendzentrum. Und das ist auch unser Credo, es soll jeder da eine gute Zeit haben und 116 sich gegenseitig da irgendwie anzupatzen wegen irgendwas, das hat darinnen ganz 117 einfach keinen Platz. #00:08:12-5# 118

I1: Ist ein Safe Space. #00:08:13-8# 119

B: Bitte? #00:08:15-8# 120

I1: Ist ein Safe Space. #00:08:15-9# 121

B: Safe Space, ja, genau, so ist das. Ja, voll. Da hat es schon ganz arge Begegnungen 122 gegeben einmal, wo man auch so wirklich ganz viele Kids mit Migrationshintergrund halt 123 aus Syrien, Afghanistan, was weiß ich, das ganze Flüchtlingswellen, was ja auch immer 124 wieder in unserer Arbeit widerspiegelt. Auch oft schon vorher, bevor es in der 125 Gesamtgesellschaft ankommt. Also, Jugendzentrum müsst ihr euch vorstellen, zehn 126 Burschen, sage ich mal, mit Migrationshintergrund und dann kommt ein Typ rein, mit (...) 127 Blut und Ehre, tätowiert, Wappenzeichen, Hakenkreuz. Ja, also ein klarer / also Nazi, ja? Wo 128 es interessant wird, dass der allein da hineingekommen ist, wo er schon vielleicht gewusst 129 hat, auf was er da stößt. Und wir eigentlich so große Ohren gehabt haben und Augen 130 gehabt haben und im Aufpassmodus waren. Ja, was passiert da jetzt? Will der Stunk 131 machen, ja? Und ja, lustigerweise hat sich das dann komplett anders entwickelt, ja? Es war 132 dann gleich Interesse da an den Tattoos von dem Burschen, ja? Von dem mit 133 Migrationshintergrund, weil die das nicht entschlüsseln haben können, ja? Da fehlt halt oft 134 der geschichtliche / oder der Schulbackground, ja? Viele waren da nicht in der Schule. Da 135 haben die das Thema noch nie gestreift, ja? Was viel interessant war, weil der Typ ist 136 gerade von einer Verhandlung gekommen, die so ausgegangen ist, dass er sich seine 137 Tattoos entfernen hat müssen, weil sie halt verboten sind in Österreich. Der hat das in 138 Tschechien stehen lassen und dann war so draußen am Tisch, wo ihr gerade gesessen 139 seid, ja, dieser eine Typ mit den rechtsradikalen Symboliken auf dem Körper verteilt und 140 die Migrationshintergrundburschen, ja, die das nicht verstanden haben, weil sollte jeder 141 das Recht haben, sich alles auf die Haut zu tätowieren lassen, was er will, nachdem er / 142 Also die haben das nicht gewusst. Dann haben wir das irgendwie aufgedrösel. Ja, das ist 143 halt verbotene Symbolik in Österreich und zur Wiederbetätigung und da kriegt man 144 Probleme, ja? Die haben das überhaupt nicht verstanden. Aber dann war eben der Switch 145 auf, na, warum bist du so ausländerfeindlich? Dann war es ihnen nicht klar, was steckt da 146 dahinter, ja, und warum, weil wir sitzen jetzt auch zusammen und reden miteinander. 147

#00:10:08-0# 148

I2: Ja. #00:10:08-0# 149

B: Und ihr seid ja eh relevant. Also daraus hat resultiert, dass die dann den nächsten Tag 150 gemeinsam Billard gespielt haben, ja? Also die Dynamik in eine komplett andere Richtung 151 gegangen ist, ja? Und ich denke mir, drum noch mal zurück zu dem kleinen Mikroversum, 152 was wir darinnen haben, ja? Ich glaube, dass da drinnen, mit dem, dass man eben 153 draufschaut, dass das alles irgendwie halbwegs gut in den Bahnen bleibt, ja? Die Leute da 154 Erfahrungen machen können, die sie draußen auf der Straße nie so machen würden, ja? 155 Die wären sich nie in dem Kontext begegnet, indem wertschätzenden, der da war. Sondern 156 hätten sich eher hinter dem Bahnhof auf die (unv. #00:10:42-0#) gehaut, ja? Aber das sind 157

Erfahrungen, die jetzt alle zwei Teile mitnehmen und vor allem für den Burschen mit dieser 158
Tätowierungsgeschichte, ja, war das sicher, weiß ich nicht / Ich habe ihn jetzt schon lange 159 nicht
mehr gesehen, aber es wäre nochmal interessant über die Jahre, wie er das jetzt so 160
sieht, diese / Oder, ob das was hinterlassen hat bei ihm, obwohl ich mir ganz sicher bin, 161
das hat was gemacht mit ihm. #00:11:00-9# 162

I2: Ich glaube ja. #00:11:01-2# 163

B: Ja, ich meine, voll. Also drum, auch dieses Zusammentreffen, wo ganz viel verschiedene 164
Gruppen / also mit Leuten mit ganz verschiedenen Backgrounds. Und wie sie die dann da 165
in diesem Raum auch wieder gemeinsam wiederfinden können, finde ich immer wieder 166
sehr spannend, ja? Und was für Erfahrungen / Mit was für Erfahrungen sie dann vielleicht 167
rausgehen, ja, die sie sonst nie gemacht hätten. #00:11:21-5# 168

I2: Ja. #00:11:21-8# 169

B: Ich glaube, wenn / ich habe schon ein paarmal gesagt, wenn die Welt draußen ein 170
bisschen mehr Steppenwolf wäre, dann wäre sie ein besserer Platz, ja? #00:11:27-4# 171

I2: Das stimmt, ja. #00:11:28-1# 172

B: Aber ja, es braucht so Mikroversen, ja, wo sowas auch möglich ist, ja? Und so 173
Begegnungs / #00:11:32-2# 174

I1: Das öffnet auch jemandes / #00:11:33-1# 175

B: Genau. #00:11:33-1# 176

I1: Das ist ja Wahnsinn. #00:11:33-1# 177

I2: Voll. #00:11:33-2# 178

B: Voll, voll. #00:11:33-3# 179

I1: Ja, passt. Okay, dann / #00:11:33-3# 180

I2: (unv. #00:11:33-0#) #00:11:33-3# 181

I1: Ja, das haben wir auch. Also, Verbesserungsvorschläge, was sind / Vorhin haben wir 182
noch geredet über den Raum vielleicht / #00:11:46-0# 183

B: Ja, genau, es fehlt ein Raum auf alle Fälle. Ja, genau. Also die Kubatur ist schon wieder zu 184
klein geworden, auf alle Fälle. Aber das resultiert auch natürlich eben durch einen 185
vermehrten Anspruch. Seit Corona hat das / Also wie Corona dann vorbei war, haben uns 186
ja quasi überrannt, ja? Das war unsere Angst, dass dann vielleicht keiner mehr kommt, 187
aber die Zahlen sind explodiert. Sowohl Besucher als auch eben Beratungszahlen 188
vervierfacht, zum Beispiel, ja? Also (unv. #00:12:11-0#), die wir hinter uns haben. (unv. 189
#00:12:12-0#) Da sind wir nicht aus einem Ausnahmezustand rausgekommen. Voll, yes. 190
#00:12:23-8# 191

I2: Das ist der Raum für / also Rückzugsort, wo man / #00:12:26-7# 192

B: Als Rückzugsort, genau, so ein Mädelsraum, das wäre noch super, ja? Oder, ja, wir haben 193
ja nur zwei. Wenn wir aufstocken könnten, wäre super, ja? #00:12:30-2# 194

I2: Ja. #00:12:31-9# 195

B: Das wäre cool, ne? Ja, voll. #00:12:32-3# 196

I2: Das wäre super, das stimmt. #00:12:32-3# 197

B: Also es braucht noch Raum für Mädels und als Rückzug. Ja, ja. Und wieder mehr 198
Ressourcen, weil wir haben ja seit letztes Jahr, weil überall der Sparstift angesetzt wurde in 199
der Stadt unsere Budgetkürzung von einem Viertel auf unserem Budget erfahren. Also, 200
das drückt auch nochmal gut drauf. Und was auch noch fehlt, wir haben 16.000 Budget 201
gehabt im Jahr, wo es eben ganz viele Projekte ohne Zusatzsponsoring wären nicht 202
möglich, ja? Also, es wird ausgedünnt. Ich sehe das als sehr kritisch. Ich glaube, diese 203
Entscheidungen, die gerade getroffen werden, da spart man an der falschen Stelle und es 204
wird sich aller lang rechnen. #00:13:11-4# 205

I1: Ja. #00:13:11-7# 206

B: Das ist auch ist einfach eine Milchmädchenrechnung, die wird nicht / Also, dass das in 207
keine gute Richtung geht, das sieht man schon, weil der Bedarf war so arg da, ja, in allen 208
Ebenen der psychischen Gesundheit. #00:13:21-6# 209

I2: Natürlich. #00:13:21-9# 210

B: Und wenn man da sieht, wie viele Kids wirklich dahin struggeln. Es gibt eh viel, muss 211 man auch immer dazu sagen, dass man da nicht komplett schwarz malt, die eh super durch 212 diese Zeit gekommen sind, ja? Mit einem Background, der das vielleicht auch erlaubt. Aber 213 viele haben den Background nicht, ja? Und die bleiben jetzt so über. Und der Bedarf war so 214 arg doll. #00:13:33-7# 215

I1: Ja. #00:13:38-2# 216

I2: Überhaupt nach Corona jetzt da. #00:13:39-7# 217

B: Ja, absolut, ne? Und auch dieser ganze Wahnsinn, ja? Also mit Social Media und was da 218 jeden Tag auf die Kiddies halt einprasselt, mit negativen News, ne? Viele können das eh gut 219 da stemmen und haben Coping-Strategien oder eine Handhabung. #00:13:54-4# 220

I1: Aber es macht ja trotzdem Angst. #00:13:55-0# 221

B: Die Bilder, die bleiben halt im Kopf, ja? Die Messages. Und das sind jetzt so viele. Die 222 verbreiten halt geschissene Bilder und geschissene Messages. #00:14:03-3# 223

I1: Ja. #00:14:07-1# 224

B: Ja. Und das muss man als jugendlicher Kopf / #00:14:08-8# 225

I1: Ja, und das unterscheiden zwischen Fake und / #00:14:11-5# 226

B: Ja, genau, eben. Ja, genau. Das ist so eine Herausforderung für die kommenden Jahre, 227 die da bei uns massiv sicher, wie / Es wird eher spannend, sich / Also interessant finde, wie 228 sich das alles nur entwickelt, ja? Und dann vielleicht diese Generation, die jetzt mit dem 229 ganzen Wahnsinn aufgewachsen ist, damit umgeht. Und die anderen Kinder vielleicht 230 irgendeinen anderen Umgang damit / Oder was weiß ich? Wie man gesamtgesellschaftlich 231 halt damit umgeht und sich vielleicht irgendwelche Gesetze überlegt, dass manche Sachen 232 nicht mehr so / #00:14:35-8# 233

I1: Na, überlegt wird eh schon. #00:14:36-5# 234

B: Ja, nur das trifft es eben nicht, da haben wir das Problem, ne? #00:14:40-5# 235

I2: Das ist richtig. #00:14:40-6# 236

B: Aber man kommt, glaube ich, immer mehr drauf, das dies halt auch nicht so der letzte 237 (unv. #00:14:45-0#). Also / oder, dass es auch viel negatives Potenzial beinhaltet, so wie es 238 über die Jahre über Yahoo, Social Media und wir können sich jetzt alle vernetzen. Ja, eh, ja, 239 aber es hat auch noch andere Seiten auch noch, ja? #00:14:53-5# 240

I2: Das stimmt. #00:14:55-6# 241

B: Und die ist meiner Meinung nach über die letzten Jahre arg oft vergessen worden, ja? Ja. 242 #00:15:00-4# 243

I1: Ja, also die nächste Frage wäre dann, wie die Zielgruppen inkludiert sind in den 244 Sozialraum? #00:15:09-9# 245

B: Ja, sie können eben / wie gesagt, wir haben kein Wochen- oder Monatsprogramm, ja? 246 Das heißt, die Kiddies sind auch eingeladen, aufgefordert, angehalten, wie man es immer 247 sagen will, da ihre Energie mit uns zu teilen, was sie gern machen würden, ja? Das kann 248 (unv. #00:15:23-0#), da wollen wir da Billard drinnen machen. Oder wir wollen einen 249 Graffiti-Workshop machen. Oder wir wollen / wir brauchen wieder irgendwelche 250 Geschichten für die Skatehalle. Oder wir wollen einen / wir brauchen einen 251 Calisthenicspark in Sankt Pölten, was wir ja schon gehabt haben. Also mit großen Projekte, 252 kleinen Projekte, aber immer mit / Wir haben immer ein offenes Ohr für, nicht nur ihre 253 Anliegen und ihre Sorgen, sondern auch für ihre Ideen und für ihre Vorstellungen, wie sie 254 vielleicht auch ihren Sozialraum gestalten können. Und der geht auch meiner Meinung 255 nach, das ist immer der Ansatzpunkt, wo sie andocken können, aber sie haben nicht dies / 256 Das ist jetzt vielleicht noch mal da, wo sich der Kreis schließt, weil bei einem Projekt sind 257 natürlich auch andere Plätze auch in der Stadt, wo sie sich gern und gut aufhalten. Und 258 wenn man die dann mit ihnen gemeinsam upgradet, ja, dann ist das auch für sie ein 259 Upgrade, für ihr Leben, ja? Und sie sehen auch, sie machen die Erfahrung, da ist wer, dem 260 ist das nicht wurscht, wo ich gern hätte, ja? Und machen aber auch die Erfahrung, es 261 passiert halt alles nicht so auf Fingerschnippen, sondern man muss jetzt schon was damit 262 tun. Also, wir holen sie da schon ins Boot und machen das mit ihnen gemeinsam, ja? Das 263

ist nicht so, dass sie sagen / #00:16:28-5# 264

I1: Partizipativ, das Ganze. #00:16:29-0# 265 B: Partizipative Projekte, genau, ja. Und eben, genau, das kann sehr viel / sie planen den 266

Calisthenicspark, sie zeichnen es aus, wie es ausschauen soll. Kümmern betroffene 267

Firmen / wer kann das zusammenschweißen? Kümmern sich um Sponsoring. Wir haben 268

darinnen zum Beispiel, beim Calisthenicspark, da haben wir über / nach wie heißt das 269

alles? Höhle der Löwen oder / zwei Millionen oder so, ja? Da haben sie einen Pitch gemacht 270

für die Arbeiterkammer. Also, dass die Arbeiterkammer Sponsor gewinnen, ja? #00:16:56- 271

1# 272

I2: Cool. #00:16:56-2# 273

B: Da ist er wirklich, da standen dann, mit Sakko und Krawatte und hat da vor den drei 274

Herren von der Arbeiterkammer diesen Deal präsentiert. Und hat dann das Geld gekriegt, 275

dass wir das umsetzen können, ne? #00:17:06-0# 276

I2: Super. #00:17:06-0# 277

B: Also das war ein Prozess von zwei Jahren, aber das Teil steht jetzt seit zwei Jahren da 278

unten am See. Und ist nicht nur für die Kids jetzt super, sondern auch für alle anderen, ja? 279

#00:17:13-2# 280

I1: Ja, und auch für die / das repräsentiert ja das Jugendzentrum auch wieder. #00:17:19-7# 281

B: Genau, oder man weiß, das steckt dahinter, genau. Oder halt Jugendliche vom 282

Jugendzentrum haben das eigentlich initiiert, ja? Und es ist für die Kids jetzt so ein Batzen 283

Mehrwert, ja? Eben, weil man sieht, die Ideen, die verpuffen nicht irgendwie, sondern / 284

#00:17:30-9# 285

I2: Sondern werden gehört und umgesetzt. #00:17:32-4# 286

B: Und auf einmal ist das Realität, was man sich vor zwei Jahren im Kopf als, das wäre 287

super, ausgedacht hat, ja? Und man ist aber ein Teil davon, ja? Also das macht ja was mit 288

dem Selbstwert, ja? Und noch dazu / also was wir auch bei der Skatehalle gesehen haben, 289

was derselbe Weg war, ja, mit den Skatern. Es hat natürlich auch den Vorteil, dass die 290

Leute, wenn sie das selber machen und in dem Prozess beteiligt sind, ganz anders mit den 291

Sachen umgehen, ja? Das heißt, da wird viel mehr draufgeschaut. Da hat man viel weniger 292

Vandalismus. Da hat man Leute, die was nämlich dann auch mitgebaut haben, wenn wir 293

anderen (unv. #00:18:02-0#). Du weißt es selber. Das haben wir gemacht und das war viel 294

Arbeit, ja? (unv. #00:18:02-0#) zum Beispiel. Also das reguliert sich dann oft selber. Also das 295

ist Win-win-win-Situation für alle, meiner Meinung nach. #00:18:18-7# 296

I2: Ja, voll. #00:18:18-7# 297

I1: Also, da hätte man die nächste Frage eh schon abgeklärt, also mit Repräsentation, 298

Sichtbarkeit von / #00:18:24-0# 299

B: Ja, genau, das war zum Beispiel so ein Punkt, was wir aber auch haben, dass wir / Aber 300

viele Veranstaltungen so (unv. #00:18:31-0#) oder (unv. #00:18:32-0#) kommt aus dem 301

Streetworker ein bisschen, aber dass wir da halt präsent sind, mit dem Steppenwolf, zählt 302

mit Wutzler oder mit Sprayaction. (unv. #00:18:39-0#), wo wir ein bisschen aus unserem 303

Schneckenhaus wieder rausgehen und ein bisschen öffentlich präsent sind, was auch 304

wichtig ist, denke ich. #00:18:46-1# 305

I1: Ist auch wieder Gemeinwesenarbeit. #00:18:47-1# 306

B: Ist auch wieder ein bisschen Gemeinwesenarbeit, genau, das sieht man sie dann halt 307

auf Veranstaltungen, Begegnungen, genau. #00:18:54-5# 308

I1: Ja, die letzte Frage wäre dann einfach noch: Wo halten sich die Jugendlichen auf? So 309

beliebte Plätze in Sankt Pölten? #00:19:05-2# 310

B: Ja, also bei uns? (lacht) #00:19:07-5# 311

I2: Natürlich. #00:19:07-5# 312

B: Also, das ist ja das / Wir erwischen ja nicht alle Jugendlichen. Wir erwischen einen 313

kleinen Ausschnitt oder die halt den Platz da wirklich brauchen. Irgendwer, der gut 314

eingebettet ist in seine schulische Ausbildung, der wo noch, weiß ich nicht, Musikschule 315

hat oder Turnverein hat. Oder weiß nicht / Das ist ja für Kids das ist ja die Woche schon gut 316

durchgesteppt ist, ja? Aber es gibt ja dafür, wo das nicht so ist, ja, eben auch, ja, wegen 317 vielleicht Obdachlose oder eben egal was, ja / Also, es gibt noch genug, die diesen Platz 318 auch brauchen, ja? Und was sicher Hotspot ist, ist Bahnhof, ne? Das ist klar. Ja. #00:19:39- 319 2# 320

I1: Ja, stimmt. #00:19:39-3# 321

B: Parkhaus, Einkaufszentren. Ja, eh die Klassiker halt, sage ich immer, ja? #00:19:51-2# 322

I1: Ja, passt. #00:19:52-8# 323

I2: Super, danke dir. #00:19:55-0# 324

B: Ja? #00:19:55-0# 325

I1: Danke schön. #00:19:55-7# 326

B: Gut, (unv. #00:19:55-0#). Falls noch was fehlt, (unv. #00:19:55-0#). #00:19:55-7# 327

I1: Perfekt, es ist super. Ja, das passt perfekt. #00:19:55-7# 328

TI 4

I: Voll. #00:00:01-2# 1

B: Also wir haben ja im Grunde auch überhaupt keinen Kontakt zu den Jugendlichen und 2 Kindern / außer über die Schule, weil, wir kommen zu denen. Also das ist nur, wenn die 3 Eltern kommen und irgendwelche Anfragen haben. Aber sonst / also das ist eine total 4 schwierige Zielgruppe, das ist voll schade. Wenn das wirklich was Großes gegeben hat, wo 5 es funktioniert hat / weil jetzt dann alles wieder von neu zu starten, ist mega 6 arbeitsintensiv. #00:00:24-9# 7

I: Ja, das glaube ich dir, das und was ihr macht, also das ist nicht realistisch, ja, das ist (unv. 8 #00:00:30-0#). #00:00:30-6# 9

B: Nein, es ist jetzt auch ein bisschen mittlerweile in eine andere Richtung gehend. Also wir 10 wollen ja jetzt dann nicht unbedingt so / also wir hätten gerne zum Beispiel, dass es bei 11 der Union / oder alles, was jetzt halt gibt da im Sportbereich. Dass da Inklusion einfach 12 automatisch mitgedacht wird oder zumindest bei einigen von den Projekten, ja? Und nicht, 13 dass wir jetzt dann hergehen und ein Sportprojekt / also, ja, beim Inklusionssport, da ist es 14 was anderes, das ist so Bewusstseinsbildung. Aber wenn das jetzt wirklich so Workshops 15 sind oder ein Sportprojekt, was durch das ganze Jahr geht. Dann wollen wir eigentlich nicht 16 irgendwo wieder was Exklusives machen, sondern für alle und das durchgehend. Also zum 17 Beispiel haben wir eine Projektpartnerin, die Sabine Hubmayer. Die ist sonst bei Qualify for 18 Hope, das Mädchenprojekt, #00:01:21-9# 19

I: Genau. #00:01:22-1# 20

B: Bildungsprojekt. Und die macht aber schon ganz lange auch im Sportbereich Sachen. 21 Und die macht jetzt alle zwei Wochen in der Aquacity Aqua Zumba für alle. Und die hat 22 eine riesengroße Community eigentlich und da sind ganz viele Leute, die halt so nicht für 23 den Sport so zugänglich sind, ein paar Wiener sind auch dabei. Da geht es ja eher vor 24 allem für sehr übergewichtige Frauen, aber ich glaube, da sind auch Mensch mit 25 Behinderungen dabei. Weil sie halt da wirklich Rücksicht nimmt auf alle. Und die müssen 26 halt nur / also wir zahlen halt ihr Projekt und die Leute zahlen dann somit nur den Eintritt 27 für das Bad und nicht extra noch für die Aquacity / also für das Aqua Zumba. Und alle, die 28 so auch noch (unv. #00:02:12-0#) sind, können da mitmachen, weil da ist ja Fläche genug. 29 Und das ist halt dann so eine Verbindungssache, gell, dass die Leute irgendwie die Scheu 30 verlieren, mit anderen Leuten was zu machen in der Öffentlichkeit. Aber trotzdem / dass 31 sie nicht die Sorge haben, dass sie nicht mehr mit können. Oder dass die anderen sie dann 32 blöd anschauen, wenn es zu schwierig wird. Weil sie da einfach den Blick darauf hat, was 33 können die Leute und einfach einen Spaß daran / dabei haben. #00:02:41-0# 34

I: Das ist schon cool, ja? #00:02:43-6# 35

B: Ja. #00:02:43-6# 36

I: Und wie wird das beworben oder wie / Ich glaube, dass / ein Problem ist oft, dass wenn 37 es nicht exquisit steht, dass es inklusiv ist / (unv.). #00:02:50-9# 38

B: Steht schon da, ja, sicher ja, also der Anlass steht im / wir haben jetzt ein 39 Monatsmagazin, Sankt Pölten Konkret, da haben wir es drin. Und die Sabine ist eigentlich 40 sehr gut vernetzt, im also Social Media und da gibt es ja so ein / Sankt-Pölten-Gruppen, 41 Leben in Sankt Pölten und so und da teilt sie es auch immer. #00:03:24-8# 42

I: Okay. #00:03:24-8# 43

B: Und vor allem / also die Leute, die bei ihr dabei sind, die wissen das auch und das 44 spricht sich dann auch rum. #00:03:27-4# 45

I: Ja, natürlich, genau. #00:03:29-9# 46

B: Ja, genau, aber das ist ja / wir haben die Erfahrung gemacht, wenn wir halt unsere 47 Projekte bewerben. Und wir haben eines der längsten / das ist seit 2006, der Frauensalon. 48 Es gibt noch immer Leute, die das nicht kennen, aber mehr bewerben kannst du es 49 eigentlich nicht. Weil es steht, also (unv. #00:03:48-0#) / also es steht überall und auch in 50 den / also Social Media und überall. Aber, ja, du brauchst halt irgendwie einen Bezug oder, 51 weiß ich nicht, zehn Jahre ist so ein Thema total uninteressant. Und plötzlich fällt es dir ins 52

Auge, weil es irgendwie eine Bedeutung für dich kriegt oder eine Relevanz und das ist halt 53 immer so. Also es kommen häufig Menschen, die sagen: Das habe ich ja noch nie gehört. 54

Oder das erfährt man ja nirgends, aber im Grunde ist das alles gut belegt. Und 55

Recherchearbeit, ein bisschen im Internet und du findest das alles. Nur die Leute wissen ja 56 oft gar nicht, wonach sie suchen sollen, weil sie ja nicht wissen, dass es das Angebot gibt. 57

#00:04:24-8# 58

I: Ja, oder es ist überhaupt ein / das Internet ist auch nicht unbedingt barrierefrei, ne? 59

#00:04:31-8# 60

B: Genau. #00:04:31-8# 61

I: Das ist nun mal so. #00:04:37-5# 62

B: Aber als Leser auch nicht, also Print. (lacht) Und es geht jetzt dann einmal um die 63

Zielgruppe, sondern es geht wirklich um Leute, die sehr wohl im Internet sich bewegen 64

können oder auch lesen können. Und selbst da klappt es nicht, also, ja, also diese 100- 65

Prozent-Abdeckung, die schaffst du sowieso nie. Und das beste eigentlich, seit ich hier am 66

Magistrat bin und das ist seit 2005, ist es wirklich mit dem / also mit / die 67

Mundpropaganda ist eigentlich nach wie vor, was am, ja, wirkungsvollsten nach wie vor ist. 68

#00:05:06-4# 69

I: Und ich lese da, in den Themenbereichen steht unter anderem, Menschen mit 70

Behinderungen? Was / also die kommen her mit Fragen oder worauf zielt es hin? 71

#00:05:16-9# 72

B: Auch, also wir sind zuständig für die Stadt Sankt Pölten, da gibt es halt schon immer 73

wieder Schwierigkeiten, das so zu kommunizieren. Weil halt / also aus Niederösterreich es 74

auch oft zu uns kommt, weil es nicht so viele Stellen gibt. Aber wir sind zuständig halt 75

vorwiegend für Bewusstseinsbildung in dem Bereich. Die Gesetze, die es in dem Bereich 76

gibt, dass die eingehalten werden und bei Fragen einfach / also wir sind keine 77

Beratungsstelle. Aber klarerweise, wenn die Fragen so sind, dass wir die gut beantworten 78

können, dann können wir die Leute dann überallhin weiterleiten. Und das schon, weil die 79

Leute ja selber oft nicht wissen, wo sie hin müssen oder / #00:06:10-7# 80

I: Und Gesetze einhalten, also was (unv. #00:06:07-0#), schon, oder? #00:06:10-7# 81

B: Genau, #00:06:10-7# 82

I: Okay, ja. #00:06:10-7# 83

B: da gibt es noch genug zu tun. #00:06:10-7# 84

I: Ja, sicher, ja. #00:06:10-7# 85

B: Und das wird halt extrem schwierig, weil es komplex ist, weil ja nicht eine Stelle für alles 86

zuständig ist. Sondern es ist ein (Querschnittsverkehr?), das heißt, das Bauamt ist für die 87

baulichen Maßnahmen zuständig, Gebäudeverwaltung, für alles, was drin im Gebäude ist. 88

Ja, dann mit der ganzen Barrierefreiheit oder leichte Sprache ist dann überhaupt auch so 89

ein schwieriges Thema. Weil jede Abteilung hat halt ihre Folder oder ihre Ankündigungen, 90

die halt seit Jahrzehnten irgendwie gleich formuliert werden. Wenn es jetzt um 91

Heizungen / Heizkostenzuschuss oder solche Sachen / das könnte man sicher auch noch 92

barrierefreier gestalten. Und man könnte sich auch viele Anrufe ersparen, wenn sich dann 93

die Leute nicht auskennen, was da gemeint ist. Aber das ist halt / das ist nicht so in den 94

Köpfen drin und da sind wir halt mit der (unv. #00:07:08-0#) gefordert. Dass wir halt sagen, 95

Leute, bitte / Oder eben mit den öffentlichen, barrierefreien WCs, wie es da aussieht. 96

Gerade ein ganz schwieriges Thema, wenn Baustellen in Sankt Pölten sind. Dass die 97

Menschen, die das eigentlich betrifft, davon Kenntnis kriegen, dass diese Baustellen 98

kommen. Also das war ganz schwierig, zum Beispiel der Blinden- und 99

Sehbehindertenverband, die eigentlich ja Leute / mit Leuten trainieren, dass sie ihre Wege 100

gehen können, die sie halt so brauchen. Und wenn dann / wenn die dann wirklich 101

selbstständig gehen können, dann ist diese Barriere da, von der sie nichts wissen, ist das 102

wirklich #00:07:46-8# 103

I: Ja, (unv.). #00:07:47-9# 104

B: gefährlich oft sogar. Und da haben wir letztes Jahr / ah, nee, ist schon wieder zwei Jahre 105

her, haben wir wirklich ganz lange Gespräche gehabt intern mit den Bereichen, die es 106 betrifft. Club 81 war dabei, haben wir eben den Blinden- und Sehbehindertenverein. Und 107 wir haben halt versucht, da Lösungen zu finden, aber wir haben keine gescheite gefunden. 108 (lacht) Sagen wir mal, die Lösung / also das ist halt rein spezifisch für Sankt Pölten so 109 gelöst, dass wir auch alle Baustellenankündigungen von der Verkehrsabteilung kriegen. 110 Und wir schicken die dann den Verbänden weiter und die schicken es ihren Leuten wieder 111 weiter. Und die können halt dann eh in der Suchmaschine eingeben, die Straßen und dann 112 sehen sie, betrifft es oder betrifft es sie nicht, weil wir haben hunderte Baustellen in Sankt 113 Pölten. Aber du kannst das nicht so zusammenfassen, das geht einfach nicht, dass / und 114 bei anderen Städten gibt es überhaupt keine Möglichkeiten. Und intern war ein bisschen 115 so das Problem mit, ja, wieso, wir schicken ja die Info eh raus, die Zeitungen berichten 116 davon. Wir berichten auch auf / im Internet steht es und im Sankt Pölten Konkret steht es 117 auch immer. Aber das sind alle genannten Bereiche mit Relevanz für die Menschen mit 118 Behinderungen, die das / die lesen das einfach nicht. Also das muss man halt wirklich 119 direkt zum Verband hinschicken, die Informationen, dass das weitergeleitet wird, dann 120 funktioniert es. #00:09:13-9# 121

I: Und habt ihr da eine gewisse Autorität oder so, dass wenn ihr seht so, okay, irgendwas 122 wird wirklich nicht eingehalten, was Österreich unterschrieben hat oder was die Stadt 123 unterschrieben hat? Oder kann man da nur beraten und sagen, hey, das geht so nicht oder 124 / #00:09:30-3# 125

B: Ja, teils, teils, also es wird insofern mehr, weil ja zum Glück durch die Gesetze die Leute 126 wehrhaft werden. Und wir haben schon einige Schlichtungen gehabt und da / das bewirkt 127 schon was. Also da haben die Abteilungen schon Respekt davor (lacht) #00:09:49-3# 128

I: Okay. #00:09:49-4# 129

B: und fast ein bisschen, ja, Ehrfurcht, dass da jetzt dann möglicherweise ihre Abteilung 130 betroffen werden könnte und das darf dann ja nicht sein. Und jetzt dann hören sie sehr 131 wohl drauf. Oder wir werden jetzt schon öfters angerufen und gesagt, wie macht ihr das in 132 dem Bereich oder wie kann das funktionieren? Dass sie jetzt selber keinen Blödsinn bauen, 133 weil sie sich noch nicht so gut auskennen in dem Bereich. Also das klappt schon immer 134 besser, aber das ist so ein Lernprozess durch schlechte Erfahrungen. Also bis jetzt haben 135 wir jede Schlichtung auch gut lösen können, aber es ist halt extrem eine unangenehme 136 Sache und das wünscht sich niemand. #00:10:30-7# 137

I: Ah, nee. #00:10:30-7# 138

B: (lacht) Und grundsätzlich sind dann noch immer so klargekommen, aber das ist den 139 Leuten schon bewusst. #00:10:33-6# 140

I: Und das leitet ihr ein oder ihr berätet die Leute, die (unv. #00:10:41-0#)? #00:10:41-1# 141

B: Ja, da sind wir schon sehr Kundinnen- und Kunden-orientiert, wenn wir sagen, ja, bitte 142 fordert eure Rechte ein. Also auch intern, wenn wir sagen, ja, das hat die Abteilung einfach 143 verbockt. Und wenn sie das, ja, einfach über eine Schlichtung machen wollen, dann 144 können sie / also, ja. Da haben wir halt öfters Zeitungsanfragen, das ist so ein Thema, wo 145 wir das halt / wir haben auch unseren Medien-Service. Und dann sage ich: Ja, was wollen 146 Sie jetzt von mir hören? Ich kann der Person nur recht geben. Ja, das ist nicht gut gelaufen 147 intern (lacht) und die Person hat jegliche Rechte, das öffentlich zu machen und ist so, ja, 148 kann man der Person nur zu stimmen, ja. #00:11:22-5# 149

I: Und Gemeinwesenarbeit / weißt du was ungefähr für Menschen mit Behinderungen / 150 Vereine oder explizit / #00:11:36-1# 151

B: In Sankt Pölten, was es da gibt? (lacht) #00:11:40-1# 152

I: Ja, weil das ist auch so ein (unv. #00:11:41-0#). #00:11:40-1# 153

B: Nein, also wüsste ich jetzt so nicht. #00:11:44-9# 154

I: (unv.) Club 81 (unv.)? #00:11:48-2# 155

B: Ja, genau, aber / #00:11:48-2# 156

I: Wobei mein Eindruck / aber vielleicht ist das komplett falsch, ja? Aber dass das auch ein 157 bisschen ein Freundesclub ist oder so, ziemlich klein? Und das / #00:11:58-0# 158

B: Die sind schon groß, aber sie sind / also ich / drum, so als Gemeinwesen-, Arbeitsverein 159
würde ich ihn jetzt nicht sehen. #00:12:08-7# 160

I: Okay. #00:12:08-8# 161

B: Also das geht ja gar nicht, weil die machen eh schon so viel. Aber die fahren zum 162
Beispiel am / sie machen Ausflüge, sie fahren in den Urlaub und das ist mega viel Arbeit 163
und Organisation. Und da sind schon wirklich viele Leute dabei, also da sind oft 40 164
Personen dabei. #00:12:27-1# 165

I: Okay, also (unv.)? #00:12:27-5# 166

B: Ja, also das ist wirklich groß, aber die kennen sich schon mal alle, glaube ich. Ich weiß 167
nicht, inwieweit da jetzt dann sehr viel Neuzugänge sind, vielleicht hin und wieder mal. 168
Aber sie machen jetzt da zusätzlich noch viel mehr Werbung, weil sie eh schon groß sind. 169
Oder es kommt dann eh wieder die (Christine Steger? #00:12:46-0#) zurück zur Beratung. 170
Also solche Sachen machen sie immer und sie machen immer diese Clubtreffen im (unv.)- 171
Haus. Und da sind sie echt viele, also da sind sie sicher immer so zwischen 40 und 50 172
Personen locker. #00:13:00-1# 173

I: Doch? #00:13:00-8# 174

B: Ja, also, das ist wirklich groß, aber dass sie dann jetzt dann noch Zeit finden, dass sie 175
irgendwie jetzt neue Leute, Gruppierungen ansprechen. Ich glaube, das geht sich einfach 176
nicht mehr aus dazu oder zusätzlich. Weil sie einfach mit / für die bestehende Community 177
schon so viel abdecken und so viel machen. #00:13:18-3# 178

I: Ja, und andere Gruppen oder Vereine für / exklusiv Menschen mit Behinderungen? 179
#00:13:26-1# 180

B: Ah, das Problem ist, dass das zum Beispiel so ist, dass der Blinden- und 181
Sehbehindertenverband, der ist zuständig für die Bereiche (unv.) in Niederösterreich. Also 182
der sitzt eigentlich in Wien und haben dann einmal im Monat, glaube ich, ein Treffen im 183
Restaurant (Graf?) und / Ich mache mal leiser. (lacht) Ah, passt. (...) Da waren wir / bis jetzt 184
haben wir es erst einmal hingeschafft oder zweimal. Ja, da gibt es halt auch ein paar, die 185
davon wissen und die hingehen, aber das ist jetzt auch nicht die große Community. Und 186
darüber hinaus machen sie halt nichts Extra in Sankt Pölten, weil die halt auch nicht mehr 187
sind und dazu für so Riesengebiete zuständig, ne, das ist voll schwierig. Der 188
Gehörlosenverband war in Sankt Pölten, ist jetzt leider nicht mehr mit Sitz in Sankt Pölten, 189
das tut mir echt sehr weh eigentlich. Weil man merkt schon, dass das was ausmacht, ob 190
halt ein Vereinssitz in einer Stadt ist oder woanders. Da haben wir aber trotzdem immer 191
einen sehr guten Kontakt, eben weil dieselben Leute halt noch dabei sind und wir uns auch 192
schon gut kennen. Also da kommen auch immer wieder Anfragen oder so. Überhaupt, 193
Gehörlosigkeit und Bildung, Schule ist immer ein großes Thema. Jetzt haben wir gerade 194
organisiert für den 03. Dezember schon, für / den Internationalen Tag für Menschen mit 195
Behinderungen. Machen wir Schulworkshops im Cinema Paradiso zum Thema 196
Gehörlosigkeit. #00:15:03-5# 197

I: Okay. #00:15:04-9# 198

B: Da gibt es Bilderbuchvorstellungen, wo es / wo das Thema angesprochen wird. Und 199
danach gibt es halt so Fragen für die Volksschulkinder. Und dann kommt auch eine 200
gehörlose Person, die dann selber dann halt noch zur Verfügung. #00:15:21-0# 201

I: (unv. #00:15:19-0#), ja? Cool. #00:15:21-1# 202

B: Ja, genau, für die Kinder und da schauen wir einfach mal, wie viele Volksschulen da 203
mitmachen. Und bis zu drei Einheiten haben wir geplant. Also, dass wir da halt ein 204
bisschen so Bewusstseinsbildung reinbringen. Und, ja, schon das Thema Gehörlosigkeit ist 205
eigentlich schon groß. Und hat aber sicher damit zu tun, dass wir wirklich mit dem 206
Gehörlosenverband ein gutes Verhältnis haben. Und da eigentlich schon so eine 207
Vertrauensbasis haben, weil wir halt früher oft Filme gezeigt haben. Die halt dann 208
untertitelt waren, wo halt oft Gebärdendolmetsch selbstverständlich war. Und dann war / 209
vor zwei Jahren war der Andy Holzer da, der blinde Bergsteiger, da haben wir so ein Meet 210
and Greet gehabt. Das war überhaupt total spannend mit gehörlosen Dolmetschern so 211

und Blinden. Und das war echt cool zu sehen, wie das funktioniert, da waren eigentlich 212
viele dabei. Dann haben wir ja schon öfters Musik gehabt für gehörlose Menschen. Wo 213
einfach / also zum Beispiel, den Boris Bukowski, den haben wir im Cinema Paradiso gehabt 214
und ist mit Gebärdensprache übersetzt worden. Und (Vitrucht? #00:16:38-0#), das ist eine 215
niederösterreichische Gruppe, da hat / die haben wir auch da gehabt. Ja, hat eigentlich den 216
Leuten voll (getaucht?) und deswegen hat es eigentlich schon immer gut funktioniert. 217
#00:16:50-8# 218

I: Okay. #00:16:50-8# 219

B: Und da gibt es wirklich so eine / auch eine funktionierende Community, so ein bisschen 220
eh wie Club 81, das sind wirklich viele. Ja, letztes Jahr haben wir gehabt, auch für blinde 221
Menschen und für gehörlose Ausstellungsführungen zum Thema digitale Diktatur. Die wir 222
gemeinsam gemacht haben mit IMA, das ist / ja, das ist (lacht) ganz ein spannender 223
Bereich, das ist wie / Institut für mediale Archäologie. Mit der Elisabeth Schimana, die jetzt 224
auch bei der Tangenta ein Projekt hat. Und die hat / also das war echt ein cooles Projekt 225
und eine coole Ausstellung. Wo es eigentlich darum gegangen ist, wie / auf was muss man 226
achten im Internet? Wie funktioniert es, wie ist es aufgebaut, was sind die Gefahren? Und 227
gerade, weil ja für Menschen mit Behinderungen die Technik schon sehr hilfreich ist. War 228
es wichtig einfach, dass man halt da die Gefahren gut darstellt. Und gerade bei den 229
blinden Menschen sind wir draufkommen, dass sie irre gut informiert waren. #00:18:02-0# 230

I: Okay. #00:18:02-3# 231

B: Die Gehörlosen nicht so, aber die Blinden waren wirklich echt gut informiert so zu den 232
nicht so tollen Bereichen im Internet. Aber das war / das hat auch super funktioniert. 233
#00:18:12-7# 234

I: War das auch nicht eine Ausstellung im Museum (unv. #00:18:17-0#)? Okay, ja. 235
#00:18:21-2# 236

B: Genau, im Stadtmuseum, ja, genau, die Ausstellung. #00:18:21-5# 237

I: Okay, da war ich zufällig, weil ich war mit meiner Tochter / ich habe irgendwo warten 238
müssen oder so, also wirklich lange, meine Frau hat irgendwo gespielt. Und dann habe ich 239
gedacht, na, dann gehen wir ins Museum und da war dann diese Ausstellung, ja. 240
#00:18:29-8# 241

B: Und wie hat es dir gefallen? #00:18:29-8# 242

I: Ganz gut, das war wirklich sehr interessant und beängstigend. (lacht) #00:18:38-6# 243

B: Ja, genau. (lacht) #00:18:38-6# 244

I: Weil die wissen alles von mir, also die wissen alles. #00:18:41-4# 245

B: Ja, genau. #00:18:41-8# 246

I: Aber auch, also sehr praktische Tipps, was man machen kann, was man (unv.) App 247
installieren kann, dass es eben nicht so / also ich fand es super, eine richtig gute 248
Ausstellung. #00:18:51-5# 249

B: Ja, also das / wir haben uns so gefreut darüber, dass wir da mitarbeiten haben können, 250
von Anfang an waren wir dabei, auch immer den Bereich Menschen mit Behinderungen 251
abzudecken. Und zum Beispiel hat es ja dann / am Schluss hat es ja die (unv.) gegeben, wo 252
halt WhatsApp und so, wo du dir das zusammen hast stellen können. Und dass das mit 253
Reinschrift zum Beispiel, dass da auch mit gearbeitet werden kann. Und, ja / also das 254
waren halt so unsere Themen, die wir eingebracht haben. #00:19:21-1# 255

I: Cool, ja, das war wirklich eine gute Ausstellung so. #00:19:23-4# 256

B: Und wir haben halt das dann ermöglicht, dass für / also Kostenfreiheit, dass eben die 257
Verbände auch reinkönnen haben oder eine eigene Ausstellung dazu gekriegt haben mit 258
ihrem Gebärdendolmetsch. #00:19:35-5# 259

I: (Ja, sehr? #00:19:36-0#) interaktiv. #00:19:35-6# 260

B: Ja, genau, und jeweils immer mit Workshops vorher, also mit denen, die die Ausstellung 261
gemacht haben und davor (unv.) noch dazu vertiefend. #00:19:42-4# 262

I: Das ist cool, aber so für / also Menschen mit kognitiver halt / mehrfach Behinderter / 263
#00:19:54-0# 264

B: Haben wir / nein, haben wir ja eigentlich nicht so den Zugang, also, ja, mit, na / 265
#00:19:58-1# 266

I: Da gibt es ja überhaupt nichts, (unv.). #00:20:03-0# 267

B: Nein, also nicht so, wie man es von anderen / also Lebenshilfe-Projekte oder so gibt es 268
nicht, nein. Wir haben zwar schon Wohneinheiten, die Tageswohnstätte zum einen und 269
GW. #00:20:17-9# 270

I: Domizil. #00:20:18-2# 271

B: Genau, Domizil. #00:20:18-9# 272

I: Aber GW ist auch /also auch / also Menschen mit einer Mehrfachbehinderung dann 273
nicht, #00:20:26-1# 274

B: Nein, #00:20:26-5# 275

I: das ist da sehr selbständig auch, ne? #00:20:28-3# 276

B: genau, und da haben wir halt so sporadisch schon Kontakt, auch wenn wir halt mit 277
Projekten dann zusammenarbeiten, aber sonst eigentlich haben wir / #00:20:37-7# 278

I: Wächst der Bedarf über / also aus / spezifisch diese Gruppe von, also Menschen mit 279
Mehrfachbehinderungen, dass dann ein Bedarf ist? Oder gibt es so wenig Kontakt, dass du 280
das gar nicht einschätzen kannst, ja? #00:20:52-0# 281

B: Also, ich glaube, dass es schon einen Bedarf gibt, aber wir nur nicht den Zugang zu den 282
Leuten haben und die nicht wissen, dass es uns gibt. Und die vielleicht / also das wäre voll 283
hilfreich, wenn zum Beispiel die Leute sagen so, was sie bräuchten. Und wir könnten dann 284
schauen, wie wir das hinkriegen, aber Bedarf kann ich überhaupt nicht einschätzen. 285
#00:21:16-8# 286

I: Okay, ist (unv. #00:21:17-0#) jemand (unv.), oder? (unv.) (das Thema?)? #00:21:16-8# 287

B: Ja, also da wären wir halt auf die Angehörigen angewiesen, dass die aufzeigen und 288
sagen, da wäre was. Also es ist ja oft so, dass die Angehörigen eigentlich eh so im Alltag 289
drin stecken und so viel machen. Dass sie eigentlich gar nicht mehr auf die Idee kommen, 290
dass sie irgendwo um Unterstützung fragen, die ja nicht finanziell ist. Sondern halt wirklich 291
so mit / die Stadt sollte sowas zur Verfügung stellen, wo das halt so bequem wie möglich 292
und unterstützend wie möglich für die Angehörigen dann, ja, ein Angebot ist, dass man 293
wirklich gut nutzen kann. Nicht, dass wir ein Angebot setzen, was dann eigentlich den 294
Leuten nur in mehr Stress versetzt oder so. Das ist jetzt wahrscheinlich / also, warum wir 295
uns noch nicht so selber drüber getraut haben, weil wir bräuchten da einfach selber 296
Beratung zu dem Thema. Weil bei den anderen Bereichen, das haben wir eh schon ganz 297
gut, denke ich mal, in dem, dass man halt selber bei den Vereinen anklopft. Und mal sagt, 298
wie schaut das aus, was braucht man eigentlich? Und halt auch von der Fortbildung her 299
schon so weit sind, dass wir wissen, okay, das braucht es auf alle Fälle für das, dass das 300
eine gute, inklusive Veranstaltung wird. #00:22:34-5# 301

I: Ja. #00:22:34-8# 302

B: Bei manchen Bereichen sind wir noch selber / haben wir halt noch nicht so viele 303
Berührungspunkte gehabt, dass wir das auch mitdenken automatisch. Da braucht man 304
irgendwo die Erfahrungswerte von den Leuten selber. Und das ist halt gerade / weiß ich 305
nicht, wie Eltern mit Kindern, wo man sagt, da gibt es noch das Angebot und das. Und die 306
sind aber eh so im Strudel drin mit, weiß ich nicht, Einschulung und das machen und das 307
Kind hat dann noch Flötenunterricht und das und das. Dass das eigentlich eine Belastung 308
ist zusätzlich, wenn man sagt, bitte, wir haben jetzt das Angebot noch für euch geschaffen, 309
macht das doch auch noch. Das ist jetzt auch nicht so / (lacht) #00:23:16-9# 310

I: Und weißt du / weil die Frage habe ich irgendwie nicht für mich beantworten können. Bei 311
der (ASO Nord? #00:23:20-0#) die haben auch wirklich so (basale?) Führergruppen, glaube 312
ich. Und wenn diese Kinder 18 werden oder / was grundsätzlich damit / also, weil die 313
können da nicht zurück und nicht vor, glaube ich, ne? Also, wenn die zu Hause nicht 314
wohnen können oder / #00:23:18-8# 315

B: Ja, also das Tragische ist ja, dass die Leute einfach nur total unsichtbar sind. Weil die 316
sind halt in der Schule und da sind sie halt, aber im Grunde haben sie überhaupt keine 317

Freizeitmöglichkeiten. Also sie sind da ja / du siehst sie ja auch dann nicht irgendwo in 318
Sankt Pölten noch, dass sie irgendwo halt in einem Kaffeehaus sitzen oder irgendwelche 319
Angebote in Anspruch nehmen. Sie sind nur in der Schule, dann werden sie wieder mit 320
einem Schulbus zurückgefahren oder mit den Eltern und danach sind sie weg, also da 321
haben / da fehlt jeglicher Kontakt. Also so wie wir das halt machen, dass wir sagen, okay, 322
wenigstens können wir sie in der Schule da noch abholen. Oder da können wir unsere 323
Angebote setzen oder da gibt es Workshops oder Kooperationen. Wenn man / wenn die 324
Leute nicht mehr in der Schule sind, sind sie weg für uns. Also eh so, wie du es jetzt gesagt 325
hast, den Eindruck habe ich schon auch. Und wir beobachten halt, dass sie wirklich nicht 326
existent sind, eigentlich im Staatsbild. Ja, Schule drum wissen wir ja, gibt es ja, aber / und 327
ich weiß auch nicht, wie die Eltern dann halt / ob die das bewusst so machen. Oder ob das 328
einfach deswegen ist, weil alles sonst viel zu beschwerlich ist und sie das selber nicht 329
irgendwie auf die Reihe kriegen, weil es einfach zu wenig Unterstützung gibt. #00:25:06-1# 330
I: Weil das System so ist, ne, wahrscheinlich? #00:25:06-1# 331
B: Ja, genau, weil das System so ist, genau, es ist total schwierig, also haben wir noch nicht 332
geforscht, ob es noch / (lacht) #00:25:14-5# 333
I: Okay, (unv. #00:25:14-0#)? #00:25:14-5# 334
B: Nein, also halt das Wissen haben wir nur von Eltern, die sich halt direkt an uns wenden. 335
Also es gibt schon welche, die zum Beispiel dann suchen für die Jugendlichen 336
Arbeitsstellen und wie mühsam das dann ist. Und wir sehen ja schon, dass es ganz 337
schwierig ist für gerade Mütter mit kleinen Kindern Arbeit zu finden. Für Menschen mit 338
Behinderungen ist das, glaube ich, nochmal zehnfach so schwierig. #00:25:41-4# 339
I: Ja, der normale Ablauf ist irgendwie, du sagst, die gehen halt in die Schule. Also 340
überhaupt schon ein eigener / also das Konzept von einer Sonderschule ist für mich 341
überhaupt / #00:25:50-8# 342
B: Genau. (lacht) #00:25:50-9# 343
I: Und dann in die Tagesstätte, ja, also auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereitet / #00:25:58- 344
6# 345
B: Im besten Fall, ja. #00:25:59-9# 346
I: (unv.), das ist halt / #00:25:59-9# 347
B: Ja, und da haben wir halt auch immer das Problem, intern anzuecken, weil wir halt klar 348
auf der Schiene sind Gehalt statt Taschengeld. Und wir eigentlich / also der Magistrat ja 349
eigentlich der größte Fördergeber ist von der Tagesstätte und vom Domizil und auch GW. 350
Und eigentlich alle im Vorstand auch irgendwie mit der Stadt verhandelt sind und so. Also 351
das ist ja eigentlich ein städtisches Projekt, kann man sagen und (unv. #00:26:32-0#) zum 352
Thema, gell? #00:26:31-3# 353
I: Ja, weil de facto bekommen sie ein Taschengeld (unv.). #00:26:39-7# 354
B: Ja, klar, ja, das ist so #00:26:41-4# 355
I: (unv.). #00:26:41-5# 356
B: das herkömmliche / ja, also, so wie es herkömmlich üblich ist, genau. Also nicht 357
sozialversichert und keinen Urlaubsanspruch und keine Pension und total abhängig von 358
den Eltern, ja. Also, solange das nicht / also auch diese Struktur geändert wird und das 359
System geändert wird, wo, glaube ich, eh jetzt gerade ein bisschen was weitergeht. Aber es 360
kommt jetzt auf die nächste Regierung an und wir wählen ja im September. Da schauen 361
wir mal, wie wir dann / dieses, ja, Konzept dann noch weiter verwirklicht wird. Aber das 362
waren halt jetzt dann die Grünen, die sich dann noch recht engagiert haben, dass da halt 363
jetzt dann wirklich / dass eine Absicherung passiert, dass es halt weg vom Taschengeld, 364
sondern zum Lohn geht. #00:27:31-8# 365
I: Meinst du die National / also im / #00:27:37-7# 366
B: Nationalratswahl, ja, (unv. #00:27:35-0#). #00:27:38-1# 367
I: Ja, genau, ja, ich meine / also die Grünen in Sankt Pölten oder die Grünen (in 368
Österreich?)? #00:27:38-1# 369
B: Nein, die Grünen in / ja, genau. #00:27:40-2# 370

I: Okay. #00:27:40-7# 371

B: Also die Grünen in Sankt Pölten sind sicher auf der Bundeslinie, aber die sind jetzt alle 372 so präsent oder mit dem Thema gar nicht eng verbunden. #00:27:48-7# 373

I: Okay. #00:27:48-7# 374

B: Ich meine, ja, wenn jetzt Leute hingehen und sagen, bitte, nehmt das aktiv in das 375 Wahlprogramm auf und schaut, dass es in die Richtung geht. Dann würden sie das schon 376 machen, aber das ist jetzt / ich glaube, momentan ist eher so Versiegelung, Umwelt, die 377 Themen. #00:28:06-4# 378

I: Ja, (unv.). #00:28:06-4# 379

B: Ja, aber das ist jetzt nicht so etwas, wo du, glaube ich, am Wahlkampf in Sankt Pölten 380 (lacht) gewinnen kannst, ja. #00:28:14-5# 381

I: Ja, das ist leider / man muss die Wähler / aber das ist ja immer ein guter Ansatz, was 382 darauf anspricht und dann ist das schlussendlich / aber / Dieser / dass Angehörige von 383 Menschen mit Behinderung, also ab Pflegestufe drei, glaube ich, oder vier, dann 384 eingestellt werden, bei der Stadt zum Beispiel. In Graz haben sie das und im Burgenland 385 haben sie das schon seit 2019, glaube ich. Und in Oberösterreich war auch so ein 386 Pilotprojekt. #00:28:39-9# 387

B: Aber aus denen ist auch nicht mehr draus geworden, gell? Weil da gehören ja auch 388 immer / #00:28:45-3# 389

I: Ja, das ist leider der Schwarz-Blau in Oberösterreich geworden ist, aber im Burgenland ist 390 (unv. #00:28:48-0#). #00:28:48-9# 391

B: Ja, Burgenland hat viele Sozialprojekte nach wie vor, genau. #00:28:55-0# 392

I: Ja, und Graz / #00:28:55-2# 393

B: Aber gerade Niederösterreich ist ja auch Schwarz-Blau, also. #00:28:58-4# 394

I: Ja, genau. #00:28:58-6# 395

B: Da haben wir genau dieselbe Struktur wie in Oberösterreich und gerade / also das sieht 396 man auch immer im / also von der Behinderten-Anwältin, dass Niederösterreich auch / 397 Also es gibt ja den Monitoring-Ausschuss in jedem Bundesland und dann halt noch / ja. 398 Und da ist es tatsächlich so, dass, ja, Niederösterreich, ich glaube, Platz neun ist von neun 399 Bundesländern. #00:29:24-8# 400

I: (Sauer?). #00:29:24-8# 401

B: Ja, voll, und eigentlich / also, wie wir den Preis gewonnen haben zum / zur 402 Aktionswoche. War ja die schwarze Landesrätin, die die Ansprache gehalten hat und da 403 haben ja nicht nur wir einen Preis gewonnen, sondern eher andere auch zu verschiedenen 404 Themen. Und da hat sie sich ja öffentlich auch für die Erhaltung der Sonderschulen 405 eingesetzt und hat gesagt, wie toll die sind. Und in vollem Bewusstsein / sie hat ja auch 406 gesagt, #00:29:55-2# 407

I: Aber das hat sie / #00:29:57-0# 408

B: Ja, sie weiß schon, dass sie sich da nicht immer beliebt macht. Und sie sagt es aber jetzt 409 gerade auch hier, hey. (lacht) Und da hat dann ja jedermann einen heftigen Brief eigentlich 410 zurückgeschrieben. Hat gesagt, das kann ja jetzt wohl nicht dein Ernst sein, wir setzen uns 411 gerne mal an den Tisch und besprechen das Ganze nochmal. Aber / #00:30:17-0# 412

I: Aber, ich meine, unabhängig / also ich teile die Meinung überhaupt nicht. Aber ich habe 413 lieber jemanden in der Position, der das argumentieren kann, irgendwie eben am Tisch. 414 Als jemand, der das nur sagt, weil der Typ, der / weil der (unv. #00:30:29-0#) hat diese 415 Kontrolle dann von der / also das war eine Katastrophe, ja? Der hat einfach nicht gewusst, 416 ja, der ist da gesessen und / Also dann habe ich lieber jemanden, der das falsche gut 417 argumentieren kann, als jemanden, der das einfach (nie begreift?). #00:30:42-8# 418

B: Ist halt auch gefährlich, weil, wenn du das System ein bisschen schon kennst, aber dann 419 halt unterwanderst, weil du weißt eigentlich / #00:30:52-3# 420

I: (unv.). #00:30:52-6# 421

B: Ja, genau, und eigentlich mag ich dann genau das Gegenteil immer, damit wir uns da 422 Kosten ersparen oder damit wir halt dieses Themen nicht aufmachen. Und die Leute 423

sowieso das / nur immer das Randthema sehen und nicht der große Aufschrei kommt. Ja, 424
weil du kannst dich ja nur beugen einem Thema, wenn so ein arger Gegenwind ist, dass du 425
diese Haltung nicht mehr offiziell, ja, kommunizieren kannst, ohne dass du Probleme 426
kriegst. Und wenn sich jemand so sicher ist, dass man das Thema nur dermaßen locker, 427
flockig ansprechen kann. Dann haben die Leute einfach die Einstellung, dass es eh 428
niemanden interessiert. Oder dass die Community so klein ist, die das irgendwie 429
beschäftigt, dass man das nur überall laut rausschreien kann. #00:31:46-6# 430

I: Ja, stimmt, ja. #00:31:53-6# 431

B: Also das ist halt mein Zugang, aber / #00:31:53-7# 432

I: Nein, also das (unv. #00:31:50-0#) gesagt, das ist / Aber was mich mehr stört / #00:31:54- 433
0# 434

B: Wenn Leute auf Plätzen sitzen, gell, die / wo sie keine Ahnung haben / #00:31:54-1# 435

I: Wenn / genau, oder (identifizieren?) sich da nicht mit, ja, das ist dann oft / #00:32:03-2# 436

B: Ja, geht in Österreich gut, wir hatten schon einmal einen (Herrn Frau?) Minister. (lacht) 437
Also das sind so Alibi-Maßnahmen und / aber ich finde, darum ist ja die EU so wichtig. Und 438
das war halt, wo wir auch bei den / bei der Wahl jetzt / zur EU-Wahl eben immer wieder 439
aufmerksam gemacht haben, wie wichtig das ist, hinzugehen. Und dass wir / gerade, was 440
die Diversity betrifft, alle Gesetze, die da in diesem Bereich gemacht werden, ohne die EU 441
noch lange nicht so weit wären in Österreich. Und dass ja viele Gesetze dann eingefordert 442
worden sind, die es vorher noch nicht gegeben hat. Ich meine, wir sind ja nicht / hat jetzt 443
auch mit dem Thema nichts zu tun. Aber, ich meine, wir können bei den / unseren 444
Vorträgen immer sagen, wir sind das erste Land Europas gewesen, dass das dritte 445
Geschlecht anerkannt hat. Aber das war ja nicht, weil Österreich so fortschrittlich ist, 446
sondern weil es da die erste Klage dazugegeben hat und das musste dann umgesetzt 447
werden. Also Österreich ist gar nichts anderes übrig geblieben, das war auch dazu bei 448
Schwarz-Blau. Also es war nicht, weil man immer gesagt hat, ja, super, wir haben jetzt die 449
Möglichkeit, wir sind jetzt die ersten, wir sind fortschrittlich. Sondern es kommt immer nur 450
darauf an, wer sagt, so, als erstes Gesetz / jetzt gibt es ein Gesetz und jetzt klagen wir. 451
#00:33:19-3# 452

I: Ja, das ging bei der OMB klar auch, ne? #00:33:24-3# 453

B: Genau, also gerade im Behindertenbereich ist das extrem wichtig, dass man sich auf die 454
EU berufen kann. Aber das ist ja zum Beispiel / diese ganzen Normen, die es da gibt, 455
gerade im Straßenbau und so, die ÖNORM. Die schlägt ja teilweise noch nicht mal die EUGesetze, 456

weil man sonst sagt, ja, das ist ÖNORM und der Gehsteig ist halt / kann man / so 457
und so angegeben werden. Weil wenn da jetzt eine kleine Gehsteigkante von zehn 458
Zentimetern ist, keine Ahnung, kann auch zwölf sein oder so, das weiß ich nicht genau. 459
Aber, wenn das halt nicht da ist, dann gibt es keine Sperre, wenn ein Auto halt jetzt dann 460
da drüberfährt, weil die Person gerade einen Herzinfarkt hat oder so. Und da gibt es halt 461
nochmal so diese Bremse und wenn halt dann keine Abflachung ist, dann können ja die 462
direkt in die Leute rein, die auf dem Gehsteig gehen. Und das sind dann halt dann so 463
Begründungen, warum es halt dann überall Kanten gibt und die Gehsteige gibt und keine 464
Abflachungen. Und dann hast du halt in Sankt Pölten nach wie vor diese Verkehrsinseln. 465
Wo halt der Bus sich schön absenkt und die Leute mit dem Rollstuhl oder mit dem 466
Kinderwagen gut rauskommen. Und dann kann man sich aber nicht, dass da von der (unv. 467
#00:34:31-0#) mit Unterstützung. Und dann kannst du dich aber beinhart auf diese 468
ÖNORM berufen und, ja, das war es, Recht und schlägt noch immer die / das EU-Gesetz. 469
#00:34:42-8# 470

I: Ja, also das ist immer / #00:34:44-4# 471

B: Eigentlich war das EU-Gesetz höher, aber man kann sich auch eben auf die ÖNORM 472
berufen, die halt auch in dem Straßenverkehr wirkt und das / ja, das zieht noch immer. 473
#00:34:57-2# 474

I: Okay, ja. Und also du hast gesagt, die Zielgruppe, also die Menschen mit Behinderungen, 475

also mit Mehrfachbehinderungen sind nicht wirklich inkludiert, oder? #00:35:19-2# 476

B: Nein, gar nicht, sicher nicht, nein. #00:35:19-8# 477

I: Hast du da dann Verbesserungsvorschläge? Oder was ihr vielleicht / was eure Rolle da 478 drin ist oder die Stadt anders machen kann? #00:35:19-8# 479

B: Also die Stadt hat sicher viele Möglichkeiten, da noch nachzubessern. (lacht) Wir können 480 halt / was unsere Aufgabe ist, halt nur Bewusstseinsbildung in dem Bereich zu machen, 481 aber uns fehlt halt einfach der Kontakt. Also da würden wir uns halt / wir sind halt auch nur 482 zu dritt und haben fünf Riesenbereiche, also so ähnlich wie beim Club 81. Also wir schauen 483 halt, dass wir schon in jedem Bereich viel machen. Aber so dann diese Randgruppen der 484 Randgruppen, wo man wirklich, weiß ich nicht, schon speziell viel, viel Arbeitseinsatz 485 braucht, dass man halt zu den Gruppen kommt. Das fehlt uns jetzt dann auch, also wenn 486 die Personen zu uns finden und kommen, dann können wir leichter reagieren. Was nicht 487 funktioniert, was wir auch gar nicht wollen, ist, dass wir uns jetzt dann zu dritt da 488 zusammensetzen und überlegen, was könnten wir eigentlich machen? Und dann 489 funktioniert es eh nicht, weil alle irgendwie ganz andere Ideen oder Voraussetzungen 490 haben wie die Leute, die, ja, dann das nutzen könnten. #00:36:31-4# 491

I: Das ist gut, Randgruppe der Randgruppen / #00:36:38-6# 492

B: (lacht) Ja, das ist / also nicht irgendein Projekt machen für lesbische Frauen über 70, die 493 in Single-Wohnungen leben und Katzenbesitzerinnen sind, so irgendwie was. Also dass es 494 wirklich schon ganz, ganz runtergebrochen wird, ja, wo es echt schwierig ist, dann noch 495 die Leute zu erreichen. Und darum sind / wir sind ja eh, sagen wir / ich glaube, es gibt nicht 496 sehr viele Bereiche der Stadt, die eigentlich im / so einem großen Austausch mit der / 497 Erfahrung mit der (Betha? #00:37:08-0#) und (Tony?) sind. Um eben da die Kontakte 498 aufrechtzuerhalten und zu schauen, wo kann man da andocken und zusammen arbeiten, 499 damit man da was Gescheites machen kann? #00:37:11-2# 500

I: Ja. Und weißt du, wo / also als Jugendlicher, sage ich mal, allgemein, wo die / #00:37:21- 501 9# 502

B: Ähnliches schwieriges Thema. (lacht) #00:37:32-3# 503

I: Gibt es da Plätze, wo sie sich aufhalten oder so beliebte / wo jeder weiß, okay, da sind 504 gerade die / #00:37:40-7# 505

B: Aber es ist halt auch wieder eine / ja eine bestimmte Gruppe von Jugendlichen, also sie 506 sind immer Bahnhofsbereich und ansonsten wird es halt immer schwieriger. Weil gerade 507 Jugendliche halten sich ja mittlerweile sehr viel im Internet auf, Social Media, also im 508 digitalen Bereich. Und Jugendliche erreicht man eigentlich fast nur durch Schulen. Und im 509 Migrationsbereich, da machen wir halt unsere großen, freien Deutschkurse, die 510 funktionieren super. Also das ist besser hier / #00:38:15-0# 511

I: (unv. #00:38:15-0#). #00:38:15-0# 512

B: Im Saal der Begegnung haben wir das. #00:38:17-6# 513

I: Ach, so, okay, ja. #00:38:18-4# 514

B: Aber die Leute kommen zu uns, also die Eltern mit den Zeugnissen in den Ferienkursen. 515 Weil da machen wir halt nur mit Kindern / für Kinder mit speziellem Förderbedarf und / 516 weil wir sonst einfach keine Kapazitäten mehr hätten. Wir würden überrannt werden, weil 517 der Bedarf so hoch ist. Und da können wir / also das ist der Bereich, was am besten 518 funktioniert. Weil da können wir auch abschätzen, wie ist gerade die Situation, was braucht 519 es gerade in dem Bereich? Das funktioniert super, bei den anderen Bereichen haben wir 520 den Zugang nicht, also da geht es nur über die Schulen. Und ansonsten kriegst du halt / ja, 521 die Jugendlichen, die am Bahnhof sitzen. Das sind eh die Streetworkerinnen und -Worker, 522 die dann versuchen, die Jugendlichen abzuholen. Und die, die halt nicht am Bahnhof sind, 523 weil sie mit den Jugendlichen nicht abhängen wollen, die findest du nicht nur auf 524 irgendeinem Platz. Die findest du entweder im Steppenwolf oder beim (Lamas? #00:39:10- 525 0#) oder im Sonnenpark oder sonst wo. Die sind einfach so aufgesplittet, treffen sich viel 526 zu Hause oder gehen gemeinsam Shoppen. Also tragisch, finde ich, mittlerweile, dass die 527 Jugendlichen gar nicht irgendwie auf die Idee kommen, dass sie / also die Mehrheit, kann 528

man eh nie verallgemeinern. Aber es ist halt schon eklatant anders geworden in den 529 letzten Jahren, dass / also, wenn man jetzt dann sagt, bei den Jugendlichen in / wenn man 530 sie in den Schulen dann abfängt quasi für Fragestellungen für die Stadt, was wünschst du 531 dir? Es kommen ausschließlich irgendwie Konsumsachen, also noch einen H und M, noch 532 einen Subway oder sonstige Sachen. Also es kommt überhaupt nichts, was in Richtung 533 Gemeinwesenarbeit überhaupt / also, ich glaube, das ist ihnen / #00:40:00-5# 534

I: (unv.). #00:40:00-6# 535

B: Ja, genau, das kennen sie gar nicht, also das ist ihnen nicht einmal bewusst, weil sie es 536 gar nicht kennen, dass es so eine Möglichkeit gäbe, also. #00:40:10-2# 537

I: Wobei der / ist der Steppenwolf bekannt, glaubst oder / #00:40:11-8# 538

B: Vielen nicht, also wir sehen es bei den jugendlichen mit Migrationshintergrund, da 539 kommen halt schon immer Fragen, dass sie genau sowas gerne hätten. Dann sagen wir, ja, 540 das gibt es in Sankt Pölten. Und dann haben wir wirklich Leute, die mit ihnen hingehen, 541 sich das einmal anschauen. Einfach, dass man sagt, schaut, das wär es und jetzt wisst ihr, 542 wo das ist und ihr kennt jetzt dann schon die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Und ihr 543 wisst, was da gibt und das nächste Mal schafft ihr es schon vielleicht alleine oder mit 544 Freundinnen und Freunden. Nun haben wir wirklich / zwei-, dreimal sind wir mit denen hin, 545 aber es funktioniert nicht wirklich also. Dann gehen sie vielleicht zwei-, dreimal noch hin, 546 aber dann sind sie schon wieder weg. Also wir haben schon bemerkt, es gibt dann die 547 Forderung, wenn wir sagen, ja, super, haben wir, ja. Ist irgendwie so / (lacht) Und gerade 548 auch bei Mädchen, da funktioniert es gar nicht. Also da gibt es ja eigene / also, ich glaube, 549 dienstags ist das immer am Nachmittag, es ist reserviert nur für Mädchen. Und das ist 550 ganz, ganz schwierig seit Jahren schon für den Steppenwolf, dass sie da / #00:41:13-1# 551

I: (unv. #00:41:12-0#). #00:41:13-3# 552

B: Ja, genau, ja. Und wir haben auch versucht, da zu unterstützen und schaffen es auch 553 nicht. Und es gibt zum Beispiel im / das Frauenzentrum, ist ja Mädchen- und 554 Frauenberatungsstelle und die finden auch keinen Zugang zu den Mädchen. Wir machen 555 auch schon / also es rennt eigentlich immer alles über die Schulen, aber da sind wir / 556 #00:41:35-3# 557

I: (unv.) oder macht viel mit Frauen? #00:41:38-1# 558

B: Ja, weil sie ja dort auch arbeiten müssen, also das ist ja ein Arbeitsprojekt, so ein 559 Bildungs-, Qualifikationsprojekt. Die werden ja zugeteilt vom AMS, also die müssen ja. 560 #00:41:50-2# 561

I: Okay. #00:41:50-7# 562

B: Ja, also so eben was, was freiwillig ist, ist ganz schwierig bei Jugendlichen. Und vor allem 563 dann / also es ist genauso wie bei der ASO eben, wenn die aus der Schule draußen sind, ist 564 das jetzt dann die Mittelschule oder die höhere. Dann sind sie weg, dann haben wir keinen 565 Zugriff mehr drauf. Und dann haben wir auch keinen Zugang, wo man sagt, ja, das sind 566 Projekte, da erwischen sie damit. Also auch / wir machen im (unv. #00:42:18-0#) (Raising?), 567 das ist im Februar immer, da sind die / wo das Logo mit / #00:42:24-4# 568

I: (Hier oder was?)? #00:42:31-9# 569

B: Ja, stimmt, (lacht) die / das Logo (unv.) quasi sind die und das ist eine Aktion, also tanzen 570 gegen Gewalt an Frauen. Das ist am 14. Februar weltweit und da ist halt so / ein Zeichen 571 setzen, aber halt unter Anführungszeichen. Wenn das Thema überhaupt irgendwie lustvoll 572 besetzt werden kann, dass man einfach einen öffentlichen Raum sich nimmt. Und 573 gemeinsam, also natürlich nicht nur Frauen, sondern halt alle Menschen, die sich dagegen 574 einsetzen, zu einem bestimmten Lied, was weltweit getanzt wird, halt dann tanzen. Und da 575 sind immer viele Schulen dabei und das Thema kriegen wir dann auch gut in die Schulen. 576 Aber das war jetzt dann / Jugendliche kriegen, die halt / (unv. #00:43:20-0#) (for Rock?) zum 577 Beispiel, war ich immer dabei. #00:43:21-7# 578

I: Okay. #00:43:21-7# 579

B: Aber dass wir die Leute sonst erreichen, also Erwachsene schon, weil wir bieten ja 580 Workshops an im Vorfeld. Aber auch Schulworkshops, dann melden sich immer die 581

Lehrerinnen und Lehrer. Und, ja, dann sind sie auch dort und sie machen zum Beispiel 582 auch / bei bildnerischer Erziehung machen sie zum Beispiel (unv.) also mit (unv.) und so. Ja, 583 also, da kriegen wir die Dinge gut an und Individuen kriegen wir auch gut dorthin. Also 584 gerade dieses Jahr hat das mit den Schulen gar nicht so funktioniert, ich glaube, die waren 585 da ein bisschen eingeteilt und eingedeckt. Aber es waren so viele andere Erwachsene, die 586 einfach gekommen sind, aber Jugendliche oder auch Menschen mit Behinderungen ganz / 587 Obwohl wir sie explizit schon auch immer ansprechen mit, wollen sie mit und / aber es ist 588 total schwierig. Und in Sankt Pölten, muss ich echt sagen, da rennt das meiste über die 589 Schulen mit den Bereichen, also egal, ob Menschen mit Behinderungen oder Jugendliche. 590 Das ist wirklich, (lacht) ich glaube, für / alle stürzen sich dann immer auf die Schulen und 591 das war ja auch die Tangente, der Tangente ist auch nichts anderes eingefallen. (lacht) Die 592 Tangente hat auch wirklich sich nur auf die Schulen gestürzt und hat versucht, da 593 irgendwie den / die Jugendlichen abzuholen. #00:44:44-1# 594

I: Ja. Und so ein Projekt wie dieser inklusiver Sport, da warst du ja auch, das ist auch 595 einmalig und einzeln wahrscheinlich oder ist das schon / #00:44:56-7# 596

B: Also es ist jetzt geplant jedes Jahr, also wir haben so eine WhatsApp-Gruppe und / 597 #00:45:01-6# 598

I: Okay. Warst du da eingebunden eigentlich? #00:45:02-6# 599

B: Ja, da waren wir Mitgestalter von der Veranstalterin, ja, und das bleiben wir auch. Und 600 das ist zusätzlich echt gut und es ist toll, wenn sich das entwickelt. Weil ich finde, das ist 601 eine Initialzündung, dass da mehr draus entstehen kann. Weil ich finde es echt super, dass 602 da so viele Vereine dabei sind, Sportvereine jetzt. Die einmal einen Zugang finden und 603 dann überlegen, dass sie vielleicht das Angebot anders setzen könnten oder erweitern 604 könnten. Und es wird schon ein bisschen auch von unseren Sportreferenten / weil zum 605 Beispiel, wenn es um Förderungen geht. Wir vergeben ja überhaupt keine, weil wir ein 606 mega kleines Budget haben und das machen wir eh nur für unsere Projekte. Aber wenn da 607 zum Beispiel irgendwie Wünsche kommen zum Thema Sport und Behinderung, der leitet 608 das immer automatisch sofort an uns weiter. Wo wir immer sagen, Entschuldigung, du, 609 Sport und (unv. #00:46:02-0#) Aufgabe, (lacht) ist jetzt nicht unser Bereich eigentlich. Und 610 schön langsam auch durch den Tag sickert, dass das schon mit Sport auch 611 Berührungspunkte gibt und dass das schon auch in seinen Aufgabenbereich fällt. Und jetzt 612 sind wir schon angerufen worden wegen, wie könnte eine (Neigungsgruppe?) ausschauen 613 und so? Weil da ist halt eben auch die / sofort die ab bekommen, ja, wir finden keine Leute 614 dafür, also gibt es kein Angebot dafür. #00:46:28-0# 615

I: Okay, ja, ich fand es auch / also den Tag sehr cool, ja. #00:46:36-6# 616

B: Schon, gell? #00:46:37-1# 617

I: Aber es ist immer so / aber es geht, glaube ich, nicht anders. Aber das exquisit Inklusiven 618 Sporttag zu nennen, das impliziert wieder, dass alle anderen Sportarten dann exklusiv oder 619 / Und, ja, weiß ich nicht, also wie viele Menschen ohne Behinderung kommen da oder so 620 oder wie / #00:46:56-8# 621

B: (unv.) Schulklasse (unv.). #00:46:56-8# 622

I: Ja, genau, aber ich war am Nachmittag mit dieser Dame, ne / #00:47:03-3# 623

B: Genau, und da war dann, glaube ich, eh Qualify (eh vorbei?), die Sabine war dort und 624 dann auch noch mit dem (unv. #00:47:08-0#), genau. Ja, wird / ist total schwierig, ich finde, 625 es ist total notwendig noch immer, dass man das so in den Schwung bekommt. Weil es 626 braucht auch eben eine Initiatorin, die das sieht. Und die viele einbinden kann von einer 627 anderen Stelle, weil die eben von einem anderen Bereich kommt. Wo die wieder Leute 628 kennt, die sagen, ja, ich kenne dich ja, und das ist sicher toll und da machen wir mit. Weil 629 die kennen wir alle nicht und wenn wir jetzt sagen, bitte, macht doch mit, das wäre toll. 630 Wäre das wahrscheinlich nicht so erfolgreich, wie wenn sie das macht. #00:47:48-8# 631

I: Ja, das (wäre so, ja?). #00:47:49-3# 632

B: Und sie hat da echt enorm viele jetzt dann für nächstes Jahr eigentlich schon wieder 633 zusammentrommeln können. #00:47:56-4# 634

I: Cool. #00:47:56-9# 635

B: Und ich denke mal, das ist so ein Lernprozess einfach, das sickert mal und nimmt 636
Berührungsängste und dann kann es normaler werden. Und dann kann man vielleicht 637
sogar in den / Sportunion und in andere Bereiche einfließen lassen, dass das dann 638
selbstverständlicher wird. Weil ich glaube, bis heute ist das nicht einmal irgendwie 639
angedacht gewesen. Und es sind ja dann doch so viele Sportarten unter dem Dach von der 640
Sportunion. Und das ist doch nur niemand / der größte Anbieter in Sankt Pölten, wo alle 641
möglichen Sportarten drin sind. #00:48:36-9# 642

I: Ja, ich kenne auch den Spartenleiter von der Sportunion, aber / #00:48:42-1# 643

B: Ah, okay. #00:48:42-4# 644

I: Also das ist / aber (unv. #00:48:44-0#). Ich meine, ja, es ist so schwer, wo / also erst mal 645
herauszufinden, wo ist der Bedarf, ja? Weil wie du sagst, du kommst da überhaupt nicht in 646
den Kontakt, außer du kennst zufällig jemanden, die ein Familienmitglied hat oder / 647

#00:49:00-5# 648

B: Ja, genau, oder man ist selbst betroffen, weil da funktioniert es dann auch meistens, ja. 649
#00:49:05-4# 650

I: Da funktioniert es dann schon, ja. #00:49:05-4# 651

B: Weil dann denkt man das ganz anders, ja, weil man ja schon einen anderen Blickwinkel 652
drauf hat und da entstehen dann coole Sachen. Aber wenn du dann / gerade, wenn so 653
Preisverleihungen sind, wo echt coole Projekte entstanden sind. Gell, wenn du da fragst, 654
da sind meistens irgendwie involviert mit Menschen mit Behinderungen, die einfach schon 655
seit sehr langer Zeit halt so aufgewachsen sind, mit Menschen mit Behinderungen. Wo sie 656
wissen, was die genau brauchen und was jetzt halt diese herkömmlichen Strukturen nicht 657
hergeben. Und die dann halt eigeninitiativ sind, so, und das machen wir jetzt dann, weil es 658
mir selber wichtig ist, aber nicht weil / einfach so. (lacht) Ich finde, das fehlt in Österreich 659
auch voll / (...) Da sind andere Länder echt schon fortschrittlicher. Und dann ist halt das 660
nächste Problem, also erstens haben diese ganzen / sagen wir mal, weiß ich nicht, nehmen 661
wir jetzt mal nur die Sankt Pölten hier Handball-Gruppe. Also die haben ja auch schon 662
Nachwuchsprobleme, weil es ist ja schon mal schwierig, wie kommen wir zu den 663
Jugendlichen, wie motiviert man sie zum Sport? Dann nochmal eben Jugendliche mit 664
Behinderungen vielleicht / also, wenn du sowieso schon Nachwuchsprobleme hast, dass 665
du dann halt dann noch eine andere Sparte auch noch aufmachst. Das ist schon schwierig 666
genug, überhaupt noch jemanden zu finden, dass / ich weiß ja nicht, dass sich eine ganze 667
Gruppe nicht auflöst oder dass es überhaupt noch eine Gruppe ist, ja? #00:50:37-4# 668

I: Schwierig, ja. #00:50:37-4# 669

B: Und zum anderen kämpfen sie halt alle mit Sportstätten oder die Mehrheit, die nicht 670
barrierefrei sind. Weil warum, sagen wir, haben wir uns die große Arena genommen, die 671
eigentlich super teuer war und wo man uns eigentlich nicht entgegengekommen ist 672
preislich. Aber da war das auch die einzige Möglichkeit, dass das barrierefrei zugänglich 673
ist. #00:51:01-4# 674

I: Ja, (du meinst?) Basketball und so war und diese / ja. #00:51:03-4# 675

B: Genau, ja, weil du hast / also bei der Sportunion gibt es nichts, also da kommst du 676
einfach nicht / mit Rollstuhl oder so kannst du nicht einmal auf das Klo oder so, also du 677
hast einfach keine Möglichkeiten. Auch die Sportstätte, die wir in / also der Stadt gehört im 678
Süden, da hast du einfach keine Möglichkeiten, also du hast / mit dem Rasen und so, das 679
ist schon barrierefrei. Aber du hast keine Möglichkeiten, dass man da andere Sportarten 680
machen könnte. #00:51:30-1# 681

I: Ja, na, das war schon optimal, weil wir haben eigentlich alles hätten machen können dort 682
(unv. #00:51:34-0#). #00:51:43-3# 683

B: Genau, ja. #00:51:45-2# 684

I: Ich meine, (unv.) aber es / sie hätte alles machen können, sagen wir mal so, ne? 685
#00:51:45-3# 686

B: Ja, aber bei den / eben beim / na, bei der / bei dem Olympischen Komitee, also beim / 687

#00:51:55-9# 688

I: Special Olympics? #00:51:56-7# 689

B: Ja, danke, da waren / da hat sie voll mitgemacht, das war voll / hat ihr voll da / 690

#00:52:02-7# 691

I: Ja, voll. #00:52:03-1# 692

B: Und das waren / die haben ja auch echt lässige Angebote gehabt. #00:52:07-3# 693

I: Ja, und sie hat das, wie gesagt, machen können, dass / ja. #00:52:09-0# 694

B: Ja, voll, ja, und alleine da, ich meine, wir haben echt regen Kontakt und Austausch mit 695 den beiden Damen. Und die haben auch so Probleme, dass sie überhaupt Leute kriegen, 696
gell? #00:52:21-0# 697

I: Wobei der Domizil macht, glaube ich, viel da mit (unv.)? #00:52:23-4# 698

B: Ja, voll, ja, und die sind auch echt erfolgreich damit, ja. #00:52:31-8# 699

I: Ja, genau, ja. #00:52:32-1# 700

B: Na ja, auch / ich glaube, jetzt dann wieder Gelder aufstellen beim Land und so, das ist / 701
bei der Stadt sowieso, also wir haben ja auch keins mehr, (lacht) aber / ja. Total schwierig, 702
und das ist halt dann ein Unternehmen, weil wir sind eh nur zu zweit und dann müssten 703
wir auch noch das Unternehmen aufbauen und / also für / das Geld auftreiben, dann halt 704
die ganze Organisation, das ist ja ein Wahnsinn. #00:52:59-2# 705

I: Ja, spannend, (unv. #00:53:02-0#). #00:53:02-9# 706

B: Und grundsätzlich, glaube ich, ist es auch umgekehrt. Also, wenn die Vereine dann so 707
eine Möglichkeit haben, Personen an so einem Tag anzudocken. Ist das für die auch mega 708
hilfreich, weil sonst müssen sie immer alleine alles stemmen. Und wenn ihnen dann einmal 709
so was angeboten wird, das ist natürlich schon super und von dem her ist die Vernetzung 710
vielleicht gut. Also, wenn zum Beispiel der Handball-Trainer dabei ist oder dann 711
Skateboarderinnen, Skateboarder. Dass die dann sehen, ah, da gibt es zum Beispiel Special 712
Olympics. Und dass die sich vernetzen, weil die würden sich im normalen Leben so auch 713
nicht begegnen. #00:53:37-9# 714

I: Ja, genau. #00:53:44-1# 715

B: Also das hat halt einen Riesenvorteil von so einem Tag, also das ist / deswegen finde ich 716
sowas schon voll sinnvoll und nützlich für die Sache. Und dann halt daran arbeiten, dass es 717
halt viel mehr Normalität wird. Dass man halt sagt, ja, das ist eine Gruppe für junge, 718
handballspielende Menschen. Und es ist egal, ob mit Behinderung oder ohne, aber das 719
geht ja gar nicht, weil du einfach die Stätte nicht danach hast. Das geht einfach jetzt vom 720
Platzangebot her nicht. #00:54:12-5# 721

I: Ja, und von der Barrierefreiheit auch. #00:54:13-5# 722

B: Ja, genau, dann vielleicht kommst du noch irgendwie in den Saal rein, aber WC-Anlagen 723
und so kannst du dann vergessen. Dann ist halt die Frage, inwieweit haben die Vereine 724
auch finanzielle Kapazitäten? Weil viele schauen ja auch nicht so finanziell gut aus und 725
dann brauchst du eigentlich noch Assistentinnen und Assistenten dann zusätzlich. Weil, ja, 726
das / also, wenn du wirklich das ernst nimmst und dann hast du halt Menschen, die mehr 727
Betreuung brauchen, dann kannst du nicht mehr das alleine umsetzen. Also das ist halt / 728
es zieht halt ganz viel mit sich. #00:54:52-0# 729

I: Das ist das System dann wieder, ne, in Österreich. #00:54:54-2# 730

B: Ja, voll. #00:55:05-4# 731

I: Ja, (unv. #00:55:01-0#) eine Assistenz oder / ja. #00:55:05-4# 732

B: Ja, das ist ja nach wie vor eigentlich eh immer so eine Kampfgeschichte, (lacht) sie sehen 733
nur immer keine Selbstverständlichkeit. Wo es vor allem / ich weiß nicht, ist das / 734
#00:55:41-9# 735

I: Ja, oder wenn du schon institutionalisiert bist, es gibt ja gar keinen / Also ich weiß es 736
selber, wir könnten nicht mal einfach rein, personal technisch, ja? #00:55:41-9# 737

B: Ja. #00:55:41-9# 738

I: Mit immer wo hinfahren oder / ja, das System ist einfach nicht ausgebaut, ja. Weil / ja, 739
auch beim Inklusiven Sportfest zum Beispiel, ich habe nur / Also du schaust dann ganz 740

pragmatisch, okay, ich möchte da ganz gerne hin, ne, ich möchte auch jemanden 741
mitnehmen. Wir haben sechs Bewohnerinnen, mit wem würde es funktionieren? Und mit 742
ihr funktioniert es nur, weil sie halt dann, im Rolli sitzt und manchmal raucht und da Ruhe / 743
Aber es wird auch nicht / #00:56:01-8# 744

B: Und du warst ja ganz alleine, gell, mit ihr? #00:56:02-1# 745

I: Ja, genau, ne, und das geht eben, weil, ja, sie mag sehr gerne unter den Leuten und so, 746
glauben wir jetzt, und / das darf man so nicht sagen, aber / Also mit den übrigen fünf 747
würde das gar nicht gehen und inwieweit ist das dann wieder / es ist so schwierig. Ich 748
glaube, es würde allen Personen guttun so was oder unter die Leute zu kommen und mal 749
weg vom Institut, wo die schon 50 Jahre bei uns sind. Aber auch ein inklusives Sportfest ist 750
da dann / ja. #00:56:33-5# 751

B: Und wahrscheinlich würde es viel besser funktionieren, wenn die Menschen das schon 752
von klein auf gewohnt sind, dass es sowas gibt. #00:56:42-5# 753

I: Ja, genau, ja. #00:56:42-5# 754

B: Weil dann wäre das vielleicht kein Problem, weil man dann / #00:56:45-8# 755

I: Und andersrum auch, weil die Menschen / also ich kann nur damit / viele Menschen, die 756
bei uns wohnen, aber sehen das gar nicht / also das ist denen völlig fremd, ja, dass es 757
da was außerhalb gibt. #00:57:10-9# 758

B: Wahnsinn, ja. #00:57:10-9# 759

I: Weil die schon teilweise 50, 60 Jahre in Österreich wohnen und damit halt / wenn sie 760
überhaupt in die Schule gegangen sind, Sonderschule, Werkstatt, wenn überhaupt. Und 761
(unv. #00:57:08-0#) und bei ihr ist das, dass / #00:57:13-1# 762

B: (Mehr?) Stress dann eigentlich, gell, wenn man so / aus dem normalen Umfeld (kriegst 763
du?) sie nicht, weil (unv.), ja. #00:57:16-5# 764

I: Ja, voll, oder? Und sie ist / sie hat lange zu Hause gewohnt und da mit / und in ein / ich 765
weiß nicht, ob es das ausmacht / aber türkische Community. Sehr viel im Kontakt mit 766
anderen Leuten und bei ihr geht es dann, ja? Aber das war der einzige, ich wollte mit 767
einem anderen hin, aber da hast du auch rechtlich / musst du dich absichern. (unv.) also 768
(unv.). Und dann, wie gesagt, ja, dann braucht man schon mit zwei Leuten, mit allen 769
anderen, wie man mitnimmt, muss man zwei oder drei Leuten fahren, dann (unv.). Und das 770
ist dann so / wie gesagt, das System ist halt / #00:57:56-5# 771

B: Ja, voll, und dass man daran eigentlich mal eine Änderung reinbringt, das dauert ja alles 772
so. Also, wenn man bedenkt, wie lange eigentlich die / also die österreichische 773
Gebärdensprache als eigene Sprache anerkannt / also, dass die endlich mal anerkannt 774
worden ist. Gut, sie ist jetzt zwar anerkannt als Sprache als eigene, aber noch immer nicht 775
als Schule / also nicht für die Schule als Sprache. #00:58:21-1# 776

I: Okay. #00:58:21-4# 777

B: Also, das heißt, die Schulen müssen noch nicht / sich nicht ausrichten, dass es gehörlose 778
Kinder gibt, wo die dann im normalen Unterricht mitlaufen. Das ist dann / also das ist jetzt 779
dann gerade so ein Gesetzesübergang, dass das halt jetzt möglich ist. War auch mit der 780
Grünen Regierung eben, haben die geschaut, dass das noch gemacht wird, kann aber 781
natürlich schnell wieder halt anders werden. Und jedenfalls ist das jetzt auch nicht gedacht 782
für nächstes Jahr, sondern irgendwie für das / für 2026. Und dann natürlich auch nur 783
freiwillig, also nicht / kein Muss, sondern man kann. #00:59:00-7# 784

I: Okay, ja. #00:59:01-6# 785

B: Und auch eben noch einmal zwei Jahre länger, also bis dahin kann auch noch viel 786
passieren, gell? Und das sind lauter so / sodass du denkst, ja, endlich tut sich was und 787
dann sind das so, ich sage mal, Halbschritte, gell? #00:59:14-8# 788

I: Ja. Also, wenn ich jetzt, sagen wir / keine Ahnung, ich habe ein gehörloses Kind. Die 789
Schule muss das jetzt annehmen oder und jemanden zur Verfügung stellen, oder? 790
#00:59:27-3# 791

B: Ich glaube nicht, nein, #00:59:29-1# 792

I: Okay, Wahnsinn. #00:59:29-6# 793

B: ich muss mich erst einlesen, aber ich glaube nicht, dass das möglich ist, nein. Also du 794 hast eben diese Gehörlosenschulen, die hast du. Und es ist dann möglich, dass man als 795 Freifach, also Gebärdensprache lernt ab irgendeiner / das kann ich dann nachher 796 nachschauen. #00:59:46-7# 797

I: Ja, gut, aber das sind / wenn ich (schaue, auf meinen letzten Geburtstag? #00:59:49-0#) 798 oder (unv.), ja? #00:59:55-4# 799

B: Genau, aber dass das mindestens an in einer Schule eine Lehrperson gibt, die 800 Gebärdensprache spricht oder so, ich glaube, das ist nach wie vor nicht. Und es gibt ja / im 801 Nationalrat sitzt für die Grünen wieder eine einzige gehörlose Person und das war es. Also, 802 solange eigentlich auch politische Stellen / oder wo siehst du es denn? Also wir haben jetzt 803 geschaut / #01:00:23-9# 804

I: Ja, bei der / ich glaube, die ÖVP hat (unv.) gehabt (unv.)? #01:00:26-9# 805

B: Ja, genau, der wo nicht / der im Rollstuhl sitzt, genau. #01:00:29-6# 806

I: (unv.), ich verstehe nicht, was er da macht, aber also / (unv.). Aber er argumentiert schon 807 immer mit Respekt auch. #01:00:32-6# 808

B: Genau. #01:00:47-7# 809

I: Aber (unv. #01:00:39-0#). Ist der im Nationalrat eigentlich, ja? Ja, schon. #01:00:47-7# 810

B: Und dann gibt es noch eine / ich glaube, die ist auch im Nationalrat. Die, die früher eine 811 Sportlerin war und jetzt für die ÖVP drin sitzt, aber die ist sehr kontrovers. Also, ich glaube, 812 sie ist im Rollstuhl, aber sie ist halt / sie hat sehr spezielle Einstellungen. Also jetzt 813 eigentlich nicht so die Befürworterin an sich, also das ist halt, wie wenn eine Frau jetzt in 814 die Politik geht, heißt das auch nicht, dass sie Feministin ist. #01:01:17-3# 815

I: Ja, natürlich, klar. #01:01:20-8# 816

B: Also das ist ja parteipolitisch / #01:01:20-9# 817

I: (unv.). #01:01:21-7# 818

B: Ja, also ich finde schon, bei dem / der hat schon klare Wünsche und Forderungen. 819 #01:01:27-9# 820

I: (unv.). #01:01:27-9# 821

B: Genau, aber bei ihr ist es eben so, wo man denkt, okay / aber sie ist schon zugeteilt für 822 Behinderungen. Aber ihre Aussagen sind oft so, wow, also (lacht) Sonderschulen super. 823 Und wenn ich nicht in einer gewesen wäre oder so, was / die Richtung halt. Und dann ist es 824 natürlich eh / ja, weil wenn man das dann alles kennt oder man sagt, ja, da hat man 825 einfach die Betreuung gehabt und wer weiß, ob das so alles so / Aber das war / #01:01:51- 826 7# 827

I: Ja, ich finde, das ist auch immer schwierig, weil du / Menschen mit Behinderungen ist 828 keine homogene Gruppe. #01:01:57-6# 829

B: Ja, eben, genau. (lacht) #01:01:57-7# 830

I: Also das ist ja, ob du / keine Ahnung, ich spreche für alle Menschen mit einer (blonden? 831 #01:02:03-0#) Haarfarbe oder so, nein. #01:02:07-1# 832

B: Ja, genau. #01:02:07-3# 833

I: Da sind ja so viele / nur, weil du im Rollstuhl sitzt / #01:02:08-3# 834

B: Genau, das ist dasselbe, was du an den Fronten hast in der Politik, genau, ja. #01:02:13- 835 1# 836

I: Ja, voll, ja, passt, ja. #01:02:13-2# 837

B: Und das ist halt dann / #01:02:20-2# 838

I: Das ist schwierig. #01:02:20-2# 839

B: Ja. #01:02:20-2# 840

I: Das finde ich auch für die Masterarbeit sehr schwierig, das Thema / also ich probiere, es 841 wirklich einzugrenzen auf eben Menschen mit Mehrfachbehinderungen. Weil sonst / ich 842 meine, jeder von uns, wir werden beide irgendwann mal behindert, ne? #01:02:39-7# 843

B: Ja, auf alle Fälle, ja. #01:02:39-7# 844

I: (Dass du? #01:02:30-0#) mal dein Bein gebrochen hast (unv.). #01:02:39-7# 845

B: Ja, genau, oder vielleicht haben wir ja schon eine und du siehst es nicht. (lacht) 846

#01:02:39-7# 847

I: Ja, oder / ja, wer weiß, ja, und das ist sehr schwer, das einzugrenzen, ja. Aber es ist mir 848 schon klar geworden, also das war schon / ich habe es auch nicht anders erwartet. Aber 849 dass für Menschen eben die spezifische Randgruppe der Randgruppen (unv.), ob es 850 überhaupt Bedarf gibt. #01:02:55-9# 851

B: Und vor allem, du musst ja bedenken, also wenn jemand im Rollstuhl sitzt, ist es ja 852 schon / hat der oft mit Diskriminierung zu kämpfen. Aber wenn die jetzt dann schon 853 immer gefördert worden sind oder wenn halt da eine Physiotherapie möglich war. Oder 854 vielleicht sogar über Special Olympics die irgendwie immer in Kontakt waren und so auch 855 sportlich was gemacht haben. Dann kannst du voll leicht im / auf Urlaub fahren und 856 irgendwo ein Hotel finden, wo kleine Treppen oder so vielleicht nicht einmal ein Problem 857 sind. Weil du das mit deinem Rollstuhl und mit deiner Technik oder so alles kannst. Und 858 dann sagen die im Hotel, dass / ja, wir sind super barrierefrei. Wir haben letztes Jahr drei 859 Leute gehabt im Rollstuhl, die haben überhaupt kein Problem gehabt. (lacht) Und dann 860 kommst du halt mit einer Mehrfachbehinderung und kommst nicht einmal, weiß ich nicht, 861 in den Essbereich oder so, gell? Das haben wir auch schon öfters gehabt / das Problem 862 haben wir noch nie gehabt. Und du merkst aber, das sind super fitte, junge Leute im 863 Rollstuhl oder Sportler, die schon im Rollstuhl sind oder so, gell? Und wenn die Leute, die 864 halt nicht mit dem Thema so eine Verbindung haben und das halt sehen, dann denken sie, 865 ja passt, ja, brauchen wir eh nichts ändern, ja. #01:04:17-6# 866

I: (unv. #01:04:12-0#) die Stufe ist egal, das (unv.). #01:04:17-6# 867

B: (lacht) Genau, da haben wir schon zehn Leute da reingebracht. #01:04:18-9# 868

I: (unv.). Ja, ich glaube, also alle Leitfadenfragen / ich meine, es kommt auf das Gleiche 869 raus. Es gibt halt nicht / #01:04:18-9# 870

B: Ja, viel zu wenig bis nichts, ja. Gerade im Bereich Gemeinwesenarbeit oder / da wüsste 871 ich jetzt echt nicht. (lacht) #01:04:42-6# 872

I: Nein, wir haben auch nichts gefunden. Ja, ist / Steppenwolf, die / ich meine, es ist von 873 sich automatisch Gemeinwesen, weil jeder darf da rein, es ist wirklich barrierefrei. 874 #01:04:56-0# 875

B: Ja, du hast da die Gruppierung der Jugendlichen, also alles außerhalb von jungen 876 Menschen ist halt auch nicht im Steppenwolf. #01:05:06-1# 877

I: Ja, stimmt auch wieder, ja, aber / #01:05:13-0# 878

B: Da geht es halt nur um die Gruppe der Jugendlichen, ja. #01:05:13-0# 879

I: Ja, aber gut, Jugendliche, jugendliche Frauen, Menschen mit Behinderungen, jugendliche 880 Menschen mit (anderer Herkunft? #01:05:16-0#). #01:05:16-8# 881

B: Ja, genau, aber Jugendliche, also #01:05:18-2# 882

I: Aber Jugendliche. #01:05:19-0# 883

B: ab 50 oder sowas (lacht) hast du ein Problem und auch schon ab 30 eigentlich. Und was 884 ist dann mit jenen? Also die haben halt in dem Bereich wieder was, aber das ist halt / ich 885 sage mal, das ist mega so ausgerichtet. Wir haben so viele tolle Einrichtungen und Vereine, 886 aber die sind halt echt speziell und spezifisch. Also Frauenhaus, voll wichtig, aber, ja, du 887 darfst halt keine Frau sein, die einfach nur wohnungslos ist, weil dann bist / hast du keinen 888 Anspruch auf das Frauenhaus. Weil du brauchst wirklich eine gewalttätige Person, damit 889 du ins Frauenhaus kannst. Gut, dann bist du vielleicht wohnungslos, bist aber nicht aus 890 Niederösterreich, sondern aus Oberösterreich. Hast keine Chance, dass du ins 891 Frauenwohnheim in Sankt Pölten kommst, weil die werden gefördert vom Land. Und die 892 dürfen nur innerhalb von Niederösterreich die Frauen nehmen. Du hast da ein Mutter- 893 Kind-Heim, ja, wenn aber das Kind älter ist als ein Jahr, kannst du dort auch nicht 894 hingehen. Also du musst voll in diese Schiene passen #01:06:16-3# 895

I: Ja, voll in diese einzelnen / ja. #01:06:16-8# 896

B: und wenn du da / das nicht erfüllst / Und gerade im Frauen-Bereich haben wir viele, die 897 trotz dem großen, breiten Angebot auf der Strecke bleiben, weil sie nirgends reinpassen. 898 Das ist genauso wie verwurzelt ist ein super tolles Beschäftigungsprojekt für arbeitslose 899

Frauen. Und da gibt es auch immer vom AMS so gefördert / weiß ich nicht, die letzten Jahre 900 waren halt 50 plus. Und die haben halt so viele Plätze gehabt für Frauen, die halt über 50 901 plus sind und es gibt halt ein allgemeines Kontingent. Und es waren halt nur / weiß ich 902 nicht, sagen wir mal, 10 Plätze sind jetzt für Frauen mit 50 Plus und sie hatten nur 4. Und 903 sie hätten aber 20 andere Frauen / sie können aber die da nicht reinnehmen. Weil das 904 einfach nur reserviert / ob die Frauen jetzt da sind oder nicht, egal, die dürfen sie nicht da 905 reinnehmen. Und das ist dann halt so diese / auch wieder strukturell einfach total blöd, 906 weil da fällt die Förderung dann weg. Man kann sagen, okay, ich verzichte auf die 907 Förderung, dann gibt es das Projekt auch nicht mehr lange, (lacht) (unv. #01:07:20-0#) wir 908 nehmen die anderen Frauen. Oder du sagst, okay, du kriegst die Förderung, aber du hast 909 halt zehn Frauen weniger, die eigentlich das gerne machen würden. Das ist (lacht) einfach 910 total blödsinnig, wie das auf trennt. #01:07:39-9# 911

I: Aber das ist auch politisch, oder? Also Politik könnte da / #01:07:41-1# 912

B: Schwierig. #01:07:41-9# 913

I: Oder auch schwierig? #01:07:43-0# 914

B: Ja, aber die Politik ist halt da viel zu wenig flexibel, weil die sind halt dann nur auf fünf 915 oder vier Jahre gewählt und die haben dann halt Schwerpunkte. Aber das ist eigentlich 916 schon die Führung des eigenen Apparats eigentlich. Also AMS, die müssten / oder 917 Gesundheitskasse, die müssten von der obersten Leitung her sagen, so, was funktioniert 918 gut, wo müssen wir selber flexibel werden? Weil da mischt sich die Politik / also die geben 919 die Linien vor, die Politik. Aber wie du das jetzt umsetzt oder wie du die Projekte gestaltest, 920 ist ja meistens dem Institut selbst überlassen. Aber wenn die das Geld sowieso kriegen 921 oder wenn die halt / also alles, was Arbeitsvermeidung / ja, wenn die möglich ist. Dann 922 wird halt dann halt irgendwie / es werden da keine Teams gegründet, wo man sagt, wie 923 kann man das effizienter machen? #01:08:35-8# 924

I: Seid ihr von der Politik irgendwie abhängig? (unv. #01:08:38-0#)? #01:08:36-9# 925

B: Nein, zum Glück, also / #01:08:46-5# 926

I: Okay, also für euch ist es außer Geld egal, ob es da jetzt eine Schwarze / #01:08:46-5# 927

B: Nein, das ist nicht, also das ist eben / also uns / also wir sind jetzt nicht abhängig, weil 928 unser Bürgermeister mischt sich nicht ein. Das ist halt derzeit SPÖ und unter dem sind wir 929 erst gegründet worden. Aber wir wüssten nicht, wenn da jetzt ÖVP oder FPÖ kommt / Also 930 die Grünen nehmen uns sicher keine Stellen weg, die sind ja auch auf der Linie. Aber wenn 931 jetzt zum Beispiel die FPÖ kommen würde, dann wären wir wahrscheinlich dann ein 932 Heimatsicherungs-Büro oder so. Also da gäbe es keinen / ja, wie in Oberösterreich zum 933 Beispiel, wo man das schon gesehen hat. #01:09:26-5# 934

I: (Wirklich?)? #01:09:28-4# 935

B: Ja, also die Frauenbeauftragte hat / ist entmachtet worden, die hat weder ein Budget 936 noch gehabt, noch / also die hat drei Mitarbeiterinnen gehabt. Die hat es nicht mehr kriegt 937 und / #01:09:40-0# 938

I: Und Tschüss. #01:09:40-3# 939

B: Ja, genau. #01:09:40-3# 940

I: Okay, ja, (unv. #01:09:42-0#) also (unv.) eigentlich aber / #01:09:46-9# 941

B: Genau, also das Problem ist, es gibt halt gesetzliche Vorgaben. Also die kannst du 942 entweder erfüllen, indem du, weiß ich nicht, eine Person in die Magistratsdirektion setzt 943 oder so. Und die sind halt dann für die Umsetzung von Gleichstellungsfragen und 944 Behindertenfragen zuständig. Ja, wenn halt sozialere Parteien an der Macht sind, 945 entscheiden sie sich und sagen, ja, das ist es mal geldmäßig wert. Dann ist es so, dass die 946 sagen, ja, wir wollen ein eigenes Büro, die sich zu dem Thema beschäftigen. Es kann aber 947 dann sein, wenn das halt Parteien sind, denen das nicht wichtig ist, dass man sagt, man 948 reduziert auf einen Bereich und macht nur das, was gesetzlich notwendig. Weil wir machen 949 ja ganz viele Serviceleistungen, die ja / müssen auf einer gesetzlichen Vorlage basieren. 950 #01:10:31-0# 951

I: Okay. #01:10:31-8# 952

B: Und wenn dann die Bundesgesetze vielleicht noch geändert werden, dann gibt es 953 vielleicht (unv.), aber die sind halt nicht so leicht zu ändern. Und darum ist es halt unser 954 Anliegen immer, dass so viel wie möglich halt gesetzlich abgesichert ist, wie eben zum 955 Beispiel ein eigenes Frauenbüro in jeder Stadt oder so. Also es ist bis heute auch noch 956 nicht durchgegangen. #01:10:52-0# 957

I: Ja, glaube ich schon. #01:10:52-1# 958

B: Ja, und gerade mit Behinderungen / ja, gar nicht so. Zum Beispiel Wien ist so riesig und 959 in Wien gibt es noch kein eigenes Stadtbüro für Menschen mit Behinderungen. Die haben 960 das einfach auch in jeder Abteilung irgendwie dabei, dass sich jemand halt zuständig fühlt 961 oder halt wirklich einer dafür da ist. Aber jetzt auch nicht / ja, für Wien / eigentlich total 962 arg, weil wenn wir uns jetzt so vernetzen / wir sind ja alle auch im Städtebund vernetzt. 963 Und da gibt es ja die ganzen Ausschüsse und wir haben ja angeregt, dass / es hat keinen 964 Ausschuss gegeben für eine barrierefreie Stadt quasi. Und das haben wir eben gesagt, 965 jetzt wäre es eigentlich an der Zeit, haben wir mal angefragt. Und das ist / die 966 Ausschussleitungen sind eigentlich nur politisch, da geht es ja auch um Forderungen, 967 politische. Und eigentlich wollen das ja politische Menschen, dass sie also / weiß ich nicht, 968 die Vizebürgermeisterin von Wien, die leitet den Frauenausschuss. Der / unser 969 Bürgermeister von Sankt Pölten leitet den Integrationsausschuss. Und dann gab es eine 970 Umfrage vom Städtebund, wer / welche politische Person möchte den Arbeitskreis? Weil 971 die ja freie Städte leiten, hat sich niemand gefunden und jetzt mache ich den. Weil wir 972 haben ja oft gesagt, hey, Leute bitte, das wäre jetzt endlich an der Zeit. Dann haben die 973 gemeint, ja, also finden wir super, ist voll wichtig, der Generalsekretär vom Städtebund 974 begrüßt das. Aber wäre das möglich, dass du den / also den Arbeitskreis leitest, weil es hat 975 sich keine politische Person gefunden? #01:12:31-3# 976

I: Und das ist dann österreichweit, ja? #01:12:39-4# 977

B: Genau, also gehe mal österreichweit Fragen durch, also die Städte haben halt 978 Beschäftigung (unv. #01:12:42-0#). #01:12:40-2# 979

I: Und das ist total unabhängig vom Büro für die (unv.)? #01:12:44-0# 980

B: Ja, genau, ja, #01:12:50-3# 981

I: Okay. #01:12:50-3# 982

B: und da geht es halt auch um gesetzliche Vorlagen, was tut sich? Ja, auch 983 Serviceleistungen, also welche Möglichkeiten gibt es? Wie kann man Menschen 984 unterstützen? Und das ist total schwierig, dass man / also der Städtebund schickt dann 985 raus, die Einladungen und meistens in kleinen Städten geht das halt an die 986 Bürgermeisterin, Bürgermeister. Und die / entweder kommen selber oder sie nominieren 987 jemanden, der dann hinfährt. Es ist halt extrem Thema-abhängig, weil es eben kaum 988 jemanden / also eine Stelle gibt, wo das Thema zentral mal behandelt wird und / also in 989 nicht vielen Städten. Graz war / gibt es nicht mehr, ist, glaube ich, auch jetzt aufgedrösel 990 auf mehrere. Salzburg ist auf alle Fälle / die sind sehr aktiv in dem Bereich. #01:13:35-9# 991

I: Ja, es gibt zu wenig best Practice und also / #01:13:38-7# 992

B: Ja, voll. #01:13:38-7# 993

I: Mit den (Neudorfern? #01:13:42-0#) (unv.)? #01:13:38-7# 994

B: Ja, genau, die haben dieses Projekt, genau. #01:13:46-7# 995

I: (unv.) Bürgermeister, (den interviewe ich auch?), die waren auch sehr / #01:13:53-4# 996

B: Ah, okay, die habe ich noch nicht (unv.). #01:13:53-4# 997

I: Okay, es ist nicht unbedingt barrierefrei, aber Gemeinwesen und das alles, das / keine 998 Ahnung, eben eine Mutter mit einem Kind hat irgendein Problem. Und die kam dann 999 einfach direkt zum Gemeindeamt und da gibt es dann einen Fonds. Und die dürfen dann 1000 entscheiden, okay, du kriegst einfach das Geld jetzt und ein paar Tage später dann Mithilfe, 1001 wie das alles / Also das funktioniert da, er hat (unv.), (lacht) aber dass es eben funktioniert, 1002 ne? (unv.). #01:14:27-7# 1003

B: Aber solche Fonds haben wir auch zur Verfügung, das ist halt bei uns beim Sozialamt. 1004 #01:14:31-0# 1005

I: Okay, ja, weil das ist / #01:14:31-7# 1006

B: Da wird dann auch von Person zu Person entschieden. #01:14:36-0# 1007

I: Ja, also braucht man nur noch / ja, sie müssen da vier Fragen ausfüllen, glaube ich. Und / 1008
#01:14:39-2# 1009

B: Ah, okay, ist vielleicht ein bisschen barrierefreier, an / also niederschwelliger, sagen wir 1010
mal so. #01:14:42-3# 1011

I: Mehr oder weniger anonym, ja, man kriegt da einen Zettel, den kann man wegnehmen. 1012
#01:14:47-4# 1013

B: Ah, okay. #01:14:54-6# 1014

I: Den füllst du aus, das und das brauche ich deswegen, na ja, und / #01:14:54-6# 1015

B: Anonym ist das, glaube ich, bei uns nicht, okay. Und das ist wirklich gut beworben? Weil 1016
ich glaube, bei uns ist das eher nur so für Notfälle, die sich halt an Sozialhilfe verwenden. 1017
Wo es dann kurz vor der Wohnungslosigkeit oder so ist, wo es dann halt wirklich zur 1018
Verfügung gestellt wird. #01:15:06-3# 1019

I: Nein, das ist auch für weniger existenzielle / also, ja, nein, das hat ganz gut angehört, ja. 1020
Und auch sehr direkt, dass man eben nicht für / ich glaube, die Idee dahinter ist, dass man 1021
nicht um 400.000 Ecken kommt zu dem, was ich brauche, sondern wirklich direkt mit der / 1022
#01:15:25-5# 1023

B: Ja, super, voll wichtig. #01:15:30-1# 1024

I: Ja, ist richtig, aber die machen überhaupt nichts, also Smart City oder so auch. #01:15:33- 1025
4# 1026

B: Ja, das sind wir ja auch überall mit dabei. (lacht) #01:15:38-7# 1027

I: Ja, das ist / hat sich gut anhört / und Wiener Neudorf, ja? #01:15:40-4# 1028

B: Ja, Wiener Neudorf, die haben sogar den Inklusionspreis gekriegt für das Projekt, das 1029
war eben / Also ich bin ja in der Jury, dieses Jahr erstmalig nicht, aber seit 2016 war ich 1030
durchgehend. Und jetzt finde ich es eh gut, weil sie dann sagen, ja, jetzt wollen sie da mal 1031
wieder zwei Jury-Mitglieder haben. Da haben wir halt immer diese Projekte bewertet. 1032
#01:16:03-5# 1033

I: Das ist (Lebenshilfe? #01:16:05-0#), oder? #01:16:12-5# 1034

B: Bitte? #01:16:12-5# 1035

I: Sind die von (Lebenshilfe?)? #01:16:12-5# 1036

B: Ja, genau, das ist eine super Sache, wirklich, nee, ich finde es so lässig, weil da nicht 1037
gekleckert wird, sondern richtig geklotzt. Weil das wirklich so ist / also der Amadeus, das 1038
war immer im / in den Lotterien betrieben, also Studio 66. Und vorletztes Mal war es im 1039
Museumsquartier und das letzte Mal war es im Stadtpark im / in dem Palais, also wirklich 1040
riesig und toll und super Ambiente und perfektes Catering. Und wirklich groß, ORF 1041
berichtet, also ORF 3, das sind dann wirklich top Moderationen. Es wird / für jedes Projekt 1042
gibt es ein Video und das Video wird vorweg gezeigt und dann übergibt man halt den 1043
Preis. Und das waren halt die Jury-Mitglieder und einer für den Städtebund halt, wenn es 1044
ein städtisches Projekt ist. Also Stadt Innsbruck hat was gekriegt für / da ging es so um 1045
Kommunikation und leichte Sprache und Barrierefreiheit in dem Bereich, die waren auch 1046
wirklich super. Und in Neudorf war und war / irgendein steirischer Ort, die haben auch mit 1047
der Lebenshilfe / das geht jetzt nicht mehr, weil das waren ja viele Sachen und Projekte, die 1048
mit der Lebenshilfe eingereicht worden sind. Aber die / dadurch, dass sie selber dabei / 1049
Aber das war, glaube ich, beim zweiten Mal erst, dann haben die das gewonnen, das war 1050
mit der Lebenshilfe. Man musste nicht / damals wirklich noch eigentlich ganz was 1051
Außergewöhnliches. Dass man nicht zur Bücherei hin musste, sondern man hat / online 1052
hat man sich anschauen können, was gibt es, was möchte ich mir ausborgen? Und die 1053
Bewohnerinnen und Bewohner von der Lebenshilfe haben das dann ausgefahren. Und 1054
haben die Bewohner, -innen beliefert mit den Büchern, das war echt lässig. Dann gibt es / 1055
ein Krankenhaus hat gewonnen, weil die gerade auch für mehrfach Behinderte extrem 1056
viele Service anbieten. Das ist / die barmherzigen Brüder in / #01:18:23-6# 1057

I: Wien? #01:18:23-7# 1058

B: nein, Linz, glaube ich, Linz war es. #01:18:30-1# 1059

I: Okay. #01:18:30-3# 1060

B: Und die wirklich / also lustigerweise / ich habe es nicht einmal gewusst, also wir haben 1061 das dann bei der Übergabe gesehen. Weil das war das einzige / also da hat keine Stadt 1062 eingereicht und dann bin ich halt dem Projekt zugeteilt worden. Und ich überreiche den 1063 Preis und denke mir, den Arzt kenne ich. Also der das / der da diese Abteilung aufgebaut 1064 hat und der den Preis entgegengenommen hat / war das ein Schulkollege von mir vom 1065 (unv. #01:18:52-0#), (lacht) ja, ist total lustig. Da haben wir uns das erste Mal seit der 1066 Schule überhaupt wieder gesehen, war total witzig. Und der hat dann / der schaut, dass 1067 wirklich / wenn die Person auch noch gehörlos ist, dass da immer ein Dolmetscher zur 1068 Verfügung steht und so, also wirklich lässig, die machen das echt toll. Und was war noch? 1069 Ja, das erste, das war auch super, das war das Salzburg Museum. Die haben damals schon 1070 Führungen / das war 2016 das erste städtische Projekte, das gewonnen hat. Führungen 1071 gemacht im / in einem / also für behinderte Menschen mit / für gehörlose Menschen und 1072 alles in leichter Sprache noch dazu. Und sie haben alles in leichter Sprache auch noch an 1073 Tafeln, was super war. Weil ich bin durchgegangen, wir haben uns das selber / also ich 1074 habe das dann gleich verwertet für den Städtebund, für den Arbeitskreis, wo wir uns das 1075 angeschaut haben. Weil ja viele der Meinung noch sind, ja, die Sprache verbindet ja, wenn 1076 man das auf leichter Sprache macht. Und die meisten haben sich da gefreut drüber, weil 1077 das heißt ja nicht, dass das dann irgendwie Babysprache ist. Sondern das ist halt einfach / 1078 ne, unnötigen Füllwörter oder / weglässt oder so. Dass es halt sinnerfassend wirklich super 1079 gelesen werden kann. Und nach einem langen Sitzungstag, wie das war, haben uns alle 1080 eigentlich mehrheitlich für den / also mehrheitlich, nicht alle wahrscheinlich auch. Ich auf 1081 alle Fälle für die leichte Sprache da entschieden, weil so war man aufnahmefähig. Dann 1082 haben wir einen Juristen gehabt, der gesagt hat, das wäre bei den Gesetzesvorlagen / ist 1083 alles juristisch haltbar, wenn man Gesetze in leichter Sprache verfasst. Weil ja oft, meistens 1084 da die Begründung kommt, na ja, wenn man das anders formuliert, dann oder so, dann 1085 gilt das ja nicht mehr und das hat er voll widerlegt. Ja, da haben wir eh schon gute Sachen 1086 gehabt. Aber wie gesagt, dann melden sich halt dann immer verschiedenste Leute. Weil 1087 halt es keine / eine / keine Person gibt, eine einzige Person oder ein Team, Büro-Team, die 1088 sich halt mit dem Thema beschäftigen. Sondern das ist halt immer dann, je nach Abteilung 1089 und je nach, was halt gerade für Themen besprochen werden. #01:21:07-2# 1090

I: Ja, aber wie ich es gehört habe, haben die nie mit einem Projekt gewonnen 1091 wahrscheinlich, oder? #01:21:12-6# 1092

B: Na ja, ich bin in der Jury gesessen. #01:21:14-3# 1093

I: Ach, so, dann / #01:21:14-3# 1094

B: Aber ich glaube sogar, dass die / #01:21:16-2# 1095

I: War da einer dabei? Weil ich glaube, auf der Website kann man nur die Gewinner sehen. 1096 #01:21:17-3# 1097

B: Ja, einmal ist / ja, genau, einmal wurde eingereicht. #01:21:23-4# 1098

I: Weißt du noch, was das war? #01:21:25-9# 1099

B: Ich glaube, das war Domizil mit irgendwas, #01:21:27-9# 1100

I: Okay. #01:21:28-5# 1101

B: aber das war wirklich im unteren Bereich, weil es gibt halt immer Einreichungen, wo 1102 man sagt, das ist ja eigentlich Standard (lacht) und das war so was, ja? Also da war noch 1103 nicht mal irgendwie ein Versuch, den Konflikt / #01:21:47-0# 1104

I: Ja, wie gehen die Leute einkaufen oder sowas, ja? #01:21:47-6# 1105

B: Ja, dann noch banaler, glaube ich, (lacht) also, wo man sagt, ja, was soll da jetzt die 1106 Innovation dran sein oder irgendwie so ein / oder Vorbild für Österreich? Was immer ganz 1107 oben war, war zum Beispiel Spar, vor allem im Westen. Überhaupt, die mehrheitlichen 1108 tollen Projekte waren so Tirol, Vorarlberg, da waren immer so / auch Steiermark viele. Dass 1109 du sagst, bist du / also da hattest du es richtig schwer. Und, ja, Wien ist nochmal eigen, 1110 aber so von den anderen Bundesländern / ganz grottig bei allen bis jetzt war Burgenland. 1111

Das war wirklich ganz, ganz schlimm, (lacht) da gab es kaum Einreichungen und wenn, 1112 dann wirklich nur so / oh. Also da war oft, dass wir dann gesagt haben, wir wollten ja jedes 1113 Bundesland und Burgenland war dann ein paarmal nicht dabei, weil sie einfach so schlecht 1114 waren. #01:22:41-6# 1115

I: (Keine?) Einreichungen, okay. #01:22:41-7# 1116

B: Ja, wenige Einreichungen und so schlecht, dass wir gesagt haben, das geht einfach 1117 nicht. (lacht) Da gibt es halt nur den / also acht Preise und halt dann so einen Sonderpreis. 1118 Ja, aber das ist ja echt eine coole Sache. #01:22:57-8# 1119

I: Ich meine, das kann ich vielleicht dran nehmen, auch zum Schauen. Ich meine, das sagt 1120 schon was aus, wenn Wien schon (15-mal? #01:23:06-0#) einen Preis gewonnen hat und 1121 Niederösterreich nie. #01:23:05-1# 1122

B: Also es gibt viele lässige Projekte. #01:23:05-1# 1123

I: Dann ist das natürlich auch / was das aussagt, weiß ich nicht, aber das kann man schon 1124 mitnehmen, ne? #01:23:12-2# 1125

B: Ja, na, also sonst also waren die alle / also Niederösterreich war auch eher schlechter. 1126 Aber ich glaube, da gab es eh auch regelmäßig Preise, also das war wirklich fulminant. 1127 #01:23:25-2# 1128

I: Ja, ich meine, da muss man auch schauen, was (unv.) das ist auch aus Niederösterreich, 1129 ne? #01:23:31-1# 1130

B: Genau. #01:23:31-1# 1131

I: (unv.) schon was Gutes dabei sein, ne? #01:23:32-9# 1132

B: Genau, also da gab es / also Sankt Pölten war noch nie dabei, aber wie gesagt, ich habe 1133 das jetzt auch nicht so phrasiert mit, bitte / Ja, also dem Projekt, mit deiner Aktionswoche, 1134 habe ich gesagt, ja, wäre vielleicht gut, BHW-Einreichung. Und nicht / also dieses Jahr wird 1135 es gehen, nicht den Inklusionspreis, weil ich einfach in der Jury bin und das ist dann echt 1136 ein / #01:23:58-8# 1137

I: Das ist natürlich / ja. #01:24:00-3# 1138

B: Ja, eine Konfliktgeschichte, ist es auch wenn ich mich der Stimme enthalte, ist das auch 1139 total blöd, wenn wir Mitveranstalter sind von dem Projekt noch dazu. Ja, aber gerade bei 1140 diesem Barrierefrei-Preis, das ist eh wieder Vorbild-Projekt. Weil für dieses Jahr auch 1141 wieder / da waren auch ganz viele Projekte, die gewonnen haben. Wo du so denkst, ja, ich 1142 meine, das ist jetzt / das ist eigentlich ein Muss, das ist eigentlich / schon die gesetzlichen 1143 Vorgaben und da brauchen wir dann für das, dass wir die erfüllen, müssten wir zusätzlich 1144 einen Preis kriegen, gell? #01:24:34-0# 1145

I: Darf ich das mitnehmen, so? #01:24:34-4# 1146

B: Ja, sowieso, sehr gerne, bitte schön, du kannst da mehrere haben, wenn / #01:25:00-3# 1147

I: Nein. #01:25:00-3# 1148

B: (...) Krems fällt mir noch ein, weil das ist eigentlich auch noch einer, der ganz gut ist, die 1149 machen echt gute Projekte. (Stricker, Christoph? #01:25:06-0#), ja. Die haben ein 1150 Kindergartenprojekt gemacht, so ein Zeichenbuch. Da gibt es einen, der / fällt mir der 1151

Name nicht ein, der in dem Bereich eh bekannt ist, der so Comics macht oder so Bilder, 1152 Bildgeschichten. Und da gab es so ein Ausmalbuch von ihm für Kinder, die / das ist / von 1153 der Stadt Krems haben das alle Kindergärten dann gekriegt. Und zum Ausmalen halt und 1154 da waren halt alle möglichen Behinderungen auch dabei. Also als bewusstseinsbildende 1155 Maßnahme, war voll lässig, #01:25:41-5# 1156

I: (unv.) Krems? #01:25:41-5# 1157

B: also abgekupfert von Salzburg, genau. Weil Salzburg waren die ersten, die das gemacht 1158 haben und / aber er hat sich darum kümmert und er hat es überhaupt herausgefunden, 1159 dass das eben ist. #01:25:51-3# 1160

I: Super Exposure, ne? #01:25:51-9# 1161

B: Ja, genau, also das / also ich kenne sonst niemanden in Niederösterreich, der das in der 1162 Form betreibt. #01:26:00-4# 1163

I: Wie heißt der? #01:26:00-4# 1164

B: Christoph Sticker oder Stricker, ich glaube, Stricker, kann ich nachher nochmal 1165
nachschaun. Oder ich schicke dir einfach / ich kann dir von der Ilona / (lacht) von der 1166
(Asse? #01:26:16-0#) Nord haben wir eine E-Mail-Adresse, wo wir eigentlich immer / also, 1167
wo es geklappt hat, wo sie sich meldet. #01:26:22-9# 1168

I: Okay, ja, also sie hat viele, also politisch und auch / #01:26:26-7# 1169

B: Genau, also ich schicke dir mal die, mit der wir mit ihr im Kontakt sind und von ihm. 1170
#01:26:33-6# 1171

I: Ja, cool. #01:26:35-7# 1172

B: Und mit dem Namen, weil er hat dann auch / da gab es ja vom BHW ein Projekt. Ich 1173
weiß nicht, ich glaube, so schmalspurmäßig fahren sie noch, aber das war wirklich groß 1174
früher. Wo sie so Begehungen gemacht haben in Ortschaften, wie kann es barrierefreier 1175
werden? Oder wie ist es für Menschen im Rollstuhl, wie ist es für blinde Menschen und so 1176
in meiner Ortschaft zu gehen oder so? Dann gab es so Workshops und die hat er auch 1177
gemacht. Und da wurden dann auch ein paar Maßnahmen ergriffen aufgrund dieses 1178
Workshops. Und er hat auch / so einen Arbeitskreis haben sie mit vielen Vereinen in der 1179
Stadt. Und ich glaube, Sport machen sie da, eine (Bewegungsgruppe? #01:27:24-0#) haben 1180
sie auch. Also der ist der eheste, der mir einfällt, der eigentlich schon Sachen macht, ja. 1181
Und das mit dem Kinderbuch, das hat er auch sogar eingereicht beim Inklusionskreis. Aber 1182
da sind halt schon so mega tolle Projekte dabei, dass du da eigentlich / Also er hat zum 1183
Beispiel dann ein (Dreirad gewonnen?) mit dem Tag, wo sie / Jugendliche mit 1184
Behinderungen an einem Tag sich vorstellen können, die einen Arbeitsplatz suchen. Wo 1185
sozusagen halt Firmen zuhören, aufmerksam werden können und sagen, ja, ich biete dir 1186
eine Lehrstelle. Also das ist voll lässig und die haben sich so gefreut. Ich glaube, das war 1187
das letzte Mal vor der Pandemie oder so. Die haben sich so gefreut über den Preis und 1188
haben gesagt, ja, das wird jetzt dann jedes Jahr gemacht. Ich glaube, ein Jahr haben sie es 1189
dann nicht mehr, da weiß ich es jetzt wirklich ehrlich. Weil das einfach so ein großes Echo 1190
hervorgerufen hat, weil die können sich da vorstellen, präsentieren, über sich sprechen. 1191
Und sagen, sie würden halt am liebsten dort oder da arbeiten, das würde sie interessieren. 1192
Und dann können sich die Firmen eben melden und sagen, ja, bitte mache mal bei uns ein 1193
Schnupperjahr oder so. #01:28:32-1# 1194

I: Das ist cool, ja, aber (für die ist der? #01:28:34-0#) Arbeitsmarkt ja nur / keine Ahnung 1195
(unv.). #01:28:32-1# 1196

B: Ö3 hat halt einfach die Megareichweite bei uns, also da hören so viele Menschen zu und 1197
auch alle, die es nicht betrifft. Weil die einfach unselbstständig arbeiten und eh niemanden 1198
aufnehmen können. Aber trotzdem kriegen die mit, aha, das ist ein Problem oder die 1199
hören über die Jugendlichen / also, weil man ja oft hört, na ja, die sollen / die kriegen ja die 1200
Frühpension oder die kriegen ja eine Mindestsicherung. Und das passt schon, sie sollen 1201
froh sein, dass sie nicht arbeiten müssen. Und dann hören sie zum ersten Mal die 1202
Jugendlichen, wie das ist, wenn sie zu Hause sitzen und nicht arbeiten dürfen, obwohl sie 1203
wollen. Und halt dieser soziale Kontakt dann nicht da ist oder sie ihre Interesse nicht so, ja, 1204
daheim ausüben können, wie wenn sie halt im Beruf jetzt wären. Oder die haben halt 1205
Freundinnen, Freunde, die alle schon Lehrgeld bekommen. Und wenn sie gemeinsam 1206
fortgehen, ja, die kriegt halt das Taschengeld von den Eltern oder so. Und das hören 1207
Menschen, die noch nie über das Thema nachgedacht haben, dann alle / das allererste Mal 1208
und denken sich, okay, darum geht es ja eigentlich auch. Und da gibt es wirklich coole 1209
Projekte bei dem Inklusionspreis. #01:29:46-2# 1210

I: Ja, das ist gut, weil das ist eben auch so ein Thema, die Repräsentation der Zielgruppe. 1211
#01:29:50-6# 1212

B: Genau. #01:29:52-2# 1213

I: Ich meine, das ist nicht Sankt-Pölten-orientiert, aber / #01:29:54-7# 1214

B: Nein, aber Sankt Pölten könnte sich zum Beispiel da / also das könnte ein Vorbild sein. 1215
Zum Beispiel gibt es ja / also, was bei uns auch kaum ein Thema ist und wo wir eigentlich 1216
immer schauen bei den Veranstaltungen. Dass man wirklich Räume auch schafft, wo 1217

Menschen, denen es zu laut wird oder so einfach wirklich sich zurückziehen können, so ein 1218
Ruheort. Und wie viele Menschen das eigentlich alle brauchen? Und die, die das wirklich 1219
brauchen oder die, die es halt nutzen können, weil das auch praktisch ist für die. Und da 1220
hat ja (Bila? #01:30:27-0#) jetzt dann / genau, (Bila?) eh schon seit längerem das Projekt mit 1221
/ ah, wie nennen sie das? Die stille Stunde, so, und das ist für Menschen, die halt 1222
Schwierigkeiten haben, mit vielen Leuten einkaufen zu gehen. #01:30:46-1# 1223

I: Stimmt, ja, das ist / ja. #01:30:46-2# 1224

B: Die das nicht aushalten, wenn laute Musik und so / oder Licht, also hochsensible 1225
Menschen zum Beispiel betrifft das auch, die ausgewählte Bilderstationen haben. Gut, das 1226
ist natürlich jetzt nicht irgendwo am Hauptbahnhof dabei, weil da sind immer viele 1227
Menschen. Aber es gibt genug, wo das passt und dann sagt man, ja, da von 17:00 Uhr bis 1228
18:00 Uhr, da ist die stille Stunde. Und da können eben Menschen, die das brauchen, 1229
einkaufen gehen und da ist Sankt Pölten auch immer nicht dabei. Jetzt sind nämlich, 1230
glaube ich, fünf neue dazukommen oder so, weil es schon wieder / also es ist / in 1231
Niederösterreich, glaube ich, gibt es überhaupt nur eine einzige (Bilderstelle?), die da 1232
mitmacht. Wien natürlich wieder einige und das war / wo man dann sagt, zum Einfordern, 1233
dass man wirklich / wenn da Leute wären, die sich melden. Und halt den Rewe-Konzern 1234
anschreiben und sagen, ja, warum nicht in Sankt Pölten, wir sind die Landeshauptstadt? Da 1235
werden sie sagen, es gibt so viele Bilderstellen, dann macht doch eine davon. #01:31:46-7# 1236

I: Ja. #01:31:46-7# 1237

I: Vielleicht können Sie anfangen, kurz vorstellen und vor allem die Zielgruppe, also die Menschen, die hier im DomiZiel wohnen. #00:00:09-0#

3 B: Und vorstellen, mich vorstellen oder das Haus? #00:00:12-8#

4 I: Das Haus. #00:00:13-9#

5 B: Ja. Wohnhaus DomiZiel. Wir sind ein Menschenhaus für Menschen mit mehrfachen Behinderungen und kognitiven Behinderungen, sind ein betreutes Wohnen und haben bei uns Bewohner bis maximal Pflegestufe fünf. Genau. Derzeit in vier Gruppen aufgeteilt, derzeit sind wir voll- und teilbetreut gemischt. Im Sommer 2025 wird es dann aber so sein, also das ist jetzt einmal der Plan, dass in den zwei Geschossen, die obendrauf kommen, dann die Teilbetreuung stattfindet. Und die Vollbetreuung dann im Erdgeschoss und im ersten Stock. Genau. #00:01:01-6#

12 I: Okay. Und wenn (unv. #00:01:02-1#) und Pflegestufe sechs oder sieben habe, oder ich bin da geboren. Wissen Sie, wo die Menschen dann / #00:01:12-6#

14 B: Ja, es ist das Angebot überhaupt, glaube ich, in Sankt Pölten und auch in Umgebung / es ist gar nicht so leicht, dass man da, glaube ich, ein Angebot findet. Wir berufen uns dann immer eher so auf die Landesregierung, weil es passiert natürlich bei uns auch, dass Leute anrufen, einen Wohnplatz suchen für ältere Leute, eben für sehr pflegebedürftige Leute. Wenn die dann eine Behinderung haben, ja, das ist gar nicht so leicht, da einen Wohnplatz zu finden. Aber ich glaube, Oberwölbling bietet das an, wenn mich nicht alles täuscht. Und ja, im Prinzip ist unser Tipp dann immer bei der Landesregierung anzurufen auf der GS5, weil dort die Fäden eigentlich zusammenlaufen und die dann glaube ich am besten sagen können: "Da ist noch was frei, da schaut es gerade so aus." Zumindest ist das unser Eindruck, dass das so die Institution darüber ist, die normalerweise so ein bisschen den Überblick haben sollten. #00:02:12-1#

25 I: Ja, sollten. Okay, und wir schreiben viel in der Masterarbeit über Gemeinwesenarbeit und wieso gemeinwesenorientierter Ansätze Menschen in / also Menschen mit Behinderung / wie das irgendwie hilft. Kann man da irgendwie schauen, ich weiß, Sie machen, glaube ich, mit Special Olympics auch. Können Sie was sagen über wie das funktioniert mit Special Olympics im Domizil und Gemeinwesenarbeit. #00:02:43-0#

30 B: Also so mit dieser Gemeinwesenarbeit muss ich sagen, da läuft bei uns sehr viel im sportlichen Bereich. Wie Sie schon gesagt haben, Special Olympics. Das ist derzeit vor allem mit Boccia der Fall, wo jetzt auch eine Kollegin bei uns dieser Übungsleiterausbildung gemacht hat, bei Special Olympics. Und da immer wieder zu Turnieren gefahren wird, mit anderen Wohnhäusern sie zusammengelegt wird. Und, ja, wobei, ja, Inklusion schwierig, ne? Weil da sind ja wieder eher so die Menschen mit Behinderungen benannt. Also das hieße, da gibt es bei uns auch diese Special needs, das ist von Sankt Pölten, vom SKN aus, da sind auch einige Bewohner bei uns dabei. Teilweise Fußball, teilweise Basketball und da wird wirklich nur mehr so in Richtung in für die Inklusion gearbeitet, weil die machen auch sehr viele Ausflüge zu ganz tollen Sachen. Die fahren mit den Bewohnern / die fahren nach Deutschland zu Fußballmatches, wo schon auch wieder diese Special-Needs-Sache gemacht wird. Aber gleichzeitig auch der Kontakt oft mit den Profispielern hergestellt wird oder ein Profispiel angeschaut wird, die Stadt besucht wird. Genau. #00:04:08-5#

44 I: Also das ist dann auch Sichtbarkeit? #00:04:13-0#

45 B: Genau. Also wirklich auch so in, ja, einfach auch so normale Ausflüge gemacht werden, ne? Und was es bei uns in Spratzern finde ich auch / also das fällt mir zu dem Thema ein, sehr gut rennt. Das war jetzt zum Beispiel erst wieder die Erstbeleuchtung im inneren Park in unmittelbarer Nähe bei uns, wo Bewohner auch gefragt werden, ob sie mithelfen wollen, beim Glühwein ausschenken, beim Bastelsachen verkaufen. #00:04:43-1#

50 I: Das war vom Gemeinderat oder vom / #00:04:45-1#

51 B: Ja, da sind wir recht gut integriert, einfach weil eine Kollegin von mir / der Mann von der
52 Kollegin ist Gemeinderat von Spratzern. Und da gibt es halt einfach immer wieder so
53 Anknüpfungspunkte, wenn das Feuerwehrfest ist in Spratzern, dann helfen Bewohner
beim Servieren. Also da gibt es immer 54 wieder mal so Festsachen, wo einfach geschaut
55 wird, dass da die Bewohner einfach auch inkludiert werden und gefragt werden, ob sie da
56 gerne mitmachen wollen. Bei der Pfarre gibt es immer wieder Aktivitäten, wo die
57 Bewohner dann lesen oder wo Umzüge gemeinsam gestaltet werden. Also in
58 verschiedensten Kreisen eigentlich passiert das. #00:05:28-9#

59 I: Okay. Meine nächste Frage wäre eben auch Vernetzung. Also das wären Pfarrer /
60 #00:05:36-3#

61 B: Pfarrer, dann Feuerwehr. Politisch gesehen also diese Gemeinderatsache mit der SPÖ,
62 da gibt es eine Vernetzung. Dann gibt es auch so eine Frauenrunde von der SPÖ, die
63 kommen auch immer wieder mal, da gibt es auch natürlich Spendensachen, die dann dazu
64 hergezogen werden. Und dann lädt man mal auf einen Kaffee ein oder so und / genau.
65 #00:06:03-9#

66 I: Okay, das ist super. (unv. #00:06:08-1#) Ihre Einschätzung, ist-Zustand der Inklusion, also
67 von der Zielgruppe, die da wohnt? (unv.) #00:06:18-2#

68 B: Schwierig. Das Problem ist, dass sehr viele unserer Bewohner einfach sehr unsicher sind
69 und sich das oft gar nicht zutrauen, diese Inklusion auch vielmehr zu leben. Sprich wir
70 haben Bewohner, die das vom Können her meiner Meinung nach auf alle Fälle schaffen
71 könnten, da noch viel mehr selbstständig in das Kino zu gehen, sich zu treffen,
72 fortzugehen. Das aber einfach sich nicht zutrauen, die immer irgendwie dann mit einem
73 Begleitsdienst das machen wollen, mit einem Betreuer das machen wollen. Und da
74 irgendwie mangelt nur an einer gewissen Selbstverständlichkeit, es auch alleine machen
75 zu können. Wir haben jetzt da seit mittlerweile zwei Jahren regelmäßige Bewohnerrunden
76 bei uns im Haus, die ich leite, als pädagogische Leitung. Und wo ich also totalen Fortschritt
77 bemerke, wo ich auch merke, dass ich / also ein großes Ziel, ein übergeordnetes Ziel dieser
78 Bewohnerrunde ist, gerade für die Teilbetreuung, da nunmehr dieses Selbstverständnis
79 auch zu finden. Und die Bewohner einfach noch mehr dazu zu motivieren, das gar nicht zu
80 hinterfragen, sondern einfach zu sagen: "Hey, am Wochenende frage ich meine zwei
81 Kollegen, ob wir nicht in die Aquasite schwimmen gehen." Ohne da lang und breit an
82 irgendwelchen Angst, Sachen oder Unsicherheiten zu überlegen. Das gelingt schon ganz
83 gut, also es wird schon besser. (lacht) #00:07:52-0#

84 I: Und haben Sie da also Verbesserungsvorschläge, was zum Beispiel Stadt oder
85 Gemeinschaft, Gesellschaft da anders machen kann? Oder wo sehen Sie Potenziale
86 vielleicht? #00:08:07-2#

87 B: Bitte? #00:08:09-6#

88 I: Wo Potenziale? #00:08:10-7#

89 B: Na ja, es wäre vielleicht schön, wenn die Stadt mehr auch so Werbungen zu uns
90 schicken würde, weil unsere Bewohner so internetmäßig weniger, schon auch. Aber grad
91 so Plakate, Bildmaterial, das ist halt für unsere Leute oft viel ansprechender. Das merke ich
92 schon. Also da könnte man sagen, das wäre vielleicht auch ein Tipp an die Stadt: "Schickt
93 uns doch wirklich direkt Plakate, Veranstaltungssachen, die man bei uns im Haus auch
94 wirklich anpreisen können bei den Bewohnern". Wo wir sagen können: "Schau, die Stadt
95 ladet ein." Wir waren vor Jahren beim Hauptstadtbball, vier Betreuer mit sechs oder sieben
96 Bewohner, eingeladen vom Herrn Bürgermeister. Das war ein tolles Erlebnis, muss ich
97 sagen. Das war wirklich schön. Wir haben dann auch in diesen VIP-Bereich dürfen und, ich
98 glaube, da waren sogar irgendwelche Bundespolitiker auch da und / also solche Aktionen.
99 Wirklich sich da auch zu trauen, solche Türen aufzumachen, sage ich jetzt einmal, das war
100 schön. Nicht nur so diese kleinen Rahmen, sondern vielleicht auch wirklich so größere
101 Festivitäten, da einfach an uns zu denken. #00:09:32-5#

102 I: Waren Sie bei der Tangente irgendwie eingebracht? #00:09:36-1#

103 B: Gar nicht, eigentlich. Eigentlich nichts dabei. Und ich habe auch immernoch das Gefühl,

104 dass das Domizil in der Stadt nicht sehr bekannt ist. Kann man natürlich jetzt da sagen, ja,
105 müsste vielleicht auch mehr von uns Werbung kommen. Trotzdem glaube ich auch, dass
106 es in die andere Richtung kommen könnte. Weil der Bürgermeister kennt uns, der weiß,
dass es uns gibt. Es ist so auf die Tagesstätte noch 107 viel mehr involviert und aber gerade bei
108 so Freizeitaktivitäten, finde ich, sind wir eigentlich oder müssten wir Ihr Ansprechpartner
109 sein, weil ja die Bewohner bei uns das Wochenende verbringen und nicht in der
110 Tagesstätte. #00:10:18-0#

111 I: Nur für mich. Also es gibt hier Wohnplätze, aber arbeiten tun die meisten in der
112 Tagesstätte? #00:10:27-3#

113 B: Zu 90 Prozent gehen unsere Bewohner in den verschiedensten Bereichen einer
114 Beschäftigung nach. Ja, viele in der Tagesstätte Sankt Pölten, aber auch einige nach (unv.
115 #00:10:37-1#). Wir haben bei uns eine Seniorenbetreuung tagsüber da, aber die sind
116 wirklich nicht viel, also da die sind jetzt gerade einmal halbtags vier Leute und mittags /
117 #00:10:49-4#

118 I: Im ganzen Haus? #00:10:49-4#

119 B: Genau. Also das ist wirklich so diese Pension, dieses, ja / genau. Aber so am
120 Wochenende und so sind wir wirklich sehr gut besetzt, voll besetzt. Und da denken wir, ja,
121 das wäre natürlich schön, wenn da mehr noch kommen könnten. Da könnten noch mehr
122 kommen. Ja. #00:11:08-1#

123 I: Und wir haben schon ein bisschen geredet, Inklusion der Gruppe, also ich nenne es jetzt
124 Gruppe im Sozialraum. Also gibt es da / wird da gesagt: "Okay, ich gehe jetzt mit meinen
125 Freunden nicht zur City, sondern direkt zum Park." Oder? Gibt es da beliebte Plätze?
126 #00:11:35-0#

127 B: Ja. (...) Eher mit der Begleitung von den Betreuern, sage ich jetzt mal. Da schon, also da
128 geht man schon in den Hammerpark in (unv. #00:11:47-1#), in die Stadt. Das macht man
129 schon. #00:11:48-7#

130 I: Und wer empfiehlt das dann? #00:11:52-0#

131 B: Der Betreuer. Bewohner weniger, aber trotzdem, glaube ich, also ich sehe das Potenzial,
132 muss ich ehrlicherweise gestehen, auch so ein bisschen so in dem Ausbau jetzt. Weil da
133 einfach das Konzept auch ein bisschen anderes sein wird und die Sachen dann einfach in
134 der Teilbetreuung nunmehr forciert werden. Jetzt haben wir halt auch viel mit der Pflege zu
135 tun und da ist halt gerade auch unter der Woche oft sehr schwierig in die Richtung da auch
136 noch die Zeit dazu zu haben, da mehr Aktivitäten zu setzen. Oder die Bewohner vielleicht
137 daraufhin zu sensibilisieren in die Richtung, selbstständig was zu machen, ist schwierig in
138 der Betreuung. #00:12:35-7#

139 I: Diversität haben Sie da? #00:12:39-5#

140 B: Da waren wir eine Zeit lang dabei. Ja. Das war so, wie das Ganze begonnen hat, war ich
141 auch in ein paar Runden dabei. (...) Das war mir auch zu expertenmäßig besetzt, muss ich
142 ganz ehrlich sagen. Nette Idee aus allen Richtungen was Migration betrifft und so weiter,
143 da die Leute an einen Tisch zu setzen. Auch dieser Tag der Behinderung, wo dann / es war
144 dann auch am Rathausplatz so eine Sache, wo verschiedenste Institutionen sich vorgestellt
145 haben, wo Schulklassen sich das angeschaut haben. Das ist so schwierig, weil da waren
146 auch ganz viele Leute, die dann sehr bedacht waren, auf das Richtige, die richtige
147 Wortwahl zu treffen. Was mir dann, muss ich ganz ehrlich sagen, oft schon ein bisschen
148 auf die Nerven gegangen ist, weil man dachte, wir wissen alle, wovon wir reden. Warum
149 muss ich in so einer Gruppe / wenn ich da einmal sage, der, der im Rollstuhl sitzt, könnte
150 es einen Nachschrei geben. Also das war mir dann / das war mir zu viel Wort und Gelaberei
151 und zu viel / #00:13:53-9#

152 I: Ist das Thema Diversität oder Klient*innen? #00:13:56-7#

153 B: Für die / da waren diese Runden. Und da waren halt einfach / die Experten sind an
154 einem Tisch gesessen. Mir ist oft ein bisschen so vorkommen als / wer sticht den andern
155 aus, wer ist der Gescheitere, wer hat die bessere Gendersache und weiß ich nicht was? Und
156 für die Bewohner, für unsere Bewohner, für die Leute, die es betrifft, würde ich mir eher,

157 sage ich jetzt mal, eine Gruppe wünschen, die extern begleitet wird von der Stadt, für die
158 Menschen mit Behinderungen. Nicht für die Betreuer und für die Leitungen, die wissen
159 nicht, wovon sie reden. Also (unv. #00:14:38-1#). Es gibt schon solche Interessensvertreter
Dinge, aber halt in Wien und in keine 160 Ahnung wo. #00:14:47-8#

161 I: Kennen Sie den Beirat überhaupt? #00:14:50-1#

162 B: In Sankt Pölten, ja. Kenne ich. #00:14:51-4#

163 I: (unv.)? Und das ist / ich glaube, die wissen gar nicht, dass es DomiZiel gibt. Weil das ist
164 genau für / also da kommen dann / also grundsätzlich Klient*innen, ja, also auch aus der
165 Psychoberatung oder auch Menschen mit Behinderung. Und offensichtlich kommen die
166 nicht, aber sollten. Und da kommen dann Leute vom Land und von der Stadt. Und da wird
167 dann geredet, okay, mehr oder weniger, was braucht ihr? Und was braucht es? Ich glaube,
168 es ist am / am zwölften ist wieder das Thema Wohnen zum Beispiel. Also das ist typisch,
169 das Thema Wohnen. Sie sind ja genau das einzige Wohnhaus. (lacht) #00:15:50-4#

170 B: Also, muss ich ehrlicherweise gestehen, kenne ich nicht. Nein. #00:15:58-1#

171 I: Ich kann einen Link schicken. #00:15:59-8#

172 B: Ja, gern. #00:16:00-3#

173 I: Ich glaube, das ist auch sehr, ja, auch intern. Weil ich habe auch da jetzt eingeladen
174 werden müssen und dann jetzt darf ich da hinfahren. #00:16:11-2#

175 B: Ja. Wenn Sie da in die Richtung / Sie können ja gern nochmal nachfragen, wenn das
176 passt, dann freue ich mich natürlich, können Sie mir mal schicken. #00:16:19-9#

177 I: Es gibt zum Beispiel Tag der Inklusion auf der FH. #00:16:23-6#

178 B: Das sagt mir schon was. #00:16:24-7#

179 I: Sollte auch für Menschen mit Behinderung sein. Und der inklusive Sporttag waren Sie da
180 eingeladen? #00:16:34-9#

181 B: Da waren unsere Klienten schon ein paar Mal. Also vielleicht reden wir jetzt von was
182 anderem. #00:16:42-2#

183 I: Es gab von der FH / #00:16:44-8#

184 B: Von der FH weiß ich nichts, ne? Weil es gibt nämlich von dem Sport / also das habe ich
185 zum Beispiel auch vergessen, die Sportclub Activity, wenn Ihnen das was sagt. Das ist
186 auch / Die bieten so Urlaubsaktionen, sportliche Urlaubsaktionen für Menschen mit
187 Behinderungen an. Da wäre die Ansprechperson, die Frühauf Sissi. Das wäre vielleicht
188 auch ganz interessant zu dem Thema. Genau. Also das nehmen unsere Bewohner auch
189 sehr gern in Anspruch. #00:17:12-0#

190 I: Und das ist österreichweit, oder? #00:17:13-3#

191 B: Nein, ich glaube, das ist österreichweit. #00:17:16-4#

192 I: Aber den ehesten inklusiven Sporttag in Sankt Pölten waren Sie nicht eingeladen?
193 #00:17:25-0#

194 B: Das weiß ich jetzt ehrlicherweise nicht auswendig. Vielleicht waren wir ja dort. Wann war
195 denn das? Wissen Sie das? #00:17:30-6#

196 I: Juni, 20. Juni. #00:17:33-9#

197 B: (unv. #00:17:34-1#). (lacht) Wann? #00:17:40-7#

198 I: Juni. Ich sage 20, aber es kann auch ein ganz anderer sein. #00:17:44-4#

199 B: Irgendwas dämmert mir da, ob das nicht doch / War das am Vormittag? Kann das? Ah ja,
200 Moment. Ich glaube, dass das so war, weil wir ja eigentlich / unsere Betreuung fängt um
201 15:00 Uhr an. Und ich glaube, dass da die Tagesstätte eher involviert war, weil unsere
202 Bewohner tagsüber in der Betreuung in der Tagesstätte sind. Es kann allerdings sein, dass
203 da auch eine Kollegin auch mit ein paar Leuten zusätzliche hingefahren ist. Weil irgendwas,
204 glaube ich, haben wir da schon gemacht. #00:18:19-5#

205 I: Ja, es war am Nachmittag auch, aber Vormittag war für Schule und am Nachmittag war
206 für / #00:18:28-0#

207 B: Nee, ich glaube, ich kann mich erinnern, dass da schon was geplant war. Doch.
208 #00:18:32-3#

209 I: Okay. Ich meine, ich (unv.). Ja. Also, von meiner Seite aus wurde schon beantwortet. Dann

210 drücke ich auf Stopp. Dann können wir nochmal reden. #00:18:42-5#

B: Ja, die Aufzeichnung wurde gestartet. Hallo, mein Name ist Belina Diem. Ich bin Einrichtungsleitung vom IBZ Niederösterreich und Projektleitung von unserem Gemeinwesen-Arbeitsprojekt "Miteinander leben - Werte teilen". Hm, genau in St. Pölten. #00:00:25-2#

S: Ich bin Samara Albini und ich arbeite als muttersprachliche Beraterin am IBZ. Mach die Integration also berate die Klienten bei der "Integration - Stadtwohnungen" und bin auch beim Gemeinwesen Projekt dabei. #00:00:45-8#

B: Genau unsere Zielgruppe im Integrations- und Bildungszentrum Niederösterreich (IBZ) sind Menschen, die positives Asyl haben, also keine Personen, die sich noch im Verfahren befinden, sondern alle, die positives Asyl haben oder subsidiär schutzberechtigt sind, oder auch Vertriebene aus der Ukraine, im Gegensatz zu einer anderen Diakonie - Einrichtung in Niederösterreich, die Mobilarbeit, die sich nur um Personen kümmert, die quasi noch im Verfahren sind, die noch warten, bis ihr Asyl genehmigt wird oder nicht. Noch genauer, weil, es gibt verschiedene Stati und verschiedene rechtliche Voraussetzungen? #00:01:33-1#

I: Was die Zielgruppe betrifft, meinst du? #00:01:36-5#

B: Ja. Oder ist nicht so wichtig? #00:01:39-1#

I: Also muss nicht sein, aber vielleicht einfach auch so zu eurem Gemeinwesen - Projekt würde mich auch interessieren, eben oder auch, was du vorher schon angefangen hast zu erzählen. #00:01:49-9#

B: Ja. Also zur Zielgruppe allgemein noch alle Personen ab 16 Jahre, die beim, die privat wohnhaft sind, in Niederösterreich. So ist die offizielle Definition, die quasi keinen Migrationshintergrund haben, sondern mit irgendeinem Asylstatus in Österreich bleiben können. Da gibt es verschiedene, muss man jetzt auch nicht ausführen. Das ist so quasi unsere Zielgruppe im ganzen IBZ und in unserem Gemeinwesen - Arbeitsprojekt können eigentlich alle Personen, die in St. Pölten oder Niederösterreich wohnen, teilnehmen. Da gibt es keine Einschränkung, aber der Fokus ist ganz klar auf Asylberechtigte oder subsidiär schutzberechtigt und auf Frauen gelegt. Und explizit ausgenommen sind lustigerweise Kinder unter zehn. Es hat aber wahrscheinlich fördertechnische Gründe, weil wahrscheinlich andere Projekte gibt, die sich um Kinder kümmern, ähm genau also im MIWt, im "Miteinander leben - Werte teilen", so heißt unser Gemeinwesen - Arbeitsprojekt, sind Kinder unter zehn, ausgenommen. Unser Projekt wird immer für zwei Jahre gefördert. Das ist jetzt schon der dritte Durchlauf, den wir jetzt gerade machen, und es wird gefördert vom Bundeskanzleramt und auch ein bisschen vom Land Niederösterreich. Ähm, und wir machen derzeit in dieser Projektlaufzeit sieben verschiedene Maßnahmen. Maßnahmen nennen wir das, weil das Bundeskanzleramt das so nennt. Ja, ist nicht so ein schönes Wort, aber wir haben sieben verschiedene. #00:03:45-6#

S: Kleinprojekte. #00:03:48-7#

B: Ja, kleinprojekte, genau kleinst Projekt. Lustigerweise ist gerade bei mir da das Flipchart vom von der letzten Projektlaufzeit. Jetzt muss ich mich konzentrieren, dass ich das Diesjährige nenne. Ähm also, wir machen zum Beispiel einen Digitalisierungskurs, wo Männer und Frauen teilnehmen können, gleichermaßen. Manche Projekte haben wir nämlich

nur für Frauen spezialisiert angeboten und andere für quasi alle. Ähm der Digikurs findet ein bis zweimal im Jahr statt in unseren Räumlichkeiten. Wir stellen das Internet und die Laptops zur Verfügung, und wir sind total froh, dass unsere Kursleiterin, eine ehemalige Klientin von uns ist, sind wir ganz stolz. Hm, ein großer Teil unserer Maßnahmen sind die **Konversationscafes**. Da packen wir alles rein, wenn wir so was wie z.B. du machst, also wenn die so einzeln oder so Reihen anbieten, also was wie zum Beispiel bei den Konversationscafes immer wieder anbieten die letzten Jahre immer, ist das **Thema Frauengesundheit**. Das ist dann natürlich dann auch nur für Frauen zugelassen. Da laden wir eine Sexualpädagogin ein und eine Dolmetscherin und machen da einen Vormittag und einen Nachmittag. Rund um die Frauengesundheit. Informationsweitergabe, sage ich jetzt mal, Frauen können natürlich auch Fragen stellen, aber es ist so eine Gesprächsrunde über Frauengesundheit. **Wir machen Begleitungen zu örtlichen lokalen Angeboten, zum Beispiel ins Theater, ins Kindertheater oder ins Festspielhaus oder zu einer anderen Organisation, die wir gut finden, wo wir merken, wir möchten gerne, dass die Menschen das Kennenlernen.** Äh, und wir bieten Begleitung an. Das heißt, jemand von uns, eine Gemeinwesen - Arbeiterin oder eine Multiplikatorin, gibt einen Termin bekannt und sagt, wir gehen gemeinsam dorthin, am 14.11 und treffen uns beim IBZ und gehen dann gemeinsam dorthin. Nächste Woche zum Beispiel gehen wir ins Kreativzentrum, das hat Tag der offenen Tür. Theater ist ganz oft dabei. Dann haben wir eine Maßnahme, die heißt **"Nachbarschaft - Leben"**. Da kann die Samara vielleicht ein bisschen was dazu erzählen, was, weil sie es hauptsächlich macht. Es gibt in St.Pölten ja Wohngebiete, wo sehr viele von unseren Klientinnen wohnen, und wenn es dann dort Probleme gibt oder auch bevor schon Probleme passieren, gehen wir dorthin und versuchen, dass die **Nachbarinnen miteinander ins Gespräch** kommen können, über bestimmte Themen. #00:06:54-4#

I: Das ist so eine Vermittlerrolle einnehmen dann. #00:06:57-2#

B: Genau die Nachbarschaft. #00:06:58-7#

S: Ja, so ein kennenlernen, also ein bisschen, was gibt's dort in der Gegend, wer wohnt da? Welche Hausregeln gibts die wo, wo die Klienten besonders achtgeben sollten, drauf, solche Dinge. Und ja, so auch ein bisschen, dass man die Angst nimmt, wenn da jetzt jemand kommt, der vielleicht die deutsche Sprache nicht so gut spricht, dass man aber trotzdem manchmal Gemeinsamkeiten hat und gut miteinander auskommen kann. Ja, und ich glaube, das machen wir, weiß jetzt nicht, wie oft sowas stattfindet. Also, manchmal werden wir von den Hausverwaltungen angesprochen oder von den Hausmeistern angesprochen, dass es eben gerade was gibt und dass wir da gerne, dass sie es gerne hätten, dass wir kommen, und dann machen wir das auf Anfrage, und manchmal machen wir es auch von uns aus, weil wir sehen, okay, in der Gegend gibt es viele Menschen, die bei uns in der Beratung sind, die, die dort wohnen, und dann machen wir so ein kleines Treffen und können sich die Leute gegenseitig kennenlernen. #00:08:13-4#

I: Das heißt, ihr seid dann auch schon irgendwie in Kontakt mit gewissen Hausverwaltungen regelmäßig, und die wissen auch, wer ihr seid und was ihr macht, und okay. #00:08:23-0#

S: Die, den Kontakt mit den Hausverwaltungen haben wir halt auch über unsere **Integrationsstadtwohnungen**. Also, wenn wir in einem Gebäude oder in einer Anlage eine Wohnung haben, dann gibt es den Kontakt so und so, und ja, wir hatten, glaube ich, sogar schon mal auch einen Kontakt von außerhalb. Also, wenn jetzt eine Hausverwaltung weiß: Okay, die Diakonie kennt diese Klienten, dann kommt es auch vor, dass sie uns anrufen, ohne dass wir eine Wohnung dort haben. #00:08:56-7#

B: Das passiert in letzter Zeit häufig, also ich sitz mit dem Martin im Büro, also gerade die letzte Woche habe ich das Gefühl gehabt, ah ja, rufen wir die Diakonie an! Genau was es auch gibt, ist das, "Frauen aktiv in Niederösterreich - Treffen", da machen, da bieten wir Sportangebote für Frauen an im Raum St. Pölten. Entweder bieten wir selber etwas an, oder wir begleiten zu einer, zu einem Sportverein, den es gibt, oder hängen uns dran bei der Tangente. Nächste Woche ist zum Beispiel "Sisters - Tanzen" im Festspielhaus, und da geht die Petra mit und nimmt zwei Multiplikatorinnen mit und macht da auch eine quasi wie. Sie macht Yoga dort, und dann sagen wir das unseren Klientinnen, und die gehen dort dort auch hin mit. #00:10:06-4#

S: Genau, "Bewegung im Park" war im Sommer, da waren wir auch. #00:10:13-1#

B: Richtig, "Bewegung im Park", da waren wir auch dort mit den Frauen, genau, und dann gibt es noch etwas das nennen wir "Inklusionsbazar", das machen wir einmal im Jahr im Fest der, Fest der im Saal der Begegnung, da, wo wir verschiedenste Organisationen einladen, die in St. Pölten und Umgebung Freizeitangebote, sag ich jetzt mal salopp anbieten und versuchen, Klientinnen dorthin zu bringen, dass sie quasi die Organisationen kennenlernen und sich überlegen könnten, wo könnte man sich freiwillig engagieren? In welchen Verein könnte man gehen? Interessiert mich spielen, interessiert mich Wandern, interessiert mich die freiwillige Feuerwehr, was macht die Bibliothek, was ist der Kulturpass? Also so ein bisschen, Ich sage: Freizeitgestaltung, Sportangebote, Vereine. Es gibt, was die Leute das kennenlernen, was es in Österreich alles so gibt, außerhalb der. #00:11:25-0#

S: Der eigenen Community, was es so allgemein gibt, für alle, wo man auch dabei sein kann, Pfadfinder, weiß ich nicht. #00:11:36-1#

B: Genau, Pfadfinder. #00:11:37-5#

S: Brettspiel - Verein. #00:11:39-4#

I: Mhm. #00:11:40-4#

S: Campus Radio, das müssen wir auch wieder mal, fällt mir jetzt gerade ein. #00:11:47-4#

B: Ja genau müssen wir auch mal wieder machen. Also, ich würde sagen, dass wir in unserem Projekt versuchen, Leute zusammenzubringen, sage ich jetzt mal salopp. Also, wir versuchen, dass die Klientinnen, die bei uns in der Beratung sind, die bei uns in den Wohnungen wohnen, die bei uns den Kurs besuchen, mit den Angeboten, die es in der Stadt gibt, in Verbindung zu bringen, ihnen das näherzubringen, dass es das gibt, und auch hin zu begleiten, weil die Hemmschwelle ist ganz oft sehr hoch. Also man könnte, finde ich, ganz viel davon auch im Internet finden oder in der Schule. Die Kinder erzählen vielleicht oder kriegen einen Flyer mit, so stell ich mir das jedenfalls vor. Aber es passiert selten oder nicht so oft, dass die Leute dann selber beschließen, ja, wir schauen uns das mal an. #00:12:47-2#

I: Ja, ja. #00:12:48-0#

S: Wir fragen mal nach, wie das ist da mit der Mitgliedschaft. #00:12:48-0#

B: Wir fragen mal nach. Da ist einfach eine sehr, sehr große Hemmschwelle. Genau. Oder wie viel würde das Kosten, oder muss man da Mitglied sein? Was muss man da machen? Also, das haben wir einfach beobachtet. Deswegen haben wir das Projekt ins Leben gerufen, dass das einfach eine große Hürde darstellt. Es gibt einfach sehr viel, äh ich, ich weiß nicht

genau was, weil ich aus Österreich bin, aber es, es gibt eine Hemmschwelle. Wie würdest du das beschreiben, Samara? #00:13:17-2#

S: Ja, ja, eine Hemmschwelle, weil man halt nicht genau weiß, wie, wie komme ich zu diesen Eckinformationen mit wie Mitgliedschaft, wie viel zahle ich, wie bin ich gebunden, wie, was wird dort überhaupt gemacht? Für uns ist zum Beispiel weiß ich nicht, wenn man jetzt Pfadfinder sagt, dann weiß jeder genau, was dahintersteckt. Viele Klienten wissen nicht, was heißt das dann? Ja, und da ist halt eben, glaube ich, und es gibt natürlich eine Hemmschwelle, wo die Leute sagen, ich weiß ja nicht, welche Frage ich stellen muss, ich weiß nicht, wann genau muss ich hingehen? Mit wem muss ich sprechen? Und wenn wir dann so Gruppen machen, wo wir sagen, na wir gehen jetzt mal dorthin oder eben bei diesem Bazar, wo halt dann jemand ist, der das vorstellt, den man Fragen stellen kann, wo unsere Dolmetscherinnen dann auch dabei sind und dann auch manchmal manche Besucher begleiten und sagen, wenn dich das interessiert, dann kann ich für dich die Frage stellen, oder kann ich dir das übersetzen? Das hilft, und ja, verkleinert die Hemschwelle. #00:14:31-5#

I: Da kann ich mir gut vorstellen, ja. Okay, gibt es eurer Meinung nach einen Bedarf an GWA in St. Pölten und welchen beziehungsweise was hat das auch mal gegeben, was es jetzt vielleicht nicht mehr gibt? Aber. #00:14:56-8#

S: Ich glaube, dass es nie genug gibt, also dass es immer also ich glaub, egal wieviel, wie viele es gibt, darf es ruhig noch mehr werden, und ich, ich glaube, dass es eine große Herausforderung ist, wirklich die Leute zusammenzubringen. Also wir haben oft das Gefühl, okay, wir haben dann einen Frauencafe oder ein Dings, dann sind nur unsere Klienten. #00:15:26-8#

I: Mhm. #00:15:27-9#

S: Und auch wenn man wohin begleitet, ist es dann manchmal ein extra Termin, wo es auch nur für unsere Klienten ist. Also es ist dann schwierig schwierig, dass man wirklich die, die Ursprungsgesellschaft und die neue Gesellschaft zusammenbringt, dass sie gemeinsam irgendetwas machen. Und es gibt zum Beispiel diese Deutschcafe, Sprachcafe vom vom, vom Diversitycafe, und ich glaube, und das ist auch ein bisschen mein Eindruck, wenn die Idee ist ja, dass dann dort die Menschen zusammenkommen und zusammen sprechen, egal ob man jetzt schon ein Jahr in Österreich ist oder schon 100 Jahre oder 1000 Jahre in Österreich ist. Aber es ist halt oft dann so, dass es zwei, drei gibt, die, nennen wir jetzt mal Ursprungsösterreicher sind, die oft da sind, und der Rest ist halt Menschen, die erst neu dazugekommen sind. Und das ist halt irgendwie finde ich die Herausforderung, dass man wirklich eine Gruppe findet, die gleichmäßig ist im Sinne von, wer ist neu dazugekommen, oder wer spricht schon besser deutsch und wer schon Ursprungsösterreicher, ja! #00:16:53-2#

I: Ja. #00:16:53-8#

B: Ich finde schon auch. Also GWA ja natürlich. Weil es ein langer Prozess ist, glaube ich, bis man wirklich schafft, dass sich Menschen, die frisch nach Österreich kommen oder die schon länger in Österreich sind, sich Angebote, die sie interessieren, suchen. Ähm, ich will jetzt gar nicht sagen, sich integrieren, aber so, dass sie sich andere Dinge außerhalb von ihrer Community oder von ihren Wohnungen oder von ihren Familien suchen, die sie interessiert, und dass sie da auch hingehen. Es gibt sehr viel Angebot, also gerade, wenn ich jetzt ein kulturelles Angebot, gibt es sehr viel, wie wir kriegen, regelmäßig zugeschickt von

der Bühne im Hof oder vom Festspielhaus. Das, und das findet statt. Aber diese Information ist im Netz oder auf irgendeinem Flyer, kommt aber nicht in die Communities. #00:17:57-0#

I: Ja, das habe ich auch immer den Eindruck. #00:18:01-5#

B: Ähm und ich glaube nicht, dass das Interesse ist, sondern dass es einfach eine andere Informationskultur gibt oder dass es einfach anders, anders gesucht werden würde. Ich weiß es nicht, weil ganz oft sagen Frauen, "ja, warum hast du mir nicht gesagt, dass das und das ist" und dann denke ich mir, ja, weiß ich nicht, steht im Internet oder so. Aber und wenn wir dann was haben, kommen sie nicht, weil sie an dem Tag doch vielleicht keine Zeit haben und oder die nächste Woche sagen, wieso bin ich das gesagt? Also so ein bisschen, also dieses Zusammenbringen von von den Informationen, die es gibt, die, glaube ich, auch die Leute interessieren würde und auch wirklich dann das Angebot annehmen. Das ist so, glaube ich, in diesem Rahmen bewegen wir uns. #00:18:51-3#

I: Aber den Eindruck habe ich eben auch, dass es oft schwierig ist, die Leute zu erreichen, aber nicht unbedingt ein Desinteresse da ist, sondern ja voll. Ähm. #00:19:04-5#

B: Und da, wenn ich jetzt kurz einhaken darf, ist unsere Erfahrung oder meine Erfahrung, also unsere Erfahrung, kann ich schon sagen, dass es also, wo es gut funktioniert, ist, wenn wir sogenannte Multiplikatorinnen haben beziehungsweise Personen aus der community, Broker, die quasi beide Welten kennen und die beides vernetzen können. Also wenn unsere Multiplikatorin quasi die Information hat, die spradet auch nur über WhatsApp vielleicht ja, weiß ich nicht. Ähm gibt es einen anderen Anknüpfungspunkt, wie wenn der Flyer bei uns in der Diakonie einfach hängt. #00:19:54-8#

S: Ja, ja, und vor allem, wenn sie dann sagt, ich gehe dorthin, wer geht mit oder ich bin da und wer kommt? #00:20:02-9#

B: Genau. Wenn die Frau dann auch noch sagt, ich gehe dahin, interessiert dich das auch? Kommen die Leute. #00:20:07-6#

S: Genau dann, dann interessiert es plötzlich mehrere, als wenn es nur da ist. #00:20:13-2#

B: Genau diese Rolle ist, finde ich, fast ausschlaggebend. #00:20:18-9#

S: Und ich glaube, dass es dieses, dieses diese Motivation. Ich glaube nicht, dass das nur bei unseren Klienten so ist. Also, wenn ich mir jetzt über mich selber nachdenke, wenn ich irgendwo hingeh, okay vielleicht, wenn es mich sehr motiviert, dann gehe ich auch allein, und dann ist es mir wurscht, ob jemand dort ist, den ich kenne, oder nicht. Aber oft sind es bei Sachen, wo ich nicht so ganz genau mir sicher bin, was erwartet mich dort? Dann ist es mir lieber, ich gehe mit deiner Freundin oder ich, oder es gibt jemanden, der mich, der mir das empfohlen hat und gesagt hat, "ah, da gibts ja Ausstellung" oder weiß ich nicht, und dann geht man eher, wenn derjenige dann sagt, ich bin an dem Tag dort, magst nicht kommen. #00:21:07-6#

I: Ja, absolut, also, ich habe auch gemerkt, beim Workshop, also ohne dich Samara, glaube ich, weiß ich nicht, ob jemand gekommen wäre. Also eigentlich haben alle Frauen gesagt, ja, sie sind da, weil Samara hat gesagt, so geht dort hin, und wussten eigentlich. Also eigentlich wusste eigentlich keine zuerst, um was es geht. Also dieser Flyer, das war eigentlich hätt ich mir den sparen können. #00:21:33-4#

S: Ja, und ich meine, ich habe jetzt für letztes Mal habe ich ja auch noch mal eine Frau eingeladen, und sie hat sich, glaube ich, eher auch eingelockt in dieses, in dieses Whatsapp und ich habe aber gehofft, dass sie durch die WhatsApp Gruppe irgendwas erfährt, weil ich gesagt habe, lock dich ein, und die werden dir da schon erzählen, was los war. Das hat irgendwie, glaube ich, ja. #00:21:58-4#

I: Das ja stimmt, da hätte ich vielleicht da nochmal aktiv auf sie zugehen müssen. Da war halt das, ich weiß gar nicht, das war so kurzfristig, und dann waren schon so. Sie haben die anderen schon so Fotos geschickt, und ja, ich weiß nicht, und ich wusste auch nicht, ob sie schon Infos hat oder ja. #00:22:16-7#

S: Eh schön, Hauptsache sie ist gekommen. #00:22:21-0#

I: Ja, voll, also! Sie hat auch gesagt, sie fotografiert gerne in ihrer Freizeit, und so. **Findet Vernetzung von unterschiedlichen Institutionen statt**, also habt ihr auch viele Kooperationen mit anderen Institutionen? #00:22:40-7#

B: **Ja, ganz viele, also wir sagen zum Beispiel: Tangente** ist ein Anker auf jeden Fall würde ich sagen: **"Netzwerk - Familie"**. #00:22:55-7#

S: **"Theater und Bühne"**. #00:23:00-1#

B: Genau, **"Bühne im Hof, Festspielhaus"**. Da gibt es die **Gabriele Erd**, die uns regelmäßig informiert, was es gibt und dass wir Freikarten bekommen könnten, und ob es uns nicht interessiert. **Festspielhaus**. #00:23:23-4#

S: Ja, Diversity Büro oder **Diversitycafe**, da kriegen wir auch oft Infos, was stattfindet, oder manchmal auch. #00:23:35-2#

B: Was abgeht genau. **"Menschen und Arbeit"** auch ein bisschen, nicht so stark, aber auch ich weiß nicht, wie das **Kreativzentrum** auf uns gekommen ist, durch welche Kanäle das zu uns gekommen ist. Keine Ahnung. #00:23:59-0#

S: Vielleicht auch über den **Bazar**, vielleicht über den Bazar, weiß ich nicht. Dann diese ganzen Jugendzentren. Also **Steppenwolf**, und ich weiß jetzt gar nicht, wie das jetzt heißt: Lebenswelt, Jugend, Lebenswelt oder so? #00:24:23-8#

I: Also ich kenn nur Steppenwolf. #00:24:25-4#

S: Ja. Die **FH**, da gibt's ja auch oft Kooperationen. #00:24:34-2#

I: Aber habt ihr dann den Eindruck, dass es immer die gleichen Institutionen, die miteinander kooperieren, wo schon irgendwie Projekte stattgefunden haben? Und dann? #00:24:49-2#

B: Ja. Würde ich schon sagen: **Peregrina** ist frisch dazugekommen, Peregrina ist halt aus Wien, aber die haben halt ein Angebot angeboten, und wir haben zugeschlagen und jetzt genau schreiben sie uns immer wieder mal. **Aber es sind eigentlich, finde ich, schon immer die gleichen Player**. #00:25:09-4#

I: Und wo es dann auch bei den anderen speziell um GWA geht oder grundsätzlich um Vernetzung? #00:25:17-3#

B: Grundsätzlich um Vernetzung und grundsätzlich. #00:25:21-7#

S: Schon und so, also ich würde gar nicht sagen, dass es nur GWA geht. #00:25:27-5#

B: Genau, nicht nur GWA sondern. #00:25:29-5#

S: Manchmal geht es ja auch bei uns um die Beratung. Manchmal vernetzen wir uns ja auch wegen der Beratung, jetzt zum Beispiel "Netzwerk - Familie" haben auch beim GWA teilgenommen, aber. #00:25:41-1#

B: Genau ist auch ein großer Player in der Beratung. Genau! #00:25:45-6#

S: Manchmal kommt es von dem einen zum anderen, also manchmal haben wir Vernetzung wegen der Beratung, und dann poppt auf, wir würden gerne, dass die Klienten, dass wir unser Projekt den Klientinnen vorstellen, und dann ergibt sich was fürs GWA. #00:26:03-6#

B: Dadurch, dass unser Projekt quasi im IBZ stattfindet, räumlich und personell auch eng verwoben ist, ist es nicht immer so trennbar, wer mit wem jetzt. Also, es ist ein größeres Ganzes, sag ich mal. Und ich würde sagen, wenn ich jetzt quasi mir das Gebilde versuche vorzustellen, ist, dass unsere GWA Dinge quasi ein Teil der, ich sage es, Integration ist, gesellschaftlichen Integration oder Teilhabe. Es ist nicht Sozialhilfeantrag, finanzielle Entlastung, aber es ist definitiv ein Teil der auf dem Weg befindlichen, quasi der Menschen, die sich in der Integration befinden. Das ist eh alles Blöd, aber quasi in ihrem Weg nach Österreich, in Österreich quasi das Ankommen unterstützen. #00:27:19-4#

I: Ja, voll, ich denke mir, das zeigt ja dann auch Angebote, die jetzt vielleicht nicht überlebenswichtig sind, aber also aber geht halt irgendwie darüber hinaus, und was halt auch voll wichtig ist für Menschen, einfach diese kulturellen Aspekte, auch oder Kunst und Kultur. #00:27:38-3#

S: Das ist halt auch ein bisschen ein Thema. Menschen, die zu uns in die Beratung kommen und die oft in die Beratung kommen, sind oft Menschen, die mit irgendeinem die irgendeine Herausforderung zu kämpfen haben. Die haben dann oft gar nicht den Kopf dafür, dass sie jetzt ins Theater gehen oder ins Museum oder sonst irgendwie. Da ist noch zu viel Wirbel, wenn es nicht die Familie gerade nachgekommen ist oder noch überlegt wird, in welche Wohnung man zieht oder so. Da gibt es andere Dinge, die wichtiger sind. Aber es ist gut, wenn sie dann mitkriegen "ah wenn wir dann soweit sind, können wir dort fragen" oder "können wir uns dort melden, um auch solche Dinge zu erfahren." #00:28:29-7#

I: Ja voll, also überhaupt noch diese Infos zu haben, oder es gibt halt unterschiedliche Projekte und würde mich grundsätzlich interessieren, aber momentan ist noch zu ja ja voll. Wie würdet ihr den Ist-Zustand, eurer, also eure Zielgruppe beschreiben in Bezug auf Inklusion? #00:28:53-9#

B: Inklusion, wohin? #00:28:58-3#

I: Also Inklusion in der Gesellschaft, quasi also in der Gesellschaft St.Pölten. #00:29:06-6#

S: Das ist ein sehr, glaube ich groß. Ich weiß jetzt nicht, ob groß das richtige Wort, aber es ist sehr individuell und sehr. Ich glaube, das kann man gar nicht so beantworten. #00:29:26-8#

B: Ja, ich glaube, es gibt ja, es gibt ein Paar, die ich halt kenne. Ich kenne ja auch nicht alle, aber es gibt schon ein paar Personen, wo ich denke, die sind schon sehr gefestigt, gefestigt und inkludiert im Sinne von, die wissen, was sie möchten, wo sie stehen, was sie brauchen,

und wissen auch, wo sie das bekommen, und sind hier und fühlen sich mit dem gut und wohl und haben eine gute Arbeit und alles, was halt, was man sich halt so wünschen würde. Und ich glaube, es gibt ganz viele die, die halt hier sind und einfach noch ganz andere Dinge im Kopf haben. #00:30:18-7#

I: Gibt es aus eurer Sicht dann gewisse Barrieren und oder Verbesserungsvorschläge jetzt auch so vielleicht in Richtung politischer Ebene oder generell, so was Rahmenbedingungen betrifft für Menschen, die jetzt eben nach Österreich vielleicht geflohen sind, oder auch speziell Frauen, die nach Österreich geflohen sind, also wo da vielleicht Barrieren sind, und Verbesserungsvorschläge. #00:30:44-5#

S: Ich glaube, was ganz wichtig ist und was wir mir immer öfter auffällt, ist, dass bestimmte Themen, die für unsere Klienten wichtig sind, oft keinen Platz haben oder keine. Weiß ich nicht, jetzt politisch nicht so, auch blöd, wenn ich jetzt sage, nicht so gerne gesehen. Aber ja, es gibt bestimmte Themen, die für unsere Klienten wichtig sind, die wir vielleicht nicht so als wichtig empfinden. Ja, und ja, und da ist halt die Frage, inwieweit, inwieweit ist das dann Inklusion, wenn sie sie dann solche Projekte? Also es gibt dann solche Projekte, die sind aber dann in der eigenen Community. Und spannend wäre, ob umgekehrt auch von der anderen Seite jemand inkludiert werden möchte dort hinein, also nicht nur, dass die Klienten in das, was es bereits in St. Pölten oder in Niederösterreich gibt, dass sie dort hingehen, sondern dass es umgekehrt auch möglich ist, dass jemand, der jetzt schon nicht sehr lange in Niederösterreich lebt, zu irgendeinem Thema oder zu einem Treffen oder zu einem Verein geht, der vielleicht von den Neuösterreichern entstanden ist, und ob es da was Interessantes gibt, was uns auch ansprechen würde, die, die wir schon lange da sind. #00:32:52-8#

I: Mhm, voll, ja! Ich finde, Inklusion Kaffee ist auch irgendwie so ein abstrakter, großer Begriff und auch so dieses. #00:32:59-6#

S: Weils ja keine Einbahnstraße ist. Na #00:33:03-5#

I: Na eh, absolut nicht. Absolut absolut! Also man kann es ja auch gar nicht so sagen, die nehmen die auf, oder? Und es ist ja auch. Also ich denke mir auch so bei den autochthonen Österreicher, es sind ja auch die nicht eine Einheitsmasse quasi oder sich in allem einig, wie man zusammenlebt. Überhaupt nicht. Absolut absolut! Aber ich denke mir nur so, vom Gefühl her wird es wahrscheinlich auch immer wieder ein Thema sein oder dieses, dieses sich fremd fühlen, eventuell, und ja. #00:33:42-3#

B: Ich glaube, das ist ein großes Thema, ist aber, das kann ich nur vermuten. Ich bin eine Bio - Österreicherin. Ich kann es nur beobachten. Ich kann es wirklich nicht aus irgendeiner Warte sagen sondern nur, was ich denken würde, was vielleicht helfen würde, was einfach wäre. Einfach wäre, wenn die Leute gehört werden würden dort, wo sie hinkommen, und das meine ich ganz banal, wenn es an allen Stellen, wo Leute hinkommen, wurscht, ob das jetzt das Gewaltschutzzentrum ist oder das AMS, oder an der Supermarktkasse oder beim weiß I net Flohmarkt, wenn dort überall Menschen werden, die quasi ihre Sprache sprechen würden, auch oder wenn mehr Dolmetscherinnen geben würde beim Sozialamt oder bei beim Ams oder bei ich weiß nicht, wo die Leute überall umgehen. #00:34:38-5#

S: Ja oder auch mehr Geduld. #00:34:39-9#

B: Oder mehr Geduld, genau beides. Ich würde echt beides finden, dass man sich auch alleine irgendwie irgendwo sich halt hingeht. Also wenn man irgendwo hingehen mag, weil ganz oft sagen sie ja, weil da gibt es ja keine DolmetscherInnen im Krankenhaus, beim AMS, die verstehen mich nicht, und dann. Und das hindert, finde ich, das ist schon eine

Hemmschwelle, wenn ich das Gefühl habe, ich werde dort nicht verstanden, nicht nur sprachlich, sondern ich kann mich dort nicht ausdrücken, was ich brauche oder was ich will oder was ich möchte. Vielleicht hätte ich auch ein Angebot zu machen. Ähm, aber es kommt gar nicht so weit, weil genau ich nicht verstanden werde. Das ist in Wien sicher anders, aber in ST. Pölten ist es, glaube ich, wirklich wirklich nicht so einfach. Wir sind die einzige Institution, glaube ich, die immer und überall, Dolmetsch zur Verfügung stellt. #00:35:45-6#

I: Ich habe auch irgendwie das Gefühl, dass es in Wien noch sehr ausbaufähig ist. Also ich denke mir alleine, was du gesagt hast, ein Besuch im Krankenhaus, also wenn man ins Krankenhaus gehen muss. Das ist keine Selbstverständlichkeit, dass da irgendjemand zum Übersetzen da ist, was wirklich voll wichtig wäre, also gerade bei solchen Gesundheitsgeschichten auch. Okay. #00:36:13-3#

S: Vorstufe von Dolmetscher ist eigentlich auch, dass man, zumindest wenn man hinget, ein bisschen herzlich begrüßt wird und dass man sich die Geduld, die Zeit nimmt, zu sagen: Okay, jetzt haben wir keinen Dolmetscher, kommen sie an dem Tag oder kommen sie noch einmal oder irgendwas? Das wird oft sehr ähm herablassend, wird man weggeschickt, und das finde ich fast noch schlimmer, als dass es keine Dolmetscher gibt. Also wenn die Leute sich bemühen würden und sagen würden: Okay, wir haben zwar keine Dolmetscher, aber wir werden versuchen, und wir versuchen, irgendwie zu einem zu einer Lösung zu kommen, ist es noch halb so schlimm. Aber wenn man dann irgendwo hinkommt und dann nur hört, gehen sie und kommen sie erst, wenn sie Deutsch sprechen, oder gehen sie und kommen sie erst, wenn sie einen Dolmetscher mit haben. Wir haben keine Zeit oder manchmal halt auch wirklich beschimpft. Da ist es halt dann auch wenn ich die Sprache dann kann, ist halt dieses Erlebnis, dass es einem schon gebrannt hat und dass man dann sagt, okay, ich kann erst dorthin, wenn ich C1 habe. #00:37:33-9#

I: Ja, so schlimm irgendwie. Ja voll voll! Das ist schon irgendwie die Haltung oder wie man miteinander umgeht, auch wenn man sich jetzt sprachlich nicht versteht, absolut! #00:37:47-3#

S: Und ich meine, natürlich gibt es bestimmte Gespräche und bestimmte Organisationen, wo ich mir denke, da dürfte es eigentlich gar kein Thema sein, wie zum Beispiel jetzt im Krankenhaus oder beim Gewaltschutzzentrum. Da denke ich mir, das verstehe ich gar nicht, wieso es da keinen Dolmetscher gibt, weil das ja etwas wirklich Lebensbedrohliches sein kann, wenn man einander nicht versteht. Bei anderen Dingen denke ich mir ja, da müsste man sich halt ein bisschen gedulden, müsste man ein bisschen auf einfache Sprache umschalten und sich auch wirklich bewusst sein, wie man selber das Deutsch spricht, ich kann einen Satz so sprechen, dass das mich nur ein Urniederösterreicher mit Dialekt versteht, und ich kann aber einen Satz auch so sagen, dass es, dass jemand, der nur zwei Wörter von diesem Satz versteht, weiß, was ich meine. #00:38:51-4#

I: Ja, absolut! #00:38:54-8#

S: Ja, dieser Wille muss halt da sein. #00:38:59-5#

B: Genau also, dass so diese dieses Commitment ja da kommen Leute, die können vielleicht nicht perfekt Deutsch, passt schon, also ich kann ja auch mal Hochdeutsch sprechen oder langsamer oder geduldig sind. Das würde ich schon sagen, dass das helfen würde. Und geht es gerade, weil es heute meine Kursleiterin erzählt hat, es ist jetzt bei ihr jemand im Kurs. Die Frau ist jung, hat A0 also, obwohl sie schon länger da ist, obwohl sie schon zwei Kurse gemacht hat, und in den beiden zwei Kursen hat sie gesagt, hat sie nicht verstanden, und die Lehrerin hat sich nicht mit dir abgegeben, weil sie gesagt hat, warum kannst du das nicht,

warum kannst du das jetzt da nicht lesen? Du bist quasi falsch in meinem Kurs, und dann war aber nichts mehr, und sie hat einfach den Kurs besucht und Punkt. Also, es hat sich niemand die Mühe gemacht zu sagen, okay, vielleicht sollte sie in einen anderen Kurs wechseln. Es war irgendwie allen wurscht einfach. Und jetzt ist die Frau das den zweiten Tag bei unserer Kursleiterin im Kurs und sagt, sie wusste gar nicht, dass das quasi so überhaupt sein kann, dass man ihr, wenn sie eine Frage stellt, die Frage auch beantwortet, einfach so. #00:40:20-6#

I: Mhm, also jetzt in einem anderen Kurs quasi. #00:40:24-6#

B: Jetzt ist sie bei uns in einem Kurs und es gibt bei uns eine Pause, dann gibt es Kaffee, und dann kann man sich unterhalten, und die Kursleiterin bleibt auch noch stehen und sagt ja so und so ist das mit dem Ticket. Sie hat dann mit unserer Adminkraft geredet, sie hat gesagt, wo bin ich hier gelandet, das ist ja Wahnsinn. Und da denke ich mir, das darf überhaupt gar nicht sein, dass die Leute so so ein Bild haben, dass sich niemand schert. Also! #00:40:58-8#

S: Unsere Deutschtrainerin spricht auch, also spricht auch ein nicht die Sprache der Klienten, also die spricht auch nur Deutsch mit den Klientinnen oder mit Teilnehmerinnen. Aber sie kann halt wirklich so mit der Sprache umgehen, dass sie Dinge vermitteln kann, auch wenn es nur, also ganz langsam und ganz einfach formuliert wird. #00:41:27-6#

I: Voll bedarf halt wirklich diese dieser Geduld und der Zuwendung, dann halt auch, oder dass man sich wirklich darauf einlässt, auf den anderen Menschen auch. #00:41:38-0#

S: Genau, und die Einstellung, dass halt der will, der hat vielleicht eine info für mich, und ich möchte ihm helfen. nicht ich möchte ihn nur so schnell wie möglich loswerden. #00:41:51-9#

B: Na, ich glaube, es geht. Es ist eine Haltung, es ist eine Handlungsfrage. Interessiert mich jetzt oder interessiert mich einfach nicht, und bleibe ich in meiner Welt und tangiert mich das nicht? #00:42:08-0#

I: Voll. Also, es ist auch wieder so ein großer Begriff. Oder irgendwie auch sehr abstrakt aber habt ihr den Eindruck, dass eure Zielgruppe in St. Pölten sichtbar ist, beziehungsweise gibt es irgendwelche Orte oder Plätze, wo sich die Frauen gerne aufhalten oder auch nicht gerne? Oder? #00:42:39-0#

S: Das kann ich schwer beantworten. Weiß ich nicht. Nein, ja. #00:42:47-2#

B: Ich bin auch nicht aus St. Pölten. Ich weiß nicht wo sie sind. #00:42:54-7#

S: Sie kommen auf jeden Fall gerne zu uns. #00:42:57-5#

B: Ja, das ist richtig. #00:42:59-0#

I: Ja. #00:42:59-2#

B: Sie trinken auch gerne bei uns einen Kaffee, einfach mal! #00:43:03-4#

S: Genau. Sonst weiß ich nicht. #00:43:07-1#

I: Kommt es vor, dass die Frauen dann so vorbeikommen und einfach einen Kaffee trinken und eher so ein bisschen quatschen? #00:43:14-6#

S: Wenn wir den Raum hätten, glaube ich, würden sie es machen. #00:43:18-1#

B: Absolut. Wir haben den Raum nicht, haben wir genau, wir haben auch nur den Warteraum. Aber grad wenn Kurs Pause ist und wenn alle Kursteilnehmerinnen draußen sind, da wird munter gequatscht und Kaffee getrunken, und da gehen auch die Infos rum. Also, wenn wir einen so einen, ich sage jetzt mal, einen Aufenthaltsraum hätten, wo man rein kann, ohne dass man quasi also bei uns dürfen immer nur aus Sicherheitsgründen bestimmte Anzahl von Leuten im Warteraum sitzen. Aber wenn wir jetzt einen Raum hätten, der offen wäre, da würden sie sich treffen. Da bin ich mir auch sicher. Hätte mir auch eingereicht, aber ja, haben wir nicht bekommen. #00:44:02-3#

I: Okay, ja, ich denke, solche Orte gibt es sowieso irgendwie viel zu selten, so konsumfreie Orte also einfach irgendwie, wo Menschen sich einfach treffen können und irgendwie begegnen können. Es gibt es irgendwie sehr selten, ohne dass jetzt irgendwas Spezielles passiert dort. #00:44:19-2#

S: Stimmt ja. #00:44:20-4#

B: Ich weiß zum Beispiel auch nicht, ob am Ratzersdorfer See, ob da die Leute hingehen oder nicht. Ich weiß es nicht, grillen oder ich weiß es wirklich nicht. #00:44:32-6#

I: Ja, ich habe auch die. Die drei Frauen, die beim Workshop waren, habe ich auch gefragt, ob es Plätze gibt in St-Pölten, wo sie sich gerne aufhalten. Wobei, da war es halt so, dass zwei der Frauen erst seit zwei, drei Monaten da sind. Also ja, sie haben irgendwie gemeint, dass es sowieso St. Pölten jetzt noch nicht so viel so kennen. Ich denke mir auch so bei mir selber. Ich studiere dort, aber ich hab mir kaum was in St. Pölten angeschaut. Also, ich war einmal am Hauptplatz, und das war also ja, ja, das ist wahrscheinlich auch unterschiedlich. #00:45:17-9#

B: Ja, ich kann sie echt nicht sagen. Müsste man die Tanja fragen, oder halt jemand, der da wohnt. #00:45:26-1#

S: Ja, ich glaube, da hast du jetzt auch die zwei falschen, weil wir beide aus Wien sind. #00:45:31-6#

I: Macht ja nix. #00:45:34-4#

B: Ja, halten uns auch nicht so viel in St. Pölten auf. #00:45:37-6#

I: Ja, ja, verstehe ich, ja, aber ich finde es eigentlich schon überraschend, dass es in St. Pölten doch viele Angebote gibt, also oder vielleicht ist es auch irgendwie trügerisch. Aber es kommt mir eigentlich schon so vor, dass für das, dass es nicht so groß ist, dass es eigentlich einiges gibt, auch so in GWA-Richtung. #00:45:58-9#

S: Ja, ich meine, durch das Tangente und durch den hat es jetzt in den letzten zwei Jahren, glaube ich, schon mehr mehr gegeben als davor. #00:46:13-6#

I: Ja. #00:46:14-0#

S: Also würde ich jetzt mal sagen, und ja, es ist aber halt trotzdem dieses und da glaube ich, da kann vielleicht können die von Tangente mehr, mehr Infos geben, ob es wirklich eine, eine Mischung, eine Zusammenarbeit gibt oder nicht. #00:46:35-5#

I: Mhm, ja. #00:46:39-8#

S: Also ob sich Gruppen gebildet haben, wo es, wo es wirklich nicht nur weil sie nicht zwei Frauen, die beide geflohen sind, die jetzt einen Tanz Workshop machen, sondern wo es halt, ob es Gruppen gibt, die gemischt sind von Menschen, die schon länger da sind, mit Menschen, die jetzt erst kurz in Niederösterreich sind. #00:47:05-0#

I: Ja, voll, aber ich habe auch da den Eindruck, dass es halt oft die gleichen Gruppen sind, also auch so bei der Tangente. Ich finde, die zieht halt auch so ein ganz spezielles Publikum an. Das sind dann vielleicht sogar Leute, die auch in Wien die Kunst und Kulturszene aktiv verfolgen und dann extra für die Tangente dann nach St. Pölten fahren, weil ich weiß nicht Esrap spielt oder so, oder die sowieso schon Fan. Also, ich habe auch den Eindruck. #00:47:37-3#

B: Ich habe das auch das Gefühl, ich habe mir das Programm durchgeschaut und man denkt: Ah, war voll cool, und man merkt, dass sie quasi gut finanziert sind, weil da wahnsinnige Leute kommen. Und dann fahr ich aber nicht am Wochenende auch noch nach, obwohl ich ganze Woche hier bin. Aber aber so genau, ich glaube, sie ist da spezielle Szene, die sie ansprechen. #00:47:59-4#

I: Und da denke ich mir schon, also, die haben sicher auch den Anspruch, dass es sich irgendwie öffnet, dass es mehr einlädt für verschiedene Bevölkerungsschichten, aber irgendwie sind es trotzdem immer. Also das, wie das gelingen kann, ist echt irgendwie die Frage. #00:48:17-9#

S: Ist ja auch bei uns die Multiplikatorinnen oder die, die jetzt öfter bei Veranstaltungen dabei sind oder bei Frauencafés oder Ding. Es gibt ein paar Verdächtige sozusagen, die überall und immer dabei sind oder zumindest sagen, sie kommen, und dann, wenn was dazwischenkommt, dann sind sie halt nicht dabei, und es gibt dann schon auch einen Prozentsatz, der dann nur einmal kommt oder nur hin und wieder kommt. Aber ich finde, es gibt schon ein paar Klienten, einen Teil, der wirklich nicht immer immer, aber es gibt ein paar sind, die sieht man halt öfter. #00:49:04-4#

B: Ja, ja, absolut! #00:49:07-2#

I: Weil, die haben sich das wahrscheinlich einfach schon so erschlossen oder so, die kennen irgendwie, das hat irgendwie mehr Zugänglichkeit, schon für sie vielleicht, und andere wären vielleicht interessiert, aber vielleicht kommt man gar nicht auf die Idee. #00:49:23-9#

S: Die benehmen sich ja dann auch ganz anders. Also, jetzt wenn wir darüber reden beim letzten Frauencafé. Da war dann eine, die hat dann den anderen erklärt, wie das stattfindet und wieso wir da jetzt darüber reden, so als wäre sie jetzt Teil von unserem Team, und das war schon sehr interessant, und die war halt schon, weiß ich nicht drei, viermal bei so einem Frauencafé dabei und weiß halt schon ein bisschen, wie das funktioniert und wie das vonstatten geht. Und die hat dann gleich gesagt, ja, und Zeitbestätigung, kriegt's hier und wirklich Dinge, wo ich mir dachte, ja! #00:50:01-2#

I: Ja, voll, ja, also, ich bin eigentlich fertig mit meinen Fragen. Danke euch. Und ja, also ich habe jetzt eher auch in der WhatsApp Gruppe, bin ich eh mit der Sabha in Kontakt. Und ja, jetzt haben sich zwei neue eingelockt. Ich hoffe, am Freitag kommen ein paar. #00:50:29-6#

S: Aber du könntest wirklich auch da Sabha sagen. Sie soll noch mal drauf sprechen in die Whatsapp-Gruppe, um was es geht, was sie mitbringen sollen, was nächstes mal, was ihr für nächstes mal vorhabt. #00:50:42-7#

B: Ja, die Sabha könnte ja auch so quasi eine Multiplikatorin sein, quasi, die das auch gerne erklärt? Dann sagt ja, so und so und so. #00:50:55-0#

I: Ja, voll genau! Also, ich schreibe immer wieder in die Gruppe rein, aber ja, ist vielleicht auch ganz gut mit Sprachnachricht. Das Stimmt, werde ich vielleicht mal sagen. Ja!
#00:51:05-1#

S: Genau kommt gut an. Wenn seine Muttersprache ist, kann ich nur sagen. #00:51:11-1#

B: Oder auch wenn es auditiv ist, manchmal können ja die Frau nicht so gut lesen und schreiben, und wenn sie es dann nicht anhören können, ist es ganz oft sehr super.
#00:51:22-0#

I: Ja, also das war beim letzten Mal eh auch so, dass die Sabha dann ich, weil das war noch niemand da, und dann hat sie gemeint, ja, soll sie eine Sprachnachricht drauf sprechen, und dann hat sie das gemacht, und danach haben eben zwei reagiert, und gemeint na sie haben eben keine Zeit, leider. Ja, aber das ja. Na, ich glaube, es braucht irgendwie. Also ich glaube, Multiplikatorinnen sind sicher ein absoluter Schlüssel auch für sowas. Also ich denke mir, auch für den Workshop wärs wahrscheinlich total sinnvoll gewesen, mit einer Multiplikatorin das zusammen zu machen. Aber ja. #00:51:59-6#

S: Nächstes mal. #00:52:01-3#

B: Genau, nächstes mal. #00:52:02-8#

I: Voll also, und das ist ja auch eine Erkenntnis, die daraus gewonnen werden kann.
#00:52:09-0#

B: Ja. #00:52:09-3#

I: Ja, also von meiner Seite aus wäre es das eigentlich wäre noch super, wenn ihr mir das noch unterschreiben könntet. Sind zwei Seiten zu unterschreiben. Ja, und wegen der Audioaufnahme weiß ich nicht, wie wir da tun. Also. #00:52:33-5#

B: Du kannst, glaube ich die Sabha einfach kurz anrufen und fragen. #00:52:38-6#

I: Nein, aber ich meine nein, ich meine von unserem Interview. #00:52:40-7#

B: Und jetzt: Ach so, ja! #00:52:42-6#

S: Da müssen wir, glaube ich, schauen, was passiert, wenn wir jetzt alle rausgehen, was mit der. #00:52:48-4#

B: Na ich, ich würd jetzt, weiß du, was ich tue, jetzt gleich. Kann ich das jetzt stoppen? Hier? Nein, es läuft links oben weiter. Okay, ja, dann genau müssen wir, glaube ich, schon, was passiert, wenn wir aussteigen, und nicht, wer es dann suchen? #00:53:07-0#

I: Aha, kannst du nicht auf beenden gehen? #00:53:11-2#

B: Nachdem ich wüsste jetzt nicht, wo auf denen doch doch Aufzeichnung beenden magst du dabei sein? Ja, was ich tu mal, Bildschirm teilen, dann kannst du mir vielleicht bist du, siehst du uns ja, dann würde ich hier aufzeichnen und auf Beenden gehen, und dann schauen wir, was passiert, auf Meinung anhalten. #00:53:44-1#

	Laufnummer	Interview 1	Interview 2	Interview 3	Interview 4	Interview 5	Zellenaussage	Memos
	Datum	19.09.2024	21.08.2024	04.10.2024	02.12.2024	04.12.2025		
	Uhrzeit	16:00 Uhr	09:30 Uhr	18:30 Uhr	10:00 Uhr	09:00 Uhr		
A	Rahmenbedingungen							
0	Interviewpartnerin	Direktorin eine der drei Sonderschulen in St. Pölten	Leiterin Büro für Diversität St. Pölten	Zwei Sozialarbeiterinnen des Jugendzentrums Steppenwolf	Obmann Club 81	Pädagogische Leiterin Domziel		
0a	Interviewsetting	Relativ lautes Cafe in St. Pölten	Besprechungsraum in Büro für Diversität	Besprechungsraum Steppenwolf, kurz nachdem Communitymappingprojekt vorbei war	Via Microsoft Teams	Im Büro		
0b	Beschreibung der Zielgruppe	Kinder mit unterschiedlichen Behinderungen, die in einer Förderschule in St. Pölten betreut werden	Menschen mit Behinderung in St. Pölten, vor allem diejenigen mit Schwerliegende Behinderungen	Jugendliche zwischen 13 und 24 Jahren aus unterschiedlichen Hintergründen, oft mit schwierigen Lebenssituationen.	Menschen mit Behinderung in St. Pölten	Menschen mit Behinderung bis PS 5		
B	Ansätze der Institutionen							
1a	Strategien zur Förderung von Inklusion	Kooperation mit Volksschule und Mittelschule	Dahin arbeiten dass Inklusion automatisch mitgedacht wird, z. B. im Sportbereich, damit sowas wie ein inklusiven Sporttag gar nicht notwendig ist.	Barrierefreie Infrastruktur: behindertengerechtes WC, Rollstuhlzugang an der Bar	Es gibt Versuche, bei städtebaulichen Projekten mitzuwirken	Mann von Kollegin ist im Gemeinderat, also viel Anbindung in Spratzern.	Schulische Kooperationen, barrierefreie Infrastruktur und politisches Engagement	
1b	Praxisorientierte Methoden der Zusammenarbeit	Teilen von Räumlichkeiten wie Turniseln und Außenanlagen. Austausch zwischen Schulen durch direkte Nähe.	Mundpropaganda als effektivste Methode zur Information. Weiterleitung von zB. Baustellinformationen an Blindenverbände.	Enge Zusammenarbeit mit einem Jugendkontaktsbeamten der Polizei. Monatliche Treffen im Q-Team für soziale Einrichtungen	Wir treffen uns so alle 14 Tage im Hippolythaus in St. Pölten	„Wenn das Feuerwehrt ist in Spratzern, dann helfen Bewohner beim Servieren.“	Ressourcenteilung, Mundpropaganda, enge Vernetzung mit Polizei & sozialen Einrichtungen, regelmäßige Treffen, Einbindung in lokale Events.	
1c	Innovative oder bewährte Ansätze	Mini-Club 81	Schulworkshops im Cinema Paradiso zum Thema Gehörlosigkeit. Veranstaltungen mit Gebärdolmetschern und speziellen Programmen für Gehörlose und Blinde.	Calisthenicspark durch partizipatives Projekt realisiert. Graffiti-Workshops und Skatehalle von Jugendlichen mitgestaltet	Het Dorp	„Special Olympics (...) Bocchia“.	Inklusive Schulworkshops, partizipative Freizeitgestaltung, Special Olympics, etablierte Programme (Mini-Club 81, Het Dorp)	Mini-Club 81 als Best Practice Beispiel
C	Bedarf im Bereich GWA							
2a	Fehlende Ressourcen	Personalmangel für Nachmittagsbetreuung. Freizeitangebote für Jugendlichen mit schwerwiegende Behinderungen.	Personalmangel, wenige Mitarbeiter:innen für fünf sehr große Bereiche.	Budgetkürzung um ein Viertel belastet Projekte massiv. Es fehlen Räume, z. B. Rückzugsräume für Mädchen	Fördergelder, Barrieren in der Stadt	„(...)Schickt uns doch wirklich direkt Plakate, Veranstaltungssachen, die man bei uns im Haus auch wirklich anpreisen kann bei den Bewohnern.“	Personalmangel, fehlende Räume, unzureichende Fördergelder/Freiwilliges Engagement, Informationslücken.	
2b	Themen und Herausforderungen der Zielgruppen	Eins-zu-eins-Betreuung oft notwendig, deswegen Freizeitangebote kaum umsetzbar.	Menschen mit Mehrfachbehinderungen sind oft unsichtbar, haben keine Freizeitmöglichkeiten, sind unfindbar nach der Schule.	Psychische Belastungen bei Jugendlichen, verstärkt durch Corona und Social Media. Nachbarschaftskonflikte durch den angrenzenden Fußballplatz	Menschen mit Behinderung sind nach der Schule oft isoliert und nicht mehr sichtbar in der Gesellschaft	„Sehr viele unserer Bewohner sind einfach sehr unsicher und trauen sich oft gar nicht zu, diese Inklusion auch vielmehr zu leben.“	Isolierung, Unsicherheit im Umgang mit Inklusion.	Unsichtbarkeit als größtes Thema
2c	Vernetzungsbedarf	Hoffnung auf neue Projekte und mehr Unterstützung.	Mit Zugehörige von menschen mit schwerwiegende Behinderungen	Breite Vernetzung durch Q-Team und Kinder- und Jugendnetzwerk	Mit Eltern/Angehörigen von Kinder mit Behinderung	„Ich habe auch immer noch das Gefühl, dass das Domizil in der Stadt nicht sehr bekannt ist.“	Erweiterung von Netzwerken, stärkere Einbindung von Angehörigen, bessere Bekanntheit von Angeboten.	FH als „Inklusionszentrum“ hat viel zu wenig Kontakt zu St. Pöltnr Institutionen
D	Vernetzung der Institutionen							
3a	Bestehende Netzwerke und Partnerschaften	Projektbezogene Zusammenarbeit, aber keine festen Kooperationen	Gute Zusammenarbeit mit dem Gehörlosenverband, Special Olympics und lokalen Sportvereinen	Zusammenarbeit mit Schulsozialarbeit, Streetwork und Social Media. Regelmäßige Treffen mit jugendrelevanten Institutionen	Zur Stadtgemeinde und dem Büro für Diversität gibt es einen guten Draht. Auch mit dem Hippolythaus haben wir enge Kontakte.“	„Pfarrer, dann Feuerwehr. Politisch gesehen also diese Gemeinderatsache mit der SPÖ, da gibt es eine Vernetzung.“	Vieelfältige, aber meist projektbezogene Kooperationen mit sozialen, sportlichen und politischen Akteuren.	
3b	Potenziale für stärkere Vernetzung	Chancen durch inklusive Jugendzentren (im Süden von St. Pölten gibt es nichts) oder neue Treffpunkte	Gemeinsame Initiativen könnten Normalität und Berührungängste abbauen	Verstärkte Einbindung in öffentliche Veranstaltungen	Man braucht oft den Blick von außen, dass man von anderen Erfahrungen sammeln kann.	„Ich glaube auch, dass es in die andere Richtung kommen könnte, weil der Bürgermeister kennt uns, der weiß, dass es uns gibt.“	Mehr inklusive Treffpunkte, gemeinsame Initiativen, stärkere Einbindung in öffentliche Veranstaltungen, Erfahrungsaustausch, politische Sichtbarkeit.	
E	Geteilte Ressourcen							
4a	Gemeinsame Nutzung von Räumen und Materialien	Turnsäle und Außenanlagen werden geteilt	Arenen mit barrierefreiem Zugang, z. B. für inklusives Sportfest	Skatehalle, Fußballplatz	Haus Hypolit	SPÖ Frauenrunde im Haus	Fast alles nur sporadisch. Niemand besucht Kaffeehaus zB.	
F	Ist-Zustand der Inklusion							
5a	Aktuelle Erfolge und Fortschritte	Einbindung von Gebärdensprache als Modell. Berufspraktische Tage für Schüler in lokalen Betrieben	Angebote wie Aqua Zumba fördern Begegnungen. Schulworkshops und Veranstaltungen für Gehörlose erfolgreich.	Jugendliche unterschiedlicher Hintergründe erleben wertschätzende Begegnungen	Die Gesellschaft hat sich in den letzten Jahr sehr positiv in Richtung Inklusion entwickelt, insbesondere in kulturellen Bereichen.	„Wir haben jetzt da seit mittlerweile zwei Jahren regelmäßige Bewohnerrunden bei uns im Haus, die ich leite, als pädagogische Leitung.“	stärkere Begegnungen durch Sport & Kultur, stärkere Einbindung des Sozialraums, zunehmende gesellschaftlicher Wandel, partizipative Strukturen.	
5b	Bestehende Lücken und Defizite	Inklusive Mittelschulen sind selten. Freizeitangebote für Kinder und Jugendlichen mit schwerwiegende Behinderungen fehlen.	Mehrfachbehinderte Jugendliche sind im Stadtbild unsichtbar. Barrierefreiheit in vielen Bereichen unzureichend.	Ressourcenknappheit schränkt Angebote ein. Mangelnde Inklusion in öffentlichen Sozialräumen	Viele öffentliche Orte sind nicht barrierefrei. Die inklusive Teilnahme in Schulen und die Verfügbarkeit von persönlichen Assistenten sind weiterhin unzureichend.	„Da mangelt nur an einer gewissen Selbstverständlichkeit, es auch alleine machen zu können.“	Fehlende inklusive Schulen & Freizeitangebote, eingeschränkte Teilhabe im öffentlichen Raum.	Wieder unsichtbarkeit, Institutionalisierung von menschen mit Behinderung
G	Inklusion der Zielgruppen im Sozialraum							
6a	Partizipation in sozialen und kulturellen Angeboten	Einige Betriebe bieten verlängerte Lehren. Jugendorganisationen wie Steppenwolf, Jugend Rotes Kreuz und Pfadfinder.	Teilnahme an spezifischen Programmen wie Special Olympics oder Kulturveranstaltungen	Jugendliche gestalten den Sozialraum aktiv mit, z. B. Skatehalle	Bei Kulturangeboten ist es vielleicht ein bisschen besser, weil (...) in der letzten Zeit erst verschiedene Einrichtungen geschaffen wurden.	„Bei der Pfarre gibt es immer wieder Aktivitäten, wo die Bewohner dann lesen oder wo Umzüge gemeinsam gestaltet werden.“	Kultur- & Sportprogramme, teilweise aktive Mitgestaltung des Sozialraums, zunehmende kulturelle Teilhabe.	Es gibt nicht mal so wenig an wird es schlecht kommuniziert. Auch seitens FH.
6b	Barrieren im Sozialraum	Rollstuhlfahrer stoßen auf bauliche Hindernisse. Fehlendes Angebot für Gehörlose und Jugendlichen im Autismus-Spektrum.	Mangelnde barrierefreie Infrastruktur, z. B. in Sportstätten und WC-Anlagen. Internet und Kommunikation nicht barrierefrei	Mangelnde Infrastruktur und fehlende Ressourcen hemmen Beteiligung	Physische Barrieren wie fehlende barrierefreie Zugänge und eingeschränkte Mobilität durch unzureichende Infrastruktur verhindern die volle Teilhabe.	BewohnerInnen trauen sich nicht raus, werden aber auch nicht als potenzielle KundInnen gesehen	Bauliche & physische Barrieren, fehlende barrierefreie Infrastruktur & Kommunikation, eingeschränkte Mobilität, mangelnde Sichtbarkeit.	Internet und Kommunikation sind bei weitem nicht barrierefrei
H	Aufenthaltssorte der Zielgruppe							
7a	Beliebte Treffpunkte	Kleine Spielplätze, oft von Jugendlichen besetzt. Teilweise Steppenwolf, aber nicht für die Jugendlichen mit schwerwiegende Behinderungen.	Bahnhofsbereich, Sonnenpark, Steppenwolf, oft auch digitale Räume	Bahnhofsbereich, Einkaufszentren, Parkhaus	Wo man Menschen mit Behinderung sieht, ist bei den Einkaufszentren wie im Trainspark.“	„Da geht man schon in den Hammerpark ... in die Stadt.“	Teilweise Steppenwolf, für Menschen mit schwerwiegende Behinderungen nichts.	Steppenwolf als inklusives Treffpunkt
7b	Orte mit besonderem Bedarf	Sankt Georgen	Sportanlagen, die barrierefrei und für alle nutzbar sein sollten	Genau die Plätze	Nach der Schule fehlt es an geeigneten Orten, die Menschen mit Behinderung gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen	Es gibt genügend Orte nur erfahren die Bewohner:innen zu wenig	Fehlende barrierefreie Sportanlagen & Treffpunkte, unzureichende Teilhabe-Orte nach der Schule	Wäre besser gewesen Orte die kein Besonderen Bedarf haben zu notieren